Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dietrichs, Hermann

Bilder aus der Altmark

Bd.: 2

Hamburg (1883)

4 81.12643-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11732596-3

Bilder aus der Altmark.

Bilder aus der Altmark

von

HERMANN DIETRICHS
und
LUDOLF PARISIUS.

Zweiter Band.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1883.

Druck von J. F. Richter, Hamburg.

Inhalts-Verzeichniß.

(Die mit * bezeichneten Bilder sind Vollbilder.)

Seite

Gardelegen (L. Parisius) 1

Bilder zu Gardelegen:
*Gardelegen (Stadtansicht) vor Seite 1
Das Salzwedeler Thor Seite 3
Das Rathhaus " 4
Die St. Marienkirche " 6
Die St. Nikolaikirche " 9
Bartholomaeus Rieseberg " 11

Die Grafen und Herren von der Schulenburg (O. Schwebel) 26

Bilder zu den Grafen und Herren von der Schulenburg:
Auf dem Stammschlosse der Herren von der Schulenburg Seite 26
Burgruine Apenburg " 30
*Wolfsburg nach Seite 32
Dietrich von der Schulenburg Seite 36
Achaz von der Schulenburg " 43
Matthias von der Schulenburg " 46

Calbe an der Milde und der Calbe'sche Werder (O. Schwebel) 48

Bilder zu Calbe an der Milde:
Calbe an der Milde Seite 49
Burgruine Calbe " 52

Die altmärkische Schweiz und Klötze (L. Parisius) 63

Bilder zu der altmärkischen Schweiz und Klötze:
Die Zichtauer Berge Seite 63
Im Zichtauer Park " 64
In den Zichtauer Bergen (Blick auf Wiepke) " 65
Klötze " 67

Aus dem Drömling (L. Parisius) 68

Bilder aus dem Drömling:
Auf der Piplockenburg Seite 72
Taterberg " 75
*Grabenmeister-Wohnung nach Seite 76

Die Herren und Grafen von Alvensleben (O. Schwebel) 82

Bilder zu den Herren und Grafen von Alvensleben:
Schloß in Erxleben Seite 93
Weteritz " 94

Die Schenken (O. Schwebel) 96

Bild zu den Schenken:
Burg Flechtingen Seite 97

Seite

Kloster Neuendorf (O. Schwebel) 103

Bilder zu Kloster Neuendorf:

Kloster Neuendorf Seite 104
Inneres der Klosterkirche in Neuendorf " 107

In der Letzlinger Heide (L. Parisius) 112

Bilder zur Letzlinger Heide:

Jagdschloß Letzlingen Seite 113
Füttern der Wildschweine in Jävenitz " 118
Die Königseiche " 120

Könnigde und Henniges von Treffenfeld (O. Schwebel) 122

Bilder zu Könnigde:

Könnigde . Seite 123
Henniges' Hof in Klincke " 125

Bismark (L. Parisius) . 130

Bilder zu Bismark:

Bismark . Seite 130
Die goldene Laus " 132

In den Hopfendörfern (L. Parisius) 134

Bilder zu den Hopfendörfern:

Hopfenpflücken auf der Diele des Wichmann'schen Hofes in Güssefeld . Seite 136
Schenkenhorst " 138

Kloster Crevese (O. Schwebel) 142

Bild zu Kloster Crevese:

Klosterkirche in Crevese Seite 146

Arneburg (O. Schwebel) 148

Bilder zu Arneburg:

*Arneburg (Stadtansicht) nach Seite 148
Der Burgberg Seite 149
Johannes Cicero " 153

Die Familie von Bismarck (L. Parisius) 156

Bild zur Familie von Bismarck:

Geburtshaus Bismarck's in Schönhausen Seite 165

Osterburg (O. Schwebel) 167

Bilder zu Osterburg:

*Osterburg (Stadtansicht) nach Seite 168
Pfarrkirche zu St. Nikolaus Seite 171

Krumke (L. Parisius) . 173

Bild zu Krumke:

Schloß Krumke Seite 175

Die Herren von Jagow (L. Parisius) 177

Bilder zu den Herren von Jagow:

Aulosen . Seite 182
Abend in der Wische " 183
Forsthaus in der Garbe " 184
Auf der Gänseburg " 186
Gehrhof . " 187
*Schloß Calberwisch nach Seite 188
Kamin-Einfassung im Speisesaal Seite 189
Dorfkirche in Calberwisch " 191

			Seite
Werben (O. Schwebel)			192
Bilder zu Werben:			
*Werben (Stadtansicht)	nach Seite	192	
Elbthor	Seite	197	
Stendal (L. Parisius).			
Dorf, Burg und Stadt			200
Die Bauwerke Stendals			203
Zur Geschichte Stendals bis zur Reformationszeit			217
Zur Geschichte Stendals von der Reformation bis zur Gegenwart			234
Bilder zu Stendal:			
*Stendal (Stadtansicht)	nach Seite	200	
*Kloster Jerichow	" "	202	
Im Kloster Jerichow	Seite	204	
*Dom in Stendal	nach Seite	204	
*Der Marktplatz von Stendal	" "	206	
St. Annenkapelle	Seite	208	
*An der Stadtmauer	nach Seite	208	
St. Gertrudskapelle	Seite	209	
Tangermünder Thor	"	211	
*Ünglinger Thor	nach Seite	212	
Bischof Kagelwid	Seite	213	
Der Roland	"	215	
Keller der Gewandschneidergilde	"	216	
Die Hagemühle	"	223	
Die Deetzerwarte	"	224	
Kurfürst Joachim I	"	235	
Kurfürst Joachim II	"	239	
Winckelmann's Denkmal	"	247	
Seehausen und die Wische (L. Parisius)			252
Bilder zu Seehausen und der Wische:			
*Einzelhof in der Wische	nach Seite	256	
*Seehausen in der Altmark (Stadtansicht)	" "	260	
Das Beusterthor	Seite	262	
Der Fangelthurm	"	263	
Bülow'scher Gutshof in Falkenberg	"	271	
Bülow von Dennewitz	"	272	
Nachwort			281
Außerdem **Randleisten**			
nach Motiven aus dem Dome in Stendal	Seite	1	
" " aus der Marienkirche in Stendal	"	148	
" " aus der Petrikirche in Stendal	"	200	
" " aus der Marienkirche in Stendal	"	252	
Schlußvignette	"	282	

Bemerkungen, Ergänzungen und Berichtigungen.

Sämmtliche Bilder, mit Ausnahme der nachfolgend verzeichneten, sind nach der Natur aufgenommen:

1) Burg Tangermünde, Seite 26 des ersten Bandes, nach Merians Topographie (1652);
2) Kurfürst Friedrich I., S 53, nach einem alten Oelgemälde im Hohenzollermuseum zu Berlin;
3) Die schöne Else, S. 58, nach einem Holzschnitte des Prachtwerkes „Die Hohenzollern";
4) Albrecht Achilles, S. 61, nach einem Portrait der Ambraser Sammlung;
5) Martin Emmert von Burg, S. 106, nach der von ihm selbst angefertigten Zeichnung, die den Untersuchungsakten beiliegt;
6) Markgraf Otto mit dem Pfeil, S. 121, nach einer Darstellung in der Manesseschen Sammlung;
7) Mathias von dem Knesebeck, S. 217
8) Thomas und Emerentia von dem Knesebeck, S. 218
9) Karl Friedrich von dem Knesebeck, S. 227
} nach den im Besitze des Majors von dem Knesebeck in Tylsen befindlichen Ölgemälden;

im zweiten Bande:

10) Bartholomäus Rieseberg, S. 11, nach einem alten Bilde in der St Marienkirche zu Gardelegen;
11) Dietrich von der Schulenburg, S. 36
12) Achaz von der Schulenburg, S. 43
13) Mathias von der Schulenburg, S. 46
} nach alten, im Besitze der Familie befindlichen Stichen;
14) Johann Cicero, S. 153, nach dem im Dom zu Berlin befindlichen Erzdenkmal von Peter Vischer;
15) Bischof Kagelwid, S. 213, nach einem alten Stich in Seidels Sammlung;
16) Joachim I., S. 235, nach einem Original im Kupferstichkabinet zu Berlin:
17) Joachim II., S. 239, nach einem Aquarellbilde im Hohenzollernmuseum zu Berlin;
18) Bülow von Dennewitz, S. 272, nach einem englischen Stich im Besitze des Hohenzollernmuseums.

Zu berichtigen sind folgende Druckfehler: Band I., S. 28, Z. 10 von oben lies „1136" statt 1336; S. 46, Z. 2 von unten „Muratori" statt Moratori; S. 53, Z. 17 von oben „18. Januar" statt 28. Januar; S. 55, Z. 16 „Lehnin" statt Lehn; S. 61 unter dem Bilde „Ambraser" statt Ambacher; S. 200, Z. 12 „den Landreuter" statt der Landreutor; S. 254, Z. 7 „es" statt er; S. 253, Z. 9 von unten „die Vorsteher" statt den Vorsteher; S. 261, Z. 4 von oben ist hinter „Bekannten" zu ergänzen „den Mauerpolir Otte". Band II. S. 10, Z. 12 von oben lies „1488" statt 1448.

S. 185, Z. 9 von unten ist angegeben, daß der Kaiser mehrmals „Schloß Aulosen" zur Jagd in der Garbe besucht habe; er hat aber stets in Crüden gewohnt. S. 188 im zweiten Absatz ist von dem nach Calberwisch führenden „Rähm" gesagt worden, daß er einen Wiesenbach entlang führe. Dies ist irrthümlich; man überschreitet vielmehr auf dem prachtvollen Wege einen Entwässerungsgraben.

Nach Rektor Dr. A. Dihle's „Nachrichten über die Stadtschule zu Seehausen in der Altmark" in dem Programm des damaligen Progymnasiums zu Seehausen vom 21. März 1864 war Winckelmann Conrektor an der Stadtschule zu Seehausen vom 8. April 1743 bis zum 17. August 1748. Nach seinem Fortgang blieb das Conrektorat mehr als 10 Jahre lang unbesetzt. Hiernach sind die Zeitangaben in Band II., S. 246 zu berichtigen.



J. F. Richter's X. A. Hamburg.

Gardelegen.

Gewölbes herunter zur Kirchen hinein unter die Gemeinde, erschlug 22 Personen — aus jedem Geschlechte, aus jeder Pfarre gleich viel, elf Manns- und soviel Weibspersonen, elf aus St. Marien und soviel aus St. Nikolaipfarr. Darunter acht Ehemänner und soviel Ehefrauen, drei Junggesellen und soviel Mägdlein waren, deren die meisten von den Sparren, Steinen und Balken sofort getödtet worden, andere unter der Last zuletzt sticken mußten. Bei die 20 Menschen sein gerettet und aus dem Steinhaufen herausgearbeitet worden, die sehr verwundet waren, auch zum Theil nachmals den Mund drüber zugethan haben. Da war ein Nebel vom Staub des Kalkes und Mauerwerks, daß keiner aus den Augen sehen konnte; da war ein Geschrei, Heulen und Wehklagen, daß es durch die Wolken hätte dringen mögen; da war ein Gedränge zur Kirchen hinaus, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen, denn der unvermögsamen Alten, der zarten und schwachen Kinder schonte man nicht, sondern man lief über sie hin und trat sie mit Füßen."

Dann kam der 25. Juni, wo „die gelösete Spitze, die bisher wie eine hängende Wand gewesen und von einer Seiten zur andern gewackelt hatte", umfiel und der schöne Thurm niedersank. Die Thurmspitze schlug in die Länge über das Kirchendach hin, zerschmetterte die Gewölbe, auch die Taufe und die Stühle, — aber Orgel, Altar und Kanzel blieben unversehrt. Hierbei kam kein Mensch zu Schaden. Die lange Spitze hätte noch das Pfarrhaus zerschlagen, wenn sie sich nicht vorher an eine große Linde gehängt und dabei in mehrere Theile zerbrochen wäre.

Wenige Wochen darauf, am 13. August 1658, Abends 6 Uhr, brach ein Feuer auf der Stendal'schen Straße aus und griff nach beiden Seiten so schnell um sich, daß Niemand retten konnte.

„Es war allenthalben Feuer; denn die Fette und brennende Speck- und Schmorwaaren flogen bald auf dieses, bald auf jenes Haus, wie denn ein Schmor an den Hausmannsthurm sich hängte, ihn anzündete und denselben nebst Rathhause, Tanzboden und Apotheke herunter und ausbrannte. Es ging damals die halbe Stadt drauf."

Nur die wüsten, unbebauten Stellen, die seit dem 30jährigen Kriege die Häuserreihen der Straßen öfters durchbrachen, hemmten das Feuer, „daß es nicht weiter fressen konnte."

Neun Jahre später vernichtete wiederum ein Feuer den besten Theil der Stadt; an 80 Häuser, darunter die meisten nach dem Brande von 1658 neuerbauten Häuser wurden in Asche gelegt. Es war am Sonntag den 17. November 1667 Abends um 5 Uhr in des Schwarzfärbermeisters Jochim Grünangers Hintergebäude und Scheune aufgekommen.

„Gedachter Schwarzfärber hatte ein Gastmahl zu seiner Frauen Kirchgang angestellt und die Küche in der Scheune an einem gefährlichen Ort angeschlagen; da es dann durch das große Feuer zum Sieden und Braten geschehen sein mag, daß die Flamme Heu oder Stroh oder altes ausgedörrtes Holz über sich erreichet oder daß Fett in die Höhe flieget und das Gebäude anzündet. Denn sobald der Koch Feuer über sich inne wird, brennet es in voller Kraft und Macht zu allen Seiten.

Die Gäste wollten retten — es war zu spät, das Gebäude stand schon in voller Glut, die Flammen hatten bereits der Nachbarn mit Stroh gedeckte Hintergebäude ergriffen. Ein starker Wind jagte das Feuer mit voller Macht zur Stadt hinein. Diesmal wurde zwar das Rathhaus verschont,

„obgleich alles rund herum wegbrannte. Hausmanns Thurm aber mußte wieder mit austhun. Sein Obergebäude, Schlag- und Vierteluhr, die beiden Glocken schlugen herunter und fielen auf der Gassen zur Erden hinein; das Uhrwerk aber ist vom Feuer zernichtet. . . .“

Die letzte große Feuersbrunst datirt vom 28. April 1685. Rathhaus und Hausmannsthurm und 130 Häuser wurden zerstört. Als Brandstifter wurde am 21. Juli der Tagelöhner Mathias Cuno hingerichtet.

Die Nikolaikirche ist in allen diesen Bränden nicht beschädigt, da sie am Nordende der Stadt auf dem Kirchhofe unmittelbar vor der alten Stadtmauer liegt. Nach Inschriften am Südportale ist sie 1222 erbaut und 1522 erweitert. Die Kirche besteht aus einem dreischiffigen Langhause, in welches der oblonge Glockenthurm hineintritt, und einem in fünf Seiten des Achtecks geschlossenen Hochchore. Adler will fünf verschiedene Bauzeiten daran nachweisen. Auch diese Kirche hat durch Feuer gelitten, da zweimal der Blitz gezündet und Schaden angerichtet hat. Anno 1489 am Sonnabend nach Margarethen entzündete er die Spitze oben am Knopfe; sie brannte „bei die fünf oder sechs Mann lang herunter, wobei es blieb und sich stillete“. Am Dienstag nach Antoni, den 17. Januar 1531

„entstand Abends umb acht Uhr ein stark Gewitter, da zündete der Blitz auf St. Nikolaithurm die Spitze an, daß sie auch bei die dreißig Fuß herunterbrannte, darüber alle Glocken zerschmolzen, die Orgel verbrannte und großer Schaden an der Kirchen geschah.“

Nach dem großen Kirchensturz in Sankt Marien 1658 scheint der Kirchenbesuch in Gardelegen Jahre lang für ein lebensgefährliches Wagstück gegolten zu haben, sogar für die Nikolaikirche. Christ. Schultze erzählt:

„Anno Christi 1659 nach dem Kirchenfall und Brande am Pfingstfest entstand unter der Frühpredigt ein Schrecken in St. Nicolaikirche, daß fast alle Zuhörer flohen, ohne daß man wußte, wofür und warum? Es ward aber die Gemeinde bei Zeiten berichtet, daß es ein vergeblicher Schrecken, damit ließ sie sich wieder nieder und die Predigt ward ausgeführt. Desselben Tages in der Nachmittagspredigt, da etwan Kalk und Grieselwerk begunnte zu krümeln im Glockenthurm, liefen alle Leute zur Kirche hinaus, und der Prediger mußte den Schluß machen und aufhören. In demselben Jahre, vier Wochen nachhero, als den 19. Juni unter der Vesperpredigt ward wieder ein vergeblicher Schrecken; es mag Jemand auf der gemeinen Prieche schlafen, im Schlaf umschlagen und ein Gepolter machen, damit stehet die ganze Gemeinde auf und giebt die Flucht. Der Prediger muß abbrechen und mit dem Vater Unser schließen. . ."



Die Nikolaikirche.

Noch mehrere derartige Geschichten weiß Schultze zu erzählen; erst nach Ablauf von zehn Jahren beruhigte man sich.

Die Nikolaikirche ist auf dem Bilde vom Wall aus gezeichnet. Der Garten mit den Trümmern eines runden Stadtmauerthurmes gehört zum alten Pfarrhause, dessen Rückseite sich hier in ganzer Breite präsentirt. Dasselbe enthält seit der Reformation die Wohnung des Stadtpfarrers*). Zu den Wohnungen der

*) In diesem Hause lebte die letzten 23 Jahre seines Lebens der um das Volksschulwesen der Altmark hochverdiente Begründer des jetzt in Osterburg befindlichen Altmärkischen Lehrerseminars, der Superintendent Joh. Ludolf Parisius (geb. 10. Nov. 1760 in Berlin, gest. 1. Jan. 1829 in Gardelegen), mein Großvater. Vgl. Schumann's bereits Band I Seite 246 zitirte „Geschichte des Volksschulwesens in der Altmark". Mein Vater bewohnte dasselbe Haus über dreißig Jahre lang. Wie meine Großeltern, sind auch meine Eltern darin gestorben; ich selbst bin dort geboren.

Diakonen hat man die alten Terminarienhäuser der Bettelmönche von Magdeburg, Helmstedt und Stendal verwendet. Auf der Ostseite der Nikolaikirche liegt auf dem Kirchhofe die „große Schule", 1546 erbaut, bis 1807 Gymnasium, seitdem Bürgerschule. Neuerdings hat die Stadt eine gehobene Bürgerschule, eine Realschule errichtet. Im Rektoratsgebäude wurde als Sohn des Rektors Conrad Tiedge „der Dichter der Urania" Christian August Tiedge am 13. December 1752 geboren.

Das große Hospital mit der Kapelle zum heiligen Geiste unweit der Marienkirche ist eine alte Stiftung mit bedeutendem Grundbesitz, namentlich großen Forsten. Vor dem Salzwedeler Thor liegt St. Jürgen, das alte Spital der Miselsüchtigen, der Aussätzigen mit einer kleinen Kapelle. Uralte Bräuche erhielten sich hier: oft genug habe ich gesehen, wie eine Frau über die Mauer fort neben der Pforte den vorbei reitenden, fahrenden und gehenden Fremden an einer langen Stange die Sammelbüchse entgegenhielt und Almosen in Empfang nahm. Alle Sonnabend stellte sich zu gleichem Zwecke in den Häusern der „Klappmann" von Sankt Jürgen mit seiner Blechbüchse ein; der Klappmann war ein altes Mütterchen.

Die Geschichte der Stadt Gardelegen im Mittelalter und in der neueren Zeit bietet nicht viel Besonderes dar. Die alte Hansestadt war an den Fehden mit dem Adel und wider den Adel und an den politischen Kämpfen der Städte um die alten Privilegien gegen die Hohenzollern mit in erster Linie betheiligt. Sie verlor wie die andern Altmärkischen Städte in dem Bierzieseaufstande von 1448 ihre Rechte und Freiheiten. Christof Schultze schreibt:

„Anno 1480 kam Irrung zwischen dem Rath und der Gemeine, Gilden und Gewerken, und weil man nicht hören wollte, berichtete der Magistrat den Handel nach Hofe, wich aber mittlerweile und gab nach, um größer Unheil zu verhüten. Worauf Ihre Durchlaucht Markgraf Friedrich und Kurfürst zu Brandenburg in Person allhier ankam, die Sache zum Verhör nahm, und weil die Bürgerschaft zu weit gangen war, ließ er einen und den andern auf dem Markt niederknieen und ihnen die Köpfe herunterschlagen, und strafte die Bürgerschaft auf 1300 Gulden ungefähr. Und Anno 1488, da sich die Bürger in den Städten der Bierziese weigerten und nicht folgen wollten, sondern sich widersetzten, ist Markgraf und Kurfürst Johann selbst in alle sieben altmärkische Städte geritten, hat hin und wieder die Rädelsführer enthaupten lassen, an unserm Orte allhier hat es drei Bürger betroffen. . . ."

Über jene Hinrichtungen des Jahres 1480 wissen wir sonst nichts, Schultze beruft sich auf eine Nachricht, die man 1658 im Knopf des Marienkirchthurms gefunden habe.



Bartholomaeus Rieseberg.

Die Reformation hat sich in Gardelegen ruhiger vollzogen, als in Salzwedel und Stendal. Gardelegen erfreute sich vor diesen Städten des Vorzugs, kein einziges Kloster in seinen Mauern zu haben. Vielleicht war deshalb der Haß gegen das Pfaffenthum weniger stark entwickelt. Der Reformator Gardelegens, Bartholomaeus Rieseberg, ist am 24. August 1492 zu Mieste geboren, vierzehn Tage nach dem Tode seines Vaters, eines Bauern. Er erhielt einen Stiefvater, der ihn nicht leiden mochte und oft mißhandelte. Darum wurde er zu seinem Großvater nach Wernitz gethan. Bei diesem mußte er dreschen bis in sein 17. Lebensjahr. Da kam ihm die Lust zum Studiren an. Der Küster zu Mieste unterwies ihn im ABC. Hierauf ging er längere Zeit auf die Schule zu Gardelegen. Dann zog er als fahrender Schüler durch die Welt. Als Luther in Wittenberg gegen das Papstthum auftrat, ging er zu ihm und wurde sein eifrigster Schüler. 1520 kehrte er als Lehrer nach Gardelegen zurück, gerieth aber hier „mit den Meßpfaffen in Streit" und wurde deshalb als Ketzer exkommunizirt. 1522 ward er Prädikant zu Magdeburg, kam aber wegen seiner Predigten wider den Papst mit den Mönchen in Streit und mußte weiter wandern. Im Krug zu Wanzleben traf er einen Mann aus Hessen, der ihn mit nach Immenhausen nahm. Hier ward er als Prediger angestellt. Allein die Mönche verklagten ihn, und der Landgraf ließ ihn mit Reutern aus der Kirche holen (22. Juni 1523) und als Gefangenen auf den Greifenstein (Grevenstein?) in einen festen Thurm führen. In fünfwöchentlicher Gefangenschaft halb verhungert, befreite er sich und entrann:

„Ein Weib kam zum Gefängniß und bot ihm alle Hilfe an zur Erledigung; die mußte ihm ein Messer und Bohrer in Brot gebacken zubringen, womit er sich losmachte, denn die Hellen (Helden oder Fesseln) und Eisen kunnte er von den Händen abstreifen, so war er verhungert. Darnach arbeitete er an der Thür, bis er sie in der Nacht offen kriegte. Als er die Treppen hinuntergehen wollte, da segnete er sich und sprach: Das walt Gott Vater, Sohn und heiliger Geist, Bartholomaee, nimm was Dein ist und gehe! Er kam durch die verfallenen Mauern und ausgetrucketen Stadtgräben frei davon, und ging allezeit außer der Heerstraßen seines Weges, ward aber in der Stadt allenthalben in Häusern und Scheuern gesucht, doch vergebens. Hierauf kam er gen Wittenberg zum Luthero, klagte und erzählte denselben seinen Zustand, der rekommandirte ihn nach Schweinitz, einem Städtlein bei Wittenberg, darinnen ward er Kaplan. . . ."

Von Schweinitz ward er später nach Kloster und Stadt Brehna und von da nach Seyda berufen, wo er 13 Jahre blieb. Der Landgraf von Hessen sandte ihm um diese Zeit fünf Gulden,

„die er verdient hatte zu Immenhausen und gnädige Briefe, wann ihm beliebe, sollte er wiederkommen, die beste Pfarre in Kassel oder Immenhausen sollte sein sein. Er stellte es mit dem Herrn Luthero im Rath; der sagte: er sollte bleiben, da er wäre, der Landgraf wäre ein junger Herr, er könnte leicht anders Sinnes werden. Also schlug er es ab."

Als Kurfürst Joachim sich zur evangelischen Lehre neigte, mahnte Rieseberg die Stadt Gardelegen, nicht die letzte zu sein, die sich aus des Papstes Banden befreie. Man bat ihn, selbst zu kommen und das Evangelium zu predigen. Er schlug dies anfänglich ab, gab aber auf Luther's Einsprache nach und hielt am 11. November 1539 in der Marienkirche die erste Predigt. Die Stadt nahm die Reformation an, und Rieseberg wurde ihr erster evangelischer Pfarrer und Superintendent. Aber erst 1540 zog er von Seyda fort. Im Rathsarchiv zu Gardelegen findet sich noch seine briefliche Zusage. Er schreibt darin ferner:

. . . „So möget Ihr Euch befleißigen bei Euren Bürgern und Unterthanen, daß sie mir zween starke Wagen, vor einem jeglichen Wagen vier gute Pferde abfertigen und zu mir senden, darauf ich mein Geräth laden und gen Gardelegen fahren und schicken möge. Daneben möget Ihr Euren behangenen Wagen, damit ich mein Weib und Kinder für Regen und Ungewitter schützen und schirmen und zu Euch unversehriget und unverletzt hinüber bringen möge, auch abfertigen, also daß alle drei Wagen auf dem Palmabend hier zu Seyda bei mir erscheinen. Bittet Gott für mich, daß ich mit Glück und Heil zu Euch kommen und Frucht bei Euch schaffen

möge, Gott zu Lob und Ehren, Euch und mir und uns allen zur Seligkeit. Amen, Amen! Datum Seyda Dienstag nach Invokavit 1540.

E. W. unterthänigster Bartholomeus Reyseberg,
Pfarrherr zu Seyda."

Rieseberg, von dem man sagte, daß er unter allen Schülern Luther's „seinem Lehrmeister im Predigen am nächsten komme, am ähnlichsten gewesen," starb 1566 den 10. August in der großen Pest, in welcher Gardelegen an 2000 Personen, darunter alle vier Geistlichen und fast den ganzen Rath begraben mußte. Er war der brandenburgischen Kirchenordnung Joachims II. gegenüber fügsamer gewesen, als der Superintendent der Altstadt Salzwedel (Band I., Seite 183). Als der Kurfürst auf strenge Befolgung jener Ordnung drang (1551), ließ der Diakon M. Andreas Saxo „wegen des Chorrocks und der Gesänge" seine Stelle im Stich. Rieseberg aber, der mit Amtsentsetzung bedroht war, ging nach Berlin, um sich gegen die Anschuldigungen zu rechtfertigen. Dies gelang ihm, und Joachim II ertheilte zu ihm der Stadt Gardelegen das zweifelhafte Lob, daß „sie fromm und willig wäre."

Wenige Jahre zuvor war dies noch nicht so. Über das Verhalten der Stadt zur Vollstreckung der Reichsacht gegen das tapfere Magdeburg berichtet Christof Schultze wie folgt:

„Als Kaiser Carolus V. mit dem Kurfürsten zu Sachsen zu thun hatte und Wittenberg einnahm, und das Geschrei ausbrach, er wollte für Magdeburg, — denn die hatte nicht wollen unterschreiben das Interim, sondern gemerket, daß es hatte den Schalk hinter ihm, — da ließ diese Stadt Gardelegen anno Christi 1547 im Majo und Junio die Graben aufräumen, die Wälle verbessern um die ganze Stadt her, setzte Schanzkörbe und ging Mann bei Mann zur Arbeit. Sie nahm eigene Soldaten an, vierhundert Mann, verlegte sie in ihren Häusern, sie brachte Geschütze auf den Wall, ließ fleißig Wache halten. Darauf flohen herein von Adel, die Bauern aus der Börde, ein Jeder brachte hieher, was ihm lieb war. Es kamen auch unterschiedliche Bürger aus Magdeburg herein. Denn wer sich nicht auf ein Jahr lang verproviantiren kunnte, der mußte zur Stadt Magdeburg heraus. . . . Damals und zwar zu Ende des Maji wurde vor dem Magdeburgischen Thore die Brücke gemacht, vor diesem und vor dem Stendalschen ums Jahr 1547 den 14. Juni die Zingel von Holz, die man auf- und zuschließen konnte. Anno 1550 ward Magdeburg berannt und belagert von Carolo V. und diente unter andern hierinnen dem Kaiser Herzog Georg von Mecklenburg, der bei Haldensleben den 22. September mit den ausgefallenen Magdeburgern schlug 1400 Bauern, und 163 Bürger erlegte. Es kunnte

sie aber der Kaiser nicht einbekommen, und ob er gleich Jahr und Tag dafür lag, auch an die 18 000 große Kugeln vergebens hineinschoß, sondern es kam zum gütlichen Vergleich und sie huldigten Kurfürst Moritz zu Sachsen. . . . Bei so gestellten Sachen streiften die Parteien hin und wieder; da rottirten sich zusammen die Einwohner und Fremdlinge in Gardelegen, auf die Parteien auszugehen, welches ihnen damaliger Bürgermeister Paulus Belling getreulich widerrieth. Allein sie hörten und folgeten nicht, fielen hinaus und trafen in der Nesenitz Herzog George von Mecklenburg Bagagie und Rüstwagen an, die fielen sie an, plünderten und machten Beute. Dieses ward übel vom Fürsten aufgenommen, und der Stadt heftig gedräuet, daß ein großer Schrecken entstand, die Bürger und Soldaten zu Walle gingen und fleißige Wache hielten. Man ließ auch zwischen dem Magdeburgischen und Soltschen Thor alles unter Wasser, vor dem Einfall sich zu sichern. Kurfürstl. Durchlaucht zu Brandenburg aber kam darzu, trat die Brücke nieder und besänftigte den Herzog von Mecklenburg, daß es gnädig abging."

Gardelegen war damals im Wohlstande; dennoch dünkt es uns wunderbar, daß die Stadt sich vierhundert Mann Landsknechte auf längere Zeit gemiethet haben sollte. Die Niederlage der Magdeburger vom 22. Septbr. 1550 erfolgte bei Hillersleben an der Ohre. Als kurz zuvor Herzog Heinrich von Braunschweig die Belagerung der Stadt Braunschweig aufgegeben hatte, nahm Herzog Georg von Mecklenburg das „junge hitzige Blut", die entlassenen Landsknechte desselben in Dienst und durchzog mit ihnen auf dem Wege nach Mecklenburg plündernd und brandschatzend das reiche Magdeburger Land. Einen Theil seiner Bagage mit den erpreßten Geldsummen hatte er bereits nach Gardelegen vorausgeschickt, als sich ihm die Magdeburger mit zwölf Fähnlein Bürgern und Landsknechten, zwei Reitergeschwadern und dreitausend Bauern entgegenstellten und sich von ihm aufs Haupt schlagen ließen. Dieser glänzende Sieg veranlaßte Georg, seinen Zug nach Mecklenburg aufzugeben. Er verließ am 26. September die Ohregegend, führte seine Truppen bei Magdeburg vorbei und schlug sein Hauptquartier in Schönebeck auf. Hier traf schon am 29. September Kurfürst Moritz von Sachsen bei ihm ein und nahm sein Kriegsvolk auf drei Monat in Eid und Pflicht. Darnach muß der von keinem zeitgenössischen Schriftsteller erwähnte Zug Georgs nach Gardelegen zwischen den 22. und 26. September fallen. Schultze scheint seine Darstellung ungedruckten Annalen des jüngeren Bartholomäus Rieseberg (geboren 1530, gestorben als

Diakonus der Marienkirche an der Pest am 6. Oktober 1566) entlehnt zu haben.

Auch in Gardelegen wurde durch die Reformation in den gebildeteren Volksklassen weder der Aberglaube ausgerottet, noch wahre Aufklärung hervorgerufen. Freilich suchte man seitdem den Hauptstolz in der Gelehrsamkeit, — man rühmte sich, nur studirte Rathsherrn zu besitzen. Aber in den zehn Jahren von 1544 bis 1554 hat der Rath nicht weniger als vierzehn Hexen verbrannt.

Die jährliche Rathswandelung erfolgte am Freitag vor Lichtmessen. Dabei ward ein Gastgebot auf dem Rathhause gehalten, zu welchem auch die Prediger und Lehrer eingeladen wurden und bei welchem die Handwerker, die des Raths Arbeit hatten, aufwarten mußten. Die Schule führte, dem Rath zu Ehren, auf dem Rathhause ein Schauspiel auf, in der Regel ein lateinisches aus dem Terenz.

„Anno 1549 den 9. Febr. agirten die Schüler auf dem Rathhause eine Comoediam vom armen Lazaro und vom reichen Manne, deutsch; A. 1558 den 21. Febr. eine deutsche Komödie vom verlorenen Sohn; A. 1559 den 9. Febr. eine deutsche Tragödie von der Susanna und den ungerechten Ältesten und Richtern."

Bei der letzten Aufführung muß Unliebsames passirt sein, denn nun wurde auf Anrathen des Bürgermeisters Paul Belling der Brauch „aus erheblichen Ursachen" abgeschafft, „weil aus den Actionibus viel Unordentliches erfolgte." Seitdem

„wurden auch vom Rathhause Präbenden, Speis und Trank auf die Schule geschicket und kamen auch wohl mitten in der Nacht Herren des Raths hinauf, die mit den Schulkollegen sich erlustigten."

Die Schule stand damals mit dem Rath in enger Verbindung. Aus den Schulkollegen wurden öfters Rathsherren und Bürgermeister. Als ein besonders hervorragendes Beispiel eines ebenso ausgezeichneten Gelehrten, wie vorzüglichen Bürgermeisters wird stets Arnold Bierstedt angeführt, — die erste Zierde Gardelegens (decus Gardelegiae praecipium) — nennt ihn Christ. Schultze.

Bierstedt hat unter andern vielen Schriften auch eine noch vorhandene handschriftliche Selbstbiographie in lateinischer, vielfach mit griechischen Floskeln untermischter Sprache hinterlassen. Danach war er am Himmel-

fahrtstage 1542 in Gardelegen geboren als Sohn des zweiten Bürgermeisters Paul Bierstedt und dessen Gattin Anna, geb. Niepage; er verlebte seine Jugend in Krankheit und Siechthum, studirte sodann in Wittenberg unter Melanchthon, und wurde bereits 1561 in seiner Heimathsstadt Konrektor und im folgenden Jahre Rektor. Dieses Amt hatte er noch in dem entsetzlichen Pestjahre inne. Er erzählt darüber von sich:

„Als er im 1566sten Jahre das Rektorat verwaltete, drang die allgemeine und allenthalben um sich greifende Pest auch in unsere Stadt. Alle wachsamen treuen Diener der Kirche, die in der Freudigkeit des Glaubens die erkrankten Gemeindeglieder besuchten, sowie acht Mitglieder des Raths wurden fortgerafft; Bürger und Einwohner starben haufenweise dahin. Auch die Schülerschaar wurde verwüstet, 160 von ihnen, darunter manche edlen und hoffnungsvollen Pflänzlein aus unsern ersten Familien erlagen der Seuche. Aber Arnold Bierstedt hielt in seinem Rektorat aus und ging, wenn die Leichen hinausgetragen wurden, allemal mit der gelichteten Schaar seiner Schüler dem Zuge vorauf."

Das Rathskollegium bedurfte der Ergänzung; 1567 wurde Bierstedt in dasselbe berufen, zunächst als Kämmerer, später trat er in das Schöffenkollegium, wurde Stadtrichter, endlich 1586 Bürgermeister. Über die Verwaltung dieses Amtes sagt er, — sofern wir sein etwas wüstes Latein richtig verstehen und übersetzen, etwa Folgendes:

„Da er in diesem 1586sten Jahre zum Bürgermeister unserer Stadt berufen, vom Kurfürsten Johann Georg bestätigt und von unsern Bürgern angenommen war, trägt er die Fülle von Unannehmlichkeiten, die Wagenlasten von Arbeit, das Meer von Trübsal, denen er sich in Demuth unterzogen, mit standhaftem Sinn, unter dem Beistande Gottes, Christum, der ihn zum Hafen führt, stets im Herzen tragend . . . Wie schwer aber das Amt eines Bürgermeisters in unserer Stadt ist, wie beängstigend, drückend, angreifend, dornig, kummervoll, arbeitsreich, peinigend, stachlig und verwickelt es ist in diesem Zeitalter der letzten Welt (!) — das weiß nur der allein, der sich in diesem Eichenwald aufhält, im Dornenhag zerrissen, im Distelfeld zerstochen ist."

Er meint dies am besten durch Schilderung der Geschäfte eines Tages, und zwar des 6. Juni 1586, darstellen zu können:

„Ganz früh Morgens trafen Briefe des Kurfürsten von Brandenburg ein mit der Aufschrift: »»cito, citius, citissime««, die der Bürgermeister meist nach Lüneburg abfertigen mußte. Darauf folgten weiter zu befördernde eilige Aktenstücke des sächsischen Kurfürsten, in einen Ranzen eingeschlossen, unter dem Zeichen des Rades, des Schwertes, der Ruthen und des Galgens. Eilboten der Herzogin von Lüneburg (Ducissae Luneburgensis citatissimi tabelliones) kamen mit der Bitte, die Herzogin

nach Wolfenbüttel zu fahren. Des Landeshauptmanns Vorläufer (praecursores) verkündeten, daß alles auf der Herzöge Kosten (principum sumptibus) zu geschehen habe. Der Landbote (cursitator publicorum itinerum) zeigte amtliche, nach andern Städten zu bringende Schreiben vor. Der Kastner vom Schloß Tangermünde mahnte, Alles zu beschleunigen. Der Amtmann vom Kloster Neuendorf gab getreulich Weisung, wie Jegliches zu besorgen sei. Ein dringend nothwendiger Märkischer Städtetag wurde angesagt. Mehrere Boten verlangten, daß den Gläubigern die Rückstände bezahlt würden. Der Bierziesemeister drängte, die eingenommenen Gelder nach Berlin zu senden. Briefe von Edelleuten mahnten, daß unsere Bürger die von ihren Unterthanen gemachten Darlehen zurückzahlten. Unsere Bürger verlangten stürmisch, daß endlich auch ihre Angelegenheiten erwogen und besorgt würden. So mußte der Bürgermeister, als er auf das Rathhaus ging, Boten empfangen, — während er dort war, Briefe verfassen, und als er vom Rathhause fortging, Boten entlassen, so daß kaum Zeit für Frühstück und Mittagessen übrig blieb."

Bierstedt hat seine Lebensbeschreibung am 6. Juni 1586 abgeschlossen. Er ist nach Bekmann

„verstorben Anno 1597 am Himmelfahrtstage, gleich wie selbiger auch sein Geburtstag gewesen, nachdem er 55 Jahr gelebet und 11 Jahr das Bürgermeisteramt geführt, und hat den Ruhm nicht allein eines Gelehrten, sondern zugleich eines dem Lande nützlichen und deshalb überall beliebten Mannes hinterlassen . . . Sonderlich hat er sich auch um die Schule verdient gemacht, und sein Beispiel ist so wirksam gewesen, daß durch liebreiche Vorsorge der Einwohner an die 40 junge Leute mit dem Tisch und anderer Nothdurft versorget worden. . . ."

Trotz Theurung, Pest, Feuersbrünsten und Hexenbränden kehrte im sechszehnten Jahrhundert bei der Bürgerschaft Gardelegens Wohlstand, ja Reichthum ein, wie kaum je zuvor. Man verdankte dies dem Hopfenbau und der Bierbrauerei. Der Hopfenbau der Stadt muß schon in alter Zeit sehr bedeutend gewesen sein; im Stadtwappen führt sie den halben rothen Adler und vier mit Ranken umwundene Hopfenstangen. Die Bierbrauerei kam erst seit der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts allmählich zur Blüthe. Um 1400 gab es nur fünf Brauereien, bis 1500 war eine stattliche Brauergilde entstanden und kurz vor dem dreißigjährigen Kriege zählte man in der Stadt 250 Brauhäuser. Das Gardeleger Bier, die Garlei, war weit und breit berühmt. Man legte ihm das Lob bei,

daß es nicht allein gute Nahrung gebe, sondern auch die innerliche natürliche Wärme und den Lebensbalsam vermehre und deshalb von den verständigen Arzneierfahrenen dem Wein vorgezogen werde (S. Schultze S. 105; Bekmann I. S. 653 nach Sauer's Städtebuch v. 1658).

Täglich sollen etliche hundert Frachtwagen davon aus den Thoren der Stadt verfahren sein. Der Ruf der Garlei hielt sich noch lange nach dem dreißigjährigen Kriege. Unter den Gelehrten war sie besonders beliebt. Schultze und nach ihm Bekmann bringen ein aus 51 Distichen bestehendes lateinisches Gedicht des gekrönten Dichters und berühmten Gelehrten Heinrich Meibom, der 1555 geboren, von Hause aus Arzt, 1625 als Professor der Poesie und Geschichte zu Helmstedt gestorben ist. Bekmann schreibt (Seite 45):

„Niemand hat sich das Lob dieses Bieres so angelegen sein lassen, als der berühmte Henricus Meibomius der Ältere. Denn als dermaleinst Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig verboten, daß zu Helmstädt keine Garlei mehr sollte geschenket werden, solche aber daselbst in sonderbarer Hochachtung gewesen, so hat er um solches abzuwenden folgendes Carmen, und zwar im Namen des Gardelegischen Bieres an den Fürsten aufgesetzet, welches auch die Wirkung gehabt, daß das Verbot wieder aufgehoben wurde."

Das Carmen, die demüthige Bittschrift Cerevisiae Gardelegianae, des — wie es in der Unterschrift einer aus derselben Zeit stammenden Übersetzung heißt, „um Ihre Fürstliche Durchlaucht auf dero Julius-Hohenschule sämmtliche Lehrer und Studierende wohlverdienten und ferner sich zu verdienen beflissenen Biers von Gardelegen" hat ohne Zweifel großes Aufsehen gemacht. Schultze bringt in seiner Chronik außer der lateinischen Urschrift, die vom Jahre 1606 herrühren wird, eine griechische Übersetzung des Herrn Joh. Georg Kettenbeil, des Rektors der Gardeleger Schule, „dem guten Trunk zu Ehren" 1655 dem Rath der Stadt Gardelegen gewidmet, ferner zwei hochdeutsche Übersetzungen und eine im braunschweigischen Plattdeutsch — nicht im altmärkischen, wie Bekmann irrig annimmt.

Im dreißigjährigen Kriege hat Gardelegen außer Osterburg von allen altmärkischen Städten am meisten gelitten. 1567 hatte es 478 Wohnhäuser, 1634 447, 1664, also sechszehn Jahre nach dem Friedensschluß, nur noch 151. Nächst Werben der festeste Platz in der Altmark, bekam es eher als die andern Städte kaiserliche Einquartierung. Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg hatte die Stadt am 2. November 1626 im Namen des Kaisers in Besitz genommen und darin sein Hauptquartier aufgeschlagen. Er machte bald andern Heerführern Platz. Im Winter 1627 zu 1628 bezog ein erheblicher Theil von Tilly's Armee in der Altmark Winter-Quartiere.

„Anno 1627 den 5. Dezember kam herein Kapitain Steincallenfels von des Pappenheimers Völkern, der für Wolfenbüttel lag; dem folgte am 25. Dezember der Kapitän Lobad, endlich Anno 1628 den 12. Januar kam der General Graf von Pappenheim selbst herein und hielt des Abends um vier seinen Einzug. Es wurde ihm aufgewartet, die Schlüsseln der Stadt präsentirt und gebeten, der Religion gnädigst zu schonen, welches er versprach und auch leistete. Der Rath und etliche Bürger mußten zum General kommen um eine wöchentliche Kontribution von 400 Thaler, darüber sie Versicherung thun und sich unterschreiben mußten. . . . Anno 1629 führte er seine Gemahlin, die Gräfin von Öttingen, Alma Elisabeth herein. Sie hatte ihr Logis in einem Eckhause an der Gassen, er im andern Eckhause an derselben Gassen. Oben wurden die Häuser durchgebrochen und ein Gang ward über die Gasse gebauet, daß sie zu einander kommen konnten und nicht über die Gasse gehn durften."

Es waren die beiden Häuser der Magdeburgischen Straße an der Ecke des Viehmarktes, im Deutschen Hause wohnte Pappenheim, in Lotsch's Hause seine Gemahlin. Wie die noch wohlerhaltenen Inschriften ergeben, sind beide Häuser in dem Brande von 1686 zerstört worden. In dem zuletzt bezeichneten Hause, gerade gegenüber dem Rathhause, befindet sich oben in den Balken der alte Spruch eingeschnitzt:

Glove, Leve, Trüe, Ehre
Slapen leider alle Vere.

Pappenheim bekannte sich offen zu dem schändlichen Grundsatz, die von Einquartierungen und Durchmärschen schwer belasteten Gegenden vollständig zu ruiniren, damit die Kräfte der Feinde gebrochen und dadurch der Friede erreicht werde. Sein Aufenthalt in Gardelegen dauerte über 2¼ Jahr und soll der Stadt nach mäßigstem Anschlage 92 458 Thaler gekostet haben. Nach Pappenheim kamen andere Kaiserliche, und den Kaiserlichen folgten Schweden und den Schweden Brandenburger und so fort — und Alle raubten und plünderten nach Kräften.

Auch jene niederträchtige „einheimische Soldateska", deren wir bereits bei Tangermünde (Band I. Seite 112) erwähnten, lernte Gardelegen ausreichend kennen. Die Stände führten als die Ursache der furchtbaren Verwüstung des Landes in ihrer Beschwerde von 1641 die elende Disziplin der Brandenburger an, — Offiziere und Reuter machten das ganze Land gleichsam zu ihrem Eigenthum und Raub, und steckten „die gemeinen Schatzungen zum guten Theil in ihren Privatsäckel". Den sie an erster Stelle als einen

der schändlichsten nannten, der Obrist Moritz August von Rochow, war der Führer einer Abtheilung, die lange die Besatzung von Gardelegen bildete. Helmold Wrangel — so nennt ihn Droysen, die Chronik nennt ihn Wilhelm —, früher wegen Todtschlags aus der schwedischen Armee ausgestoßen, lag 1639 als Oberst eines brandenburgischen Reiterregiments in Gardelegen, als die Schweden unter Oberst Pfuhl nahten. Von ihm schreibt Schultze:

> „Der aber schlug sich mit den Seinigen zu den Schweden und brachte die Stadt wieder in ihre Hand. Er ritt eines Tages hinaus und stellete seine Soldaten auf dem Windmühlenberg, eröffnete ihnen seinen Vorschlag, machte ihnen das Ding lieblich und süße für, und hieß reinen Mund davon zu halten. Es kam Obrister Pfuhl vom General Bannier geschicket, um der Stadt Gardelegen sich zu bemächtigen, es bedurfte aber keines Blutvergießens, denn Wrangel rückte ihm entgegen und lieferte sich mit allen seinen Leuten."

Als der „tolle Wrangel" war er bald einer der verwegensten Führer der Schweden (Droysen a. a. O. S. 133).

Nach Wrangel kam der schwedische Oberst Strick und sodann im Dezember 1639 auf längere Zeit der Oberst Kerberg. Dieser war früher brandenburgischer Oberst gewesen, aber als man ihn wegen seiner Betrügereien festnehmen wollte, zu den Schweden gegangen. Jetzt lag er als schwedischer Oberst in Gardelegen, allwo er im August 1641 durch den Oberst Platen im Duell erstochen wurde. Gardelegen war einer derjenigen festen Plätze, deren fernere Besetzung sich Schweden im Waffenstillstand von 1641 ausbedungen hatte; es blieb in Drangsal und Noth bis zum Frieden in schwedischen Händen. —

Nach dem großen Kriege hat Gardelegen gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts noch einmal eine gewisse Blüthezeit erlebt. Hopfen und Bier halfen ihm dazu. In den vierzig Jahren von 1664 bis 1704 hob sich die Häuserzahl der Stadt wieder von 151 auf 433, — freilich immer noch 45 weniger als 1567. Von 606 schoßpflichtigen Personen im Jahre 1567 betrieben 176 Bierbrauerei, von 492 im Jahre 1704: 138. Noch dem Zaren Peter dem Großen hat die Garlei 1698 trefflich gemundet; er versicherte seinen Gardeleger Gastgebern, daß er noch niemals ein wohlschmeckenderes Getränk genossen habe.

Im vorigen Jahrhundert ging die Bierbrauerei vornehmlich an einer falschen Handels- und Steuerpolitik zu Grunde, Ausfuhrverbote ruinirten den Hopfenbau. Auch der Hopfenhandel kam in andere Hände. Bekmann (1753) berichtet, daß ein Stakhaufen Hopfenland, der 1610 zu 110 Thalern verkauft sei, nunmehr nur 15 bis 20 Thaler werth sei, und daß vor dem dreißigjährigen Kriege der Grund und Boden einer Bräustelle so viel gekostet habe, als nun der Platz mit den Gebäuden.

Nicht zum Vortheile, sondern mit zum Verderben gereichte es der Stadt, daß sie 1715 zum Garnisonort, zum Standquartier des Regiments des alten Dessauers, des Fürsten Leopold von Anhalt, erhoben wurde. Sein Wohnhaus „zum schwarzen Bären" auf der Sandstraße zeigt noch jetzt das Anhaltische Wappen. Die Besatzung „vermehrte die Bevölkerung der Stadt plötzlich um ein Siebentel". Aus aller Herren Länder zusammengelesen, erhoben die unzureichend besoldeten Soldaten nicht zu befriedigende Ansprüche an die arme Bürgerschaft, und der alte Dessauer war „ein Plagegeist, wider welchen bis zum Throne sich Klagen erhoben, dort aber nie Gehör fanden". (Bauke, Seite 87.) Die Tuchmacherei, durch König Friedrich Wilhelm II. künstlich eingeführt, konnte nicht zu dauernder Blüthe gelangen. —

Von persönlichen Beziehungen, welche die Altmark und die Altmärker im vorigen Jahrhundert zum Königshause hatten, läßt sich herzlich wenig mittheilen. Nur über den Empfang, den König Friedrich Wilhelm II. im zweiten Jahre nach seinem Regierungsantritte in Gardelegen fand, und wie er denselben erwiederte, kann ich nach Familienpapieren — nach dem Tagebuch meines Urgroßvaters und nach dem Tagebuch und einer besonderen Aufzeichnung meines Großvaters Folgendes berichten:

König Friedrich Wilhelm II. war mit dem Kronprinzen, dem späteren Könige Friedrich Wilhelm III., „zur Wiederherstellung seiner Gesundheit" im Bade zu Pyrmont gewesen. Auf der Rückreise nach Berlin sollte er am Nachmittage des 15. Juni 1788 in Gardelegen eintreffen und daselbst übernachten. Gardelegen, die erste preußische Stadt, die er auf seiner Reise berührte, hatte „große und viele Veranstaltung getroffen", ihn feierlich zu empfangen. Auf der Sandstraße war eine hohe Ehrenpforte errichtet und mit Blumen- und Laubkränzen umwunden. Die Straßen waren mit Sand

befahren und mit Blumen bestreut. Von jungen Tannen und Birken waren Alleen gezogen. Die Schützengilde war dem Könige entgegengeritten. Er ließ lange auf sich warten. Stunde auf Stunde verrann. Endlich Abends zehn Uhr kam er angefahren. Man hatte inzwischen die Ehrenpforte und die Straßen festlich beleuchtet. Der Zug ging durch die Sandstraße und den Viehmarkt vor Bürgermeister Markmann's Haus, in welchem der König übernachten sollte. Vor dem Hause standen an der einen Seite der Magistrat, an der andern die Geistlichkeit im Ornat. Eine Schaar weißgekleideter Jungfrauen, mit Rosenkränzen auf dem Kopf, fehlte nicht. Als der König aus dem Wagen stieg, bestreuten zwölf Mädchen seinen Weg mit Blumen. Die dreizehnte aber, des Direktor Zarnack Tochter, überreichte ihm auf einem Atlaskissen einen Kranz und folgendes gedruckte „Karmen":

„An seine Majestät den König, als Allerhöchst derselbe den 15. Juni 1788 die Stadt Gardelegen durch seine Gegenwart beglückte:

Willkommen uns, in unsers Landes Grenzen,
Die Deine Ankunft heut beglückt,
Die, gleich dem frühen Sonnenstrahl
Dein Frühlingsblick zum ersten Mal
Mit Freud' und Segen füllt, mit jungen Blumen schmückt —
Willkommen Vater! Sieh', auf Deinen Wegen
Eilt unsre Liebe Dir entgegen;
Streut Blumen Dir, mit jenem Kindessinn,
Der Dir allein gefällt, auf Deine Pfade hin.
Dein großes Herz, gewohnt auf Absicht nur zu sehen
(Dies sagt' uns inniges Gefühl,)
Wird unsre Kränze nicht verschmähen,
In diesem Wenigen giebt unsre Liebe Viel!"

Das Mädchen kam nicht dazu, das Lied vorzutragen. Denn der König nahm ihr das Kissen sofort ab, sagte: „Danke schön!" und ging, ohne sich umzusehen, in's Haus. „Alles mußte sich sofort entfernen — damit er ruhig schlafen könne — und das verabredete Vivat wurde nicht gewagt." Die Bürgerschaft war unmuthig und bestürzt. „Diese Umstände," schreibt mein Urgroßvater, „haben große Kosten verursacht, und obgleich viel tausend Menschen als Zuschauer da waren, so haben ihn doch sehr wenige gesehn." Der König reiste schon Morgens halb vier Uhr weiter nach Berlin. An diesem Tage kam zu Mittag der achtzehnjährige Kronprinz Friedrich Wilhelm nach Gardelegen.

„Sein leutseliges Wesen hatte der ihm vorreitenden Schützenkompagnie Muth gemacht. Die Reiter schlossen zu Pferde einen Kreis, das ganze Volk drängte sich zu

und es wurde dem Kronprinzen ein laut jauchzendes Vivat gebracht. Er blieb beständig vor der Thür seines Quartiers, gab seinen Dank und seine Rührung über diese Aufnahme zu erkennen und alle Herzen schlugen ihm entgegen. Die Schützengilde geleitete ihn dann bis zu den Kellerbergen, schloß zwei Reihen, durch die er langsam und dankend fuhr und laute Segenswünsche folgten ihm nach."

Diese, von Augen- und Ohrenzeugen ihren verschwiegenen Tagebüchern anvertraute Darstellung der Vorgänge ist jedenfalls fern von Übertreibung. Der Kommandeur der berittenen Schützengilde war mein Urgroßvater. Er war 1738 als hochgeschossener sechszehnjähriger Waisenknabe in Ruppin von Werbern aus dem Bett geholt und unter die Reiter gesteckt, hatte die schlesischen Kriege mitgemacht und es nachher im Dienst des Prinzen von Preußen, August Wilhelm, und sodann des Prinzen Ferdinand bis zum „Küchenschreiber" gebracht, endlich aber 1761 die Zivilversorgung als „Salzfaktor und Kriegsmetzeinnehmer" in Gardelegen erhalten. „Meine drei Töchter waren auch mit dabei unter den 15," heißt es in seinem Tagebuche. Sein dritter Sohn, mein Großvater, stand vor des Bürgermeister Markmanns Thür als jüngster Diakonus im geistlichen Ornat. Er hatte das gut und treu gemeinte »Carmen« verfaßt. Die es überreichte, die „Mamsell Zarnacken", war seine Braut; neun Tage später, am 17. Geburtstage der Braut, war die Hochzeit. . . .

„Selten ist ein neuer Herrscher mit solchem Beifall empfangen, Lob und Schmeichelei selten in so verschwenderischer Fülle einem Nachfolger entgegengebracht worden, wie Friedrich Wilhelm II.; der „„Vielgeliebte"" war der Beiname, womit ihn die öffentliche Stimme empfing. . . . Bezeichnend aber ist die Thatsache, daß diese Stimmung äußersten Lobes und Jubels erstaunlich rasch in das vollständige Gegentheil umgeschlagen."

So Häußer in seiner deutschen Geschichte (Band I. Seite 197). Als der König Gardelegen besuchte, war die Zeit noch nicht vorüber, in der man noch große Hoffnungen auf „die Milde des wohlwollenden gutmüthigen Königs" setzte. Am 3. Juli 1788, also einen halben Monat nach seiner Heimkehr, ernannte er den berüchtigten Wöllner zum Justiz- und Kultusminister — und wenige Tage später erfolgte das Edikt über das Religionswesen, als der Anfang einer Reihe von Gesetzen, die dem Regierungssystem den Charakter einer Mißregierung aufdrückten. Mein Großvater gehörte zu denjenigen Geistlichen, die dem neuen System tapfern und unerschrockenen

Widerstand leisteten; auch er hatte wegen seiner in theologischen Zeitschriften veröffentlichten Abhandlungen über Kirche und Schule unter der wiederhergestellten strengen Zensur zu leiden. Zum Glück für Preußen dauerte das Regiment Wöllner's nicht lange. Friedrich Wilhelm III. entließ ihn am 11. März 1798, nachdem er ihm bereits einige Monate früher in jener merkwürdigen Kabinetsordre vorgehalten hatte, daß unter seinem Vorgänger zwar kein Religionsedikt im Lande gewesen sei, aber gewiß mehr Religion und weniger Heuchelei geherrscht habe.*) König Friedrich Wilhelm III. trat in dieser Beziehung durchaus in die Fußstapfen Friedrichs des Großen. Wie er in einer Verordnung vom Februar 1802 aussprach, haßte er jeden religiösen Zwang. Religionsedikte und landesherrliche Befehle, die auf Befolgung äußerer Religionsübungen gehen, würden „immer blos Heuchler machen."

Gardelegen war eine arme Stadt geworden. Um das Jahr 1792 wollte man die baufällige Nikolaikirche niederreißen, weil man die Kosten zur Ausbesserung derselben nicht beschaffen zu können meinte. Indessen widersetzten sich Geistlichkeit und Bürgerschaft und brachten den erforderlichen Geldbetrag durch Haussammlungen und Kirchenkollekten auf. So wurde die Kirche gerettet.

Am 15. April 1806 war die Garnison Gardelegens, das 600 Mann starke Bataillon des Tschammer'schen Regiments, ausgerückt — um niemals heimzukehren. Die Schlacht bei Jena vernichtete das alte Preußen. Am 16. Oktober kam Königin Luise unerwartet auf der Flucht nach Gardelegen; von hier fuhr sie ohne längeren Aufenthalt nach Tangermünde. —

*) Seinen eigenen religiösen Standpunkt legte der König in der Kabinetsordre vom 11. Januar 1798 dahin dar: „Ich selbst verehre die Religion, befolge gern ihre beglückenden Vorschriften und möchte um Vieles nicht über ein Volk herrschen, welches keine Religion hätte; aber ich weiß auch, daß sie Sache des Herzens, des Gefühls und der eigenen Überzeugung sein und bleiben muß, und nicht durch methodischen Zwang zu einem gedankenlosen Plapperwerke herabgewürdigt werden darf, wenn sie Tugend und Rechtschaffenheit unter den Menschen befördern soll. Vernunft und Philosophie müssen ihre unzertrennlichen Gefährten sein; dann wird sie durch sich selbst fest stehen, ohne die Autorität derer zu bedürfen, die es sich anmaßen wollen, ihre Lehrsätze künftigen Jahrhunderten aufzudringen und den Nachkommen vorzuschreiben, wie sie zu jeder Zeit und in jeden Verhältnissen über Gegenstände, die den wichtigsten Einfluß auf ihre Wohlfahrt haben, denken sollen". . . .

Die Westfälische Zeit brachte der Stadt eine vorübergehende Blüthe der Tuchfabrikation. Später beschäftigten Fabriken von Horn- und Perlmutterknöpfen zahlreiche Arbeitskräfte. Im Wesentlichen freilich war Gardelegen eine Ackerstadt geworden, welcher der allmählich wachsende Wohstand der Landleute zu gut kam. Die Einwohnerzahl, die im vorigen Jahrhundert zwischen 2400 und 2600 geschwankt hat (1730 2533, 1770 2471, 1800 2595), ist in unserem Jahrhundert langsam, aber ziemlich stetig gewachsen: 1830 4169, 1840 5053, 1867 6132, 1880 6896. Neuerdings hat der Hopfenhandel einen großen Aufschwung genommen. Auch dem Hopfenbau, der im Stadtgebiete vollständig verschwunden war, sind wieder einzelne Gärten und Dämme gewidmet.

Möge die freundliche Stadt mit den grünen Hopfenranken im Wappen sich auch in unsern Tagen im harten Kampfe um's Dasein als tüchtig bewähren und ihre Söhne allezeit zu rechtschaffenen Männern erziehen, die Keinem an Vaterlandsliebe und echtem Bürgerstolze weichen! —



Auf dem Stammschlosse der Herren von der Schulenburg.

Die Grafen und Herren von der Schulenburg.

Es hat in der Altmark stets, — die alten, fabelnden Chronisten sagen, seit den Tagen Heinrichs des Vogelstellers — einen reichbegüterten und mächtigen, in den Künsten des Friedens wie in denen des Krieges gleich erfahrenen Adel gegeben. Allen Geschlechtern voran aber stehen die Herren von der Schulenburg, deren alte Wappenschilder, die drei Adlerfänge des Stammeszeichens und der geviertete, fahnenbesteckte Ochse des Küchenmeister-Amtes, nun lange schon von der gräflichen Krone geschmückt sind.

Nimmer wird sich mit unumstößlicher Gewißheit der Ursprung eines so alten Geschlechtes nachweisen lassen. Doch hat die Vermuthung, daß auch die Herren von der Schulenburg jener großen Adelsgenossenschaft entstammen, welche Soltwedel, die älteste deutsche Burg in der Altmark, hütete und jene Adlerfänge sich zum Schildeszeichen erkoren hatte, außerordentlich viel für sich. Hier in der Altmark, nicht fern der alten Burg Salzwedel, steht jene Schulenburg, von welcher wir im 12. Jahrhundert einen Zweig der Edlen von Soltwedel seinen Namen sich erwählen sehen.

Hier stand die Schulenburg; — sie steht jetzt nicht mehr! Hart an der Jeetze und zwar auf deren rechten Ufer in den Wiesen des Dorfes Stappenbeck erhob sie sich, — eine uralte Warte für die Umgebung! Denn das scheint der Name zu bedeuten. „Schulen" ist das niederdeutsche „Ausblicken," die Schulenburg also ein Lug in's Land. Wir sehen den Burgplatz vor uns. Keine Spur findet sich heut von der alten Veste mehr; Gesträuch hat die kleine Anhöhe völlig überzogen. Bis in die vierziger Jahre unseres Jahrhunderts waren indeß die Trümmer dieser Burg noch vorhanden. Man unterschied den Burgthurm und das Wohnhaus, auch die Keller waren noch wohl im Stande. Wie es bei den ältesten Warten stets der Fall war, zeigte sich der innere Burgraum ungewöhnlich klein. Pappeln umgaben die Stätte, auf welcher fröhliche Knaben ihre Spiele zu halten pflegten.

Ueber die Schicksale dieser Burg giebt nicht einmal eine Sage Auskunft. Denn wir zweifeln, daß diese Schulenburg bei Salzwedel es gewesen ist, welche Kaiser Heinrich V. nach dem Zeugnisse des sächsischen Annalisten belagert hat, als er die berühmte Schlacht am Welfsholze geschlagen hatte. In unvordenklicher Zeit schon, — vielleicht in den Tagen Albrechts des Bären, — muß die Veste gebrochen worden sein, — wir können nicht errathen, von wem. Das Gehölz in der Nähe der Burg und die Fischerei auf der Jeetze aber waren noch in geschichtlichen Tagen in den Händen derer von der Schulenburg. Vielleicht fiel das feste Haus bei einem Sturme auf Salzwedel, welchen uns keines Chronisten Hand aufgezeichnet hat.

Möge der Leser uns gestatten, von der Stammburg sogleich auf die hervorragendsten Edelsitze derer von der Schulenburg in der Altmark überzugehen. Nicht gar weit südlich von Salzwedel finden wir das erste, größere Lehn, welches die Schulenburg erwarben: es ist die Herrschaft Beetzendorf, welche stets als der Hauptbesitz des Geschlechtes betrachtet worden ist. Alles, was die von der Schulenburg in der Altmark besaßen, pflegten sie als einen integrirenden Theil von Beetzendorf anzusehen; die Besitztheilungen von Beetzendorf erstreckten sich daher oftmals auf Brüche, deren Nenner die Zahl 576 war. An der Inhaberschaft von Beetzendorf haftete auch das dem Geschlechte übertragene Erbamt, die Küchenmeister-

würde. Die alte Burg Beetzendorf ist freilich heute nur eine großartige Ruine. Aus den auf uns gekommenen Nachrichten vermögen wir indessen sowohl eine ziemlich genaue Topographie des alten Baues, wie eine Geschichte desselben zu entwerfen.

Das feste Haus Beetzendorf gehörte zu den größesten des brandenburger Landes, weil dasselbe ursprünglich eine markgräfliche Burg gewesen war. Um das eigentliche, mit Mauern umgebene Schloß zogen sich zwei Gräben, der Burg- und Vorburggraben, welche ihrerseits wieder durch eine mit Weichhäusern besetzte Mauer getrennt waren. Zwei Brücken, durch Pforten und Thorthürme geschützt, führten über den äußeren Graben. Zwischen den Brücken befand sich eine Mühle; in der Vorburg, der äußeren Befestigung, standen Scheunen, Korn- und Malzhäuser, sowie die verschiedenartigsten Wirthschaftsgebäude. In Kriegszeiten, wie z. B. anno 1518 bei Gelegenheit der braunschweigischen Fehde, ward die gesammte Anlage wohl noch durch einen Wall gesichert. Noch im Jahre 1584 besaß Schloß Beetzendorf, obwohl dasselbe seine alte Bedeutsamkeit längst verloren hatte, zahlreiches Geschütz; — dasselbe ward im dreißigjährigen Kriege auf der Propstei Salzwedel vergraben, im Jahre 1642 indessen als — unnütz verkauft. Die Schulenburgs beschlossen damals: „Obwohl die beiden Stammhäuser zu Beetzendorf und Apenburg etwas eingegangen, so will doch die Familie sich vorbehalten, daß es in ihrem Gefallen stehe, die Burg wiederherzustellen.“ Es geschah indessen nimmermehr. Und so steht sie denn auch heute noch trauernd in großartigen Trümmern da, gehütet freilich vor dem Zusammensturze von der liebevollsten Pietät!

In der ältesten Zeit war Schloß Beetzendorf in Wahrheit ein Nest der Zaunkönige. Alle Schulenburge ohne Ausnahme lebten auf diesem Hause. Was waren die Alten bescheiden in Bezug auf ihr Daheim! Und sie konnten's auch sein; — saßen sie doch den größeren Theil ihres Lebens im Sattel! An die Frauen dachte die norddeutsche Ritterlichkeit des 16. Jahrhunderts noch gar wenig! Indessen ward das Geschlecht dennoch zu zahlreich; es mußten endlich abgesonderte Edelsitze zu Beetzendorf errichtet werden. So erhoben sich, zunächst wohl auf der Vorburg, zwei „Wernershöfe,“ so erbaute am Schlusse des 16. Jahrhunderts Daniel von der Schulen-

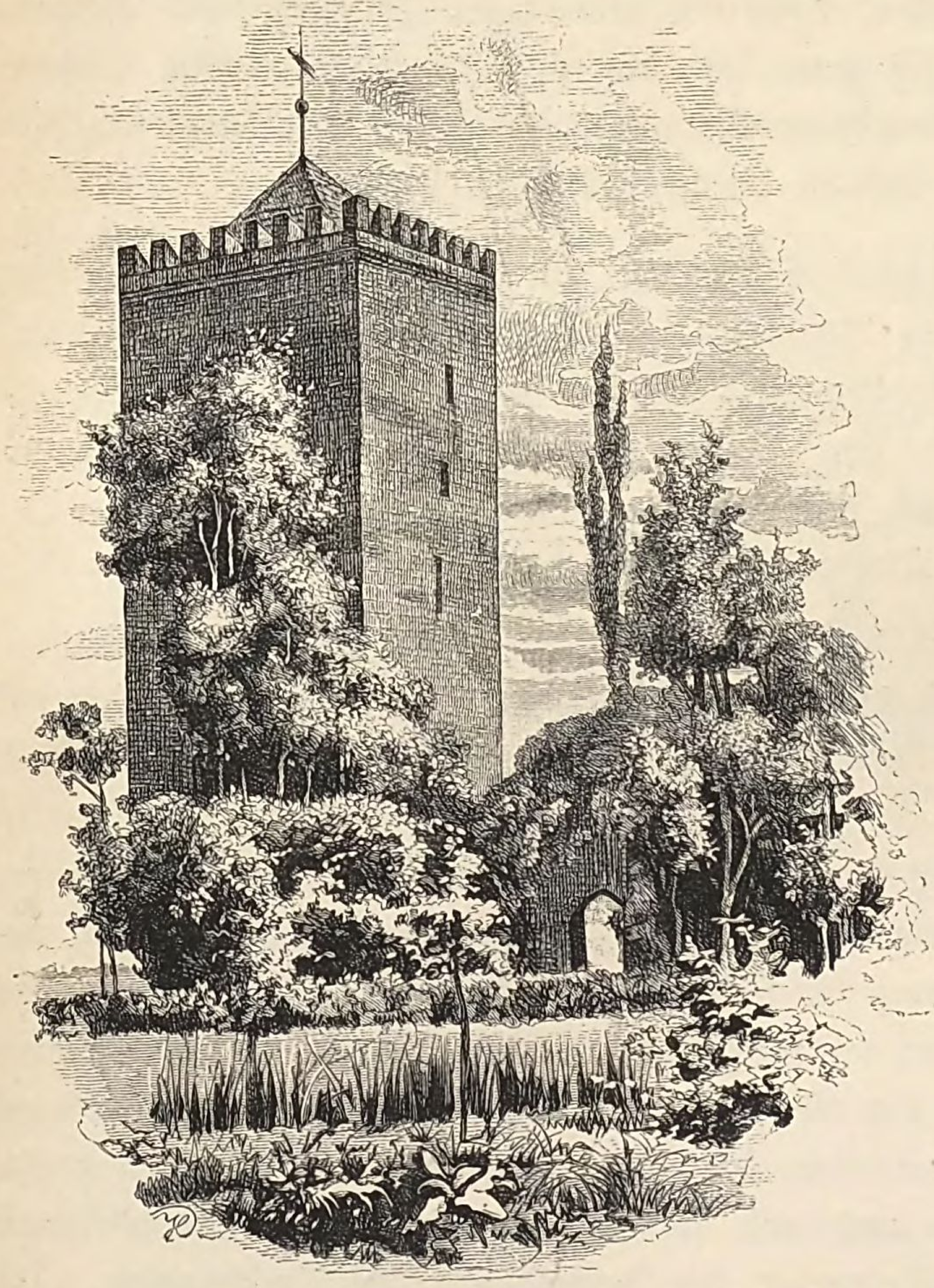
burg das Altenhausener Vorwerk und Wedigo Wigand jenen „großen Hof," welcher noch jetzt den älteren Theil des nun allein bewohnten neuen Schloßgebäudes von Beetzendorf bildet. Noch später entstand der Apenburger Hof, aber erst im Jahre 1760 zog der letzte Bewohner von dem alten Schlosse herab. Es war eine Nothwendigkeit, denn die gewaltigen Mauern und Thürme waren schließlich so baufällig geworden, daß sie abgetragen werden mußten. Liebevoll umzieht die ehrwürdigen Trümmer des alten Markgrafenschlosses heut der Baumwuchs des schönen Beetzendorfer Parkes.

Von dem Flecken Beetzendorf wenden wir uns nunmehr östlich über Grieben nach dem lieblichen Apenburg. Der Besitz dieses „offenen Ortes" war in der wirren, unheilvollen Zeit des falschen Waldemar der Preis, um welchen die Schulenburg's den Baiern Ludwig anerkannten. In seiner höchsten Noth müssen sie sich dem fast Verlorenen zugewendet haben. Das lassen uns wenigstens die Worte des Lehnbriefes von 1351 schließen, welche ungewöhnlich nachdrucksvoll also lauten:

> „In unserer größten Bedrängniß, zu der Zeit, als ein gewisser Waldemar durch Trug und unmenschliche Schnödigkeit in der Mark aufgestanden war, haben die von der Schulenburg uns Beistand geleistet."

Dieser Beistand kam freilich etwas spät; aber er mag um so wirksamer gewesen sein. Sofort erbauten die von der Schulenburg zu Apenburg mit landesherrlicher Genehmigung ein Schloß. Das war den Städten Salzwedel indessen ein Dorn im Auge; es mochte ihnen nichts Gutes von der neuen Veste ahnen; und wirklich war ihr Einspruch so gewichtig, daß der Markgraf selbst eintreten mußte, um nur die Burg zu halten. Dennoch zerfiel dieselbe in der Folgezeit, und erst im 16. Jahrhunderte entstand jenes Schloß, dessen malerische Trümmer der beifolgende Holzschnitt zeigt. Die Umfassungsmauern desselben bilden ein geräumiges Viereck, soviel Platz einschließend, wie ein Gutsherr jener Zeit gebrauchte. Der sehr charakteristisch gehaltene Thurm scheint nach den Urkunden im Jahre 1584 aufgeführt worden zu sein. In den Jahren 1840 und 1841 ist derselbe wieder hergestellt und mit Treppen versehen worden, so daß man ihn jetzt bequem ersteigen kann. Eine prächtige Aussicht über das grüne Thal der

Jeetze und die dunklen Wälder des Ostens bietet sich oben dar; — in reicher Menge sind große, blühende Dörfer in den Teppich des Gefildes eingewebt. Dieses kleine Städtchen Apenburg aber, welches wir überschauen, — es war vor Zeiten auch größer als jetzt; ein furchtbarer Brand zerstörte dasselbe im Jahre 1344. Erst im Jahre des Herrn 1349 konnte der Rath wiederum darangehen, das verkohlte Stadtbuch neu aufzeichnen zu lassen. Auf 24 — Oktavblättern ist uns dasselbe auch heute noch erhalten; — ein Zeichen, wie eifrig dermalen selbst die Bürger, der kleinsten Gemeinwesen über ihren Privilegien wachten. — Steigen wir aber von der alten Apenburger Warte herab: dann noch einen Blick auf diesen prächtigen alten Epheu und einen Blick auf den tröstlichen Frieden dieses Begräbnißplatzes, welchen sich das gräfliche Haus im Schatten des Hauses der Vorfahren zugerüstet hat!



Burgruine Apenburg.

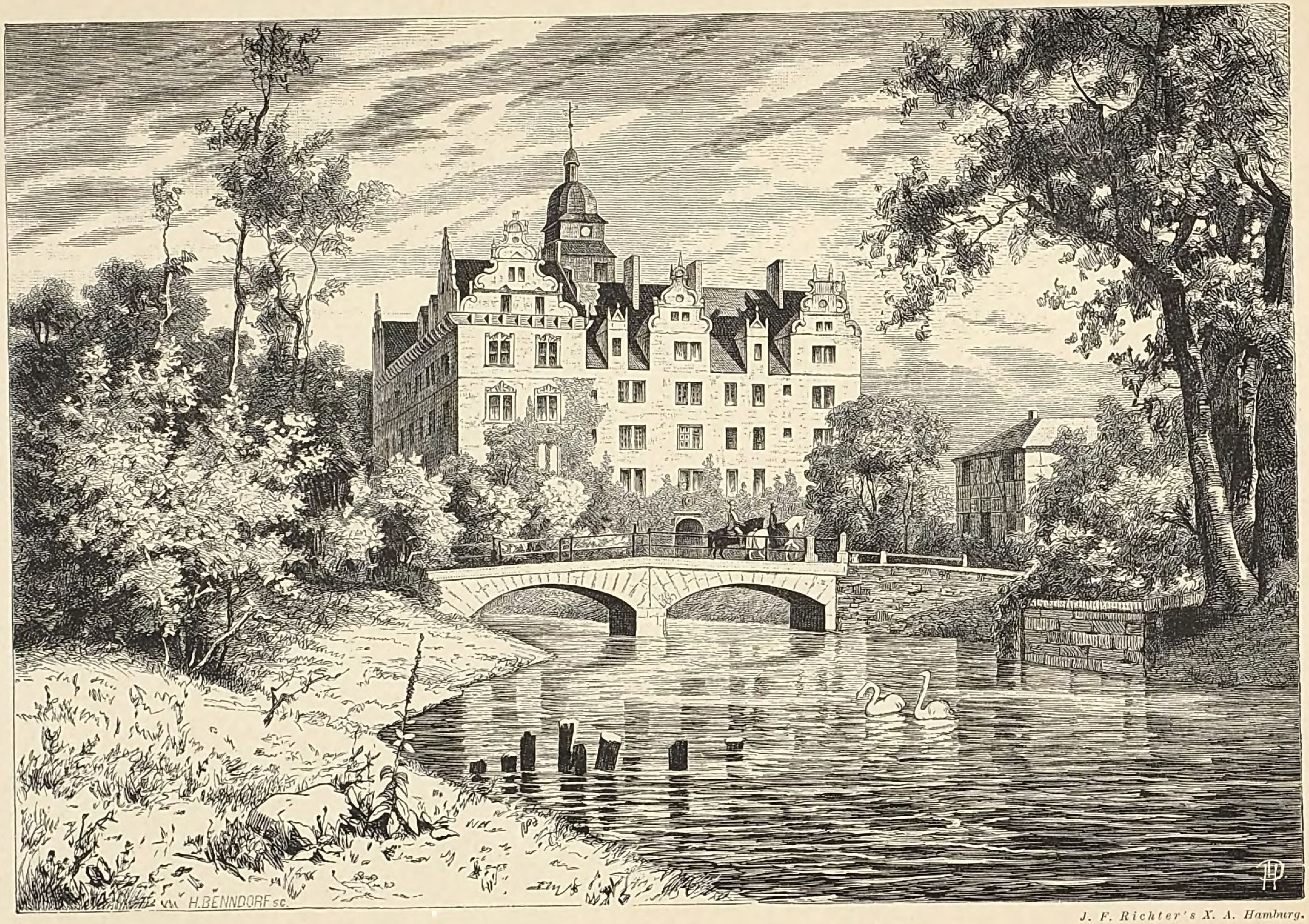
Und nun zurück zur Stadt Salzwedel! Wir treffen in ihrem Westen, an die Stadtmauer sich anschmiegend, ein Kleinod älterer Baukunst, die „Propstei" mit ihrer prächtigen landschaftlichen Umgebung.

Wenn wir die Anlagen derselben durchwandern, — wir können uns des Gedankens nicht entschlagen, hier müsse das Glück beständig gewohnt haben! Und doch, — tiefer Schmerz und schwerstes Leid haben mit dunklen Fittigen den Giebel auch dieses Hauses berührt! Es war am 12. November 1583. Einige Tage vorher hatte sich Bernhard von der Schulenburg zu Salzwedel mit Anna von Hahn vermählt; er feierte heute die Nachhochzeit im Kreise seiner Brüder und Vetter. Fröhlich war man zusammen in dem Schulenburgischen Hause auf der „Schmiedestraße," welches jenem Bernhard zugefallen war. Allein wie ein böser Geist kam es plötzlich über den jungen Ehemann; er übernahm sich im Weine und suchte nun Händel und Streit ohne Ende. Wie es Trunkene zu thun pflegen, legte er endlich das schwere Haupt auf den Tisch. Da sprach begütigend sein Bruder Albrecht IV., Landeshauptmann der Altmark, zu ihm: „Bruder, Du bist voll, geh' schlafen; oder willst Du nicht, so müssen wir weichen." Da Bernhard nichts erwiderte, schickte sich Albrecht an, das Haus zu verlassen. „Nie und nimmer geb' ich das zu!" rief Bernhard, sprang auf und rang mit dem Bruder. Plötzlich fühlte Albrecht einen Dolchstich in der linken Brust. Jetzt nach der That war auch der Brudermörder ernüchtert; er ließ von seinem Opfer ab; mit Aufbietung aller Kraft konnte Albrecht seinen Wohnsitz, die Propstei, aufsuchen. Es ist merkwürdig, — Zeugen der That werden nicht namhaft gemacht. Die Wundärzte erkannten die Wunde sofort als tödtlich; — ein Reitender rief von Dambeck die Gattin des Verwundeten herbei. Sie ahnte noch nichts; — da sieht sie die dunkel gerötheten Linnen. „Mein Herr und Gott, — was ist geschehen?" ruft die Unglückliche. Die Umstehenden wollen die Wahrheit verschweigen; aber der Sterbende ächzt: „Berndt, Berndt, Du thust übel an mir und meinen Kindern!" Die Wahrheit war entdeckt. Da kommt der Magister Johannes Cuno, Superintendent von St. Marien; ihm thut Herr Albrecht seine „christliche Konfession" und erklärt ihm, daß er seinem Mörder gern vergebe, auch bereit sei, aus der Welt zu scheiden. Dann läßt er sich das heilige Abendmahl reichen und sagt zu seiner trostlosen Gattin: „Mein liebes Weib, gern wollte ich wohl länger bei Dir bleiben, wenn es Gottes Wille wäre; weil es aber nicht sein kann, so gieb Dich zufrieden. Du wirst mich nicht

verlieren, sondern mich nur voranschicken; Du wirst mir bald nachfolgen!" Frau Dorothea will ihm die Kissen bequemer rücken: „Ach, laß' mich liegen!" spricht er. „Ich werde bald an den Ort kommen, wo ich sanft ruhen werde!" Man will ihn mit stärkenden Wassern besprengen; — auch das wehrt Albrecht mit den biblischen Worten ab: „Haltet mich nicht auf; ich bin bereit, wann der Herr kommt, in Frieden zu scheiden." — „Herr Jesu, — in deine Hände befehle ich meinen Geist!" — Noch ein Seufzer, und die Seele war geschieden. In der Klosterkirche von Dambeck hat der Ermordete sein Grab gefunden. Bernhard hatte seinen Rausch ausgeschlafen; da sagte man ihm das Furchtbare. Er wollte zu seinem sterbenden Bruder eilen: „Flucht! Flucht!" aber rief man ihm zu. Seiner Sinne nicht mehr mächtig, stürzte er davon, auf schnaubendem Renner in die dunkle Winternacht hinein. Bernhard von der Schulenburg war kein schlechter Mann, und er hatte den Bruder innig geliebt, der ihm eines sorgenden Vaters Stelle ersetzt hatte.

Fünf Jahre irrte der Mörder, welcher nachher es oftmals betheuerte, er wisse nichts von der That, im Auslande umher. Im Jahre 1588 endlich erhielt Bernhard freies Geleit und kaufte sich zu Brandenburg an. Kurfürst Johann Georg entschied dann am 2. August 1592 die verwickelte Angelegenheit dahin, daß Bernhard an die Familie des Getödteten 1500 Thaler Buße zu milden Zwecken zahlen und die Altmark womöglich gänzlich meiden sollte. Wie tief noch immer der Gedanken an die altheidnische Blutrache in den Gemüthern wurzelte, ergiebt sich aus der Bestimmung, daß Bernhard, wenn er die Vettern erblicken würde, ihnen weit aus dem Wege gehen sollte. Zu Brandenburg hat der ruhelose Mann schon 1601 an einem hitzigen Fieber seinen Tod gefunden.

Doch wer heute durch die schattenreichen Lindengänge an der Jeetze innerhalb des Parkes der Propstei dahinwandelt, der gedenkt nicht mehr so schwerer, folgenreicher That! Scheiden auch wir von dem blutigen Bilde, um uns sofort den anziehendsten landschaftlichen Scenerien zuzuwenden, welche die Altmark überhaupt zu bieten vermag. Wir müssen freilich eine weite Strecke brandenburgisches und hannoversches Land, — Wald und Moor, — durchziehen, um endlich zu den Quellen des Allerflusses zu gelangen und, diesen folgend, die Wolfsburg zu erreichen.



J. F. Richter's X. A. Hamburg.

Wolfsburg.

Jetzt aber steigt's empor vor uns, imposant wie eine Fürstenburg, großartig in sich abgeschlossen wie eine Festung! Sieh' diese prächtigen Roccocogiebel, diese kleinen Obelisken an den Schneckenwindungen, diese schlanken Mansarden, diese Kragsteine, auf welchen an den Giebeln einst die Galerien in luftiger Höhe umliefen, diese hohen Schlote und diesen düstern, grauen Gesellen, den alten Schloßthurm, um welchen dieser poesievolle Bau sich anlegte! Romantisch schön, wie die Façaden des Schlosses sich darstellen, klingen die Namen der einzelnen Theile: „rothes Gebäude" und „Ritterhaus," klingt das Wort „Wolfsburg" selbst! Welch' mächtig Geschlecht thürmte diese Veste auf? Ja, sie waren mächtiger einst noch als die Schulenburge, die Herren von Bartensleben, welche dieses Schloß an der Aller erbaut und nach dem springenden Wappenthiere ihres Schildes benannt haben!

Wann dieselben indessen diesen gewaltigen Schloßbau inmitten der Sümpfe an der Aller ausgeführt haben, liegt völlig im Dunkel. Nur das wissen wir, daß diese Burg schon im 16. Jahrhundert in ihrer heutigen, außerordentlich großartigen Beschaffenheit vorhanden war. Ihr ältester Theil war ursprünglich aus Fachwerk aufgeführt und soll um 1346 von einem Günzel von Bartensleben errichtet worden sein. Gar merkwürdig waren die Lehnsverhältnisse dieses Schlosses. Dasselbe galt als „Sonnenlehen," es war ein völlig freies Besitzthum. Im Jahre 1372 trugen Werner und Günzel von Bartensleben diese Burg sammt Zubehör dem Erzbischofe Peter von Magdeburg auf. Sie verlangten indessen bei jeder Belehnung uralte, aus dem deutschen Heidenthume herstammende Geschenke, welche in einem weißen Roß aus dem Marstalle des Erzbischofes, einem Stricke (zwei) blauer Windhunde, einem Hagedornstock von sechs Ellen ohne Knoten und einem weißen Falken bestanden.

Die Wolfsburg blieb unter dem Besitze des großen und reichbegüterten Geschlechtes eine mit Geschütz wohlversehene Veste bis in die Zeiten des dreißigjährigen Krieges, welcher die letzten Reste alter Feudalherrlichkeit auch hier vernichtete. Es klingt ganz eigenthümlich, wenn wir vernehmen, wie dies einfach adlige Geschlecht noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts Contrakte mit Stückgießern schließt, um sich Geschütz zu beschaffen, — wie dasselbe

Soldaten anwirbt und „Christofen von Diesdow" als „einen Hauptmann" sich bestellt. Der Hausschreiber von der Wolfsburg benachrichtigt 1615 seinen Herrn: „Alles ist in gutem Stande und das Schloß fähig, wohl eine Belagerung auszuhalten." Mit ganz außerordentlicher Zähigkeit aber behaupteten die Söhne dieses Hauses unter allen Wechselfällen des Krieges ihr gutes Recht und ihre kriegerischen Prärogative, welche die braunschweigischen Fürsten gebrochen wissen wollten. Im Jahre 1650 kam es in Abwesenheit der Schloßherren sogar zu einem Sturme auf die Wolfsburg, bei welchem deren alte Festungswerke zerstört wurden. Wieder aber warben die Bartensleben Krieger. Durch ein Jahrhundert unaufhörlicher Lehnsstreitigkeiten mit Magdeburg, Brandenburg-Preußen, Braunschweig-Lüneburg und Braunschweig-Wolfenbüttel schlugen sie sich ritterlich hindurch, bis sie im Jahre 1742 mit dem hannover'schen Schatzrathe Gebhard Werner von Bartensleben ausstarben.

Nachdem Gebhard Werner verstorben war, eröffnete sich den Herren von der Schulenburg die glänzendste Aussicht auf den Gesammtbesitz der überaus sparsamen und wirthlichen Bartensleben. Die Erbtochter des Hauses Wolfsburg, Anna Adelheid Katharina, war mit jenem General-Lieutenant Adolf Friedrich Grafen von der Schulenburg vermählt gewesen, der bei Mollwitz sein Blut für den aufsteigenden königlichen Aar von Preußen verspritzt hatte; ihre Söhne waren die einzigen berechtigten Erben. Aber nur die in Preußen und in Magdeburg belegenen Lehngüter gingen, da inzwischen das Edikt von 1717 erlassen worden war, als Allodien ohne Weiterung auf die Schulenburg über. In Betreff der anderen zogen es die Grafen von der Schulenburg vor, mit den Lehnsherren und Prätendenten Vergleiche zu schließen. Von Braunschweig-Wolfenbüttel z. B. erhielten sie für Güter, welche auf 120,000 Thaler taxirt waren, nur 21,000 Reichsthaler Geldentschädigung. Auf die Hülfe des Reichskammer-Gerichts verzichteten sie gern. So zogen denn die Grafen von der Schulenburg als Herren auch in die ehrwürdige Wolfsburg ein, und eine Perle mehr war ihrem Landbesitze hinzugefügt, der so reich, so weitverbreitet, so durch geschichtliche Erinnerungen geweiht ist.

Ein kurzes Wort noch über die Standeserhöhungen derer von der Schulenburg! Seit den Tagen der Lützelburger Markgrafen bekleiden die Schulen-

burge das Amt des Erbküchenmeisters von Brandenburg. Soweit wir wissen, datirt die älteste Verleihung bis auf das Jahr 1373 zurück. Eine Standeserhöhung erhielt zuerst im Jahre 1644 Heinrich Joachim auf Mülrose und zwar die als Reichsfreiherr. Zum ersten Grafen von der Schulenburg wurde im Jahre 1715 durch Kaiser Karl VI. ein Held erhoben, dessen Lebensgeschichte uns noch weiter beschäftigen wird, der große venetianische Feldmarschall Matthias Johann von der Schulenburg.

Ehe wir nunmehr versuchen, Schulenburgische Geschichte in Fleisch und Bein, d. h. die Biographie berühmter Söhne dieses Geschlechtes zu geben, wird es nothwendig sein, der vielfachen Verzweigungen des edlen Stammes zu gedenken.

Jener Konrad, welcher im Jahre 1187 genannt wird, ist der älteste beglaubigte Sohn dieses Hauses. Mit den Söhnen Werners II. theilt sich das Geschlecht, und zwar ist Dietrich II. Stammvater der älteren, schwarzen, Bernhard I. Ahnherr der jüngeren, weißen Linie. Aus der schwarzen Linie mit sieben Häusern bestehen nur noch Haus Liebrose und Haus Primern. Die Nachkommenschaft Bernhards, die weiße Linie, theilte sich wieder in einen älteren, mittleren und jüngeren Hauptzweig. Dem älteren Zweige gehörten zwölf Häuser an. Sechs von ihnen blühen noch bis heute: Wolfsburg, Ottleben, Beetzendorf, Hehlen, Delitz und Meineweh, Klosterroda. Der mittlere Hauptzweig ist ausgestorben. Von dem jüngeren Hauptzweige, welcher einst elf Häuser umfaßte, bestehen noch die Häuser Trampe, Altendorf, Emden, Altenhausen, Bodendorf, Burgscheidungen und Jahnen, Witzenburg und Angern.

Und nun zu den Biographieen derer von der Schulenburg! Als älteste bedeutende historische Person aus dem Geschlechte derer von der Schulenburg begegnet uns Dietrich III., Bischof zu Brandenburg, gestorben 1393, dessen Bildniß uns die Seidel'sche Sammlung aufbewahrt hat. Die sehr unvollkommene Ausführung des in unserer Illustration genau reproduzirten Schnittes beweist, daß derselbe nach einem Epitaphium im Brandenburger Dome angefertigt worden ist. Dietrich von der Schulenburg scheint sehr jung zur bischöflichen Würde gelangt zu sein; aber er hat nichtsdestoweniger den Hirtenstab von Anfang an mit energischer Hand zu führen ver-

standen. Vor Allem ehrt es ihn, daß er sich durch die Truggestalt des falschen Woldemar nicht blenden ließ, sondern seinem Herrn und Markgrafen Ludwig unverbrüchliche Treue bewahrte. Auch jenem schwanken Rohre, Herrn Otto von Brandenburg, den man mit Recht den Faulen genannt hat, war er eine Stütze und ein »consilarius sincere dilectus,« — ein von ganzem Herzen verehrter Rath. Dem scharfen Auge Kaiser Karls IV. konnten Fähigkeiten, wie sie Dietrich von der Schulenburg besaß, nicht entgehen; der staatskluge Lützelburger setzte den brandenburger Bischof im Jahre 1383 zum Statthalter der Mark und zum Reichsverweser ein.



Dietrich von der Schulenburg.

Daß Bischof Dietrich ein getreuer Sohn seiner Kirche war, — daß er als solcher die Wallfahrten zu den märkischen Gnadenorten reich mit Ablaß bedachte, daß er der Jungfrau Maria auf dem Harlunger Berge bei Brandenburg, der Kirche zu Nikamer bei Bernau und selbst dem Wunderblute von Wilsnack auf's Eifrigste Verehrer warb, — wer darf ihm das zum Vorwurf machen? Wie ernst er's aber mit seinem geistlichen Amte meinte, wie scharf er die Disciplin

zu handhaben wußte, das erfuhren im Jahre 1350 die Kleriker auf der Synode zu Brandenburg und im folgenden Herbste die lustigen Nönnlein des Klosters Friedland, die nicht bloß eines, sondern aller dreier geistlicher Gelübde zugleich vergessen hatten.

Mit Vorliebe scheinen die Schulenburg auch dem geistlichen Ritterthume sich geweiht zu haben. Fast in all' den abseits des Weges liegenden Johanniterkirchen der Mark, zu Lietzen wie zu Sonnenburg, begegnet uns der Schild mit den Adlerfängen. Das aber war ein weltlicher Ritter ohne Tadel, Herr Bernhard VI., gestorben 1453! Nachdem er erkannt hatte, daß der Burggraf von Nürnberg kein Miethling war, wie es die letzten Fürsten der Mark gewesen, schloß er sich innig der hohenzollernschen Politik und dem fränkischen Herrn an. Unter denen, die in der vielbesungenen Schlacht von Ketzer-Angermünde (28. März 1420) das Beste thaten, befand sich auch Bernhard VI. von der Schulenburg; im heißen Kampfe mit den Pommern und den Polen erwarb er sich die Sporen. Fast bei allen Regentenhandlungen der ersten Hohenzollern finden wir Bernhard von der Schulenburg anwesend; er war der erste seines Hauses, welcher das hochwichtige Amt eines Landeshauptmanns der Altmark bekleidete. Den höchsten Beweis seiner Achtung und Liebe gab nachmals der eiserne Friedrich diesem Schulenburg, indem er ihn zu einem der ersten Prokuratoren der ritterlichen Gesellschaft von Unserer lieben Frauen Kettenträger ernannte. Vergegenwärtigen wir uns nur, welche Zwecke dieser religiöse Bund in den Marken verwirklichen sollte! Trägerin alles Guten und Edlen, Verbreiterin adliger Sitte, christlicher Barmherzigkeit und frommen Lebenswandels: das sollte die Schwanengesellschaft werden! Wenn wir uns den ritterlichen Bernhard vorstellen, über dem Panzer die wunderschönen Insignien des Schwanenordens tragend, diese Kette mit den silberweißen Bremsen und rubinenen Herzen, dies Muttergottesbild in der goldenen Glorie und den schneeweißen Schwan, — gewiß, dieser Schulenburg ist ein leuchtendes Bild edler Ritterlichkeit in einer Zeit, in welcher der Edelmann fast allgemein der adeligen Zucht entsagt hatte!

Gleichfalls der schwarzen Linie seines Geschlechtes gehörte Werner XI. an. Danneil hat ihn also charakterisirt:

„Er gehörte zu den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit, der mit seltener Gewandtheit des Geistes, verbunden mit strenger Rechtlichkeit, in überaus schwierigen Verhältnissen der Vertraute und Rathgeber zweier Fürstenhäuser war, die in fast ununterbrochenem Kriege lebten, der Kurfürsten von Brandenburg und der Herzöge von Pommern; beiden Fürstenhäusern diente er gleich treu."

Man darf mehr sagen: Es ist geradezu bewundernswerth, wie fest, wie treu, wie weise Werner sich in jenem Zwiespalte der Pflichten gezeigt hat, welcher oft genug an ihn herantrat. Er hat nicht immer glücklich als Krieger operirt, und es war ein gar böser Streich, welchen ihm der pommersche Edelmann Bartholomäus Brusenhawer auf Brusenfelde einst in Gartz gespielt hat. Werner von der Schulenburg saß anno 1477 als markgräflicher Hauptmann auf dem von den Brandenburgern den Pommern entrissenen Schlosse Gartz an der Oder. Am Sonntage Misericordias Domini gab er einen Kindtaufsschmaus, und auf diesen Umstand gründete der kecke Freibeuter, Herr Barthel Brusenhawer, seinen Plan. Den Edelleuten der Umgegend war nämlich von Herrn Werner eine Haferlieferung auferlegt worden. Nun wußte Barthel wohl aus eigener Erfahrung, daß die Mäßigkeit bei einem Kindtaufsschmause damals selbst in dem besten Hause nicht den Vorsitz führte. Er packte also Hafer auf, aber über Gewappnete, welche den Wagen füllten. Wirklich gelang es ihm, in früher Morgenstunde, da selbst die Thorwache noch nicht den Rausch des Festtages ausgeschlafen hatte, die Festung zu überrumpeln. Kaum gewann Herr Werner Zeit, sich selbst auf einen Thorthurm zu retten. Mit größtem Heldenmuthe vertheidigte er sich vier Tage lang auf demselben, bis ihn der Hunger zwang, sich zu ergeben. Nun war es der Vertrag zu Prenzlau vom Tage Mariä Heimsuchung 1479, welcher dem Ritter Werner von der Schulenburg jene höchst eigenthümliche diplomatische Doppelstellung übertrug, von welcher wir oben sprachen. Werner ward durch dieselbe der Vertrauensmann beider Parteien; er blieb brandenburgischer Rath und ward zugleich des Pommernherzogs Bogislaws X. Hauptmann im Lande Stettin. In glänzender Weise ist Werner jenen Anforderungen gerecht geworden, welche von hüben und drüben an ihn gestellt wurden. Daß wir nur eins hervorheben: Man liest sehr oft, daß Bogislaw X. es gewesen, welcher Pommern aus einer Noth und Anarchie sonder Gleichen zu verhältnißmäßig geordneten Zuständen geführt habe. Forscht

man aber tiefer nach, so bemerkt man selbst in den besten Jahren dieses vielgerühmten Herrschers dieselbe Unfähigkeit zu fürstlichem Berufe, welche alle Glieder des Greifenstammes charakterisirt. In Wahrheit sind es Werner von der Schulenburg und sein Freund Jürgen Kleist gewesen, die all' und jedes Ersprießliche im Pommerlande durchgeführt haben. Er richtete Recht und Gesetz in dem völlig verwilderten Lande wieder auf; er vermittelte ohne Ende zwischen den Greifen und den Hohenzollern. Der Fürst war wohl zu entbehren; der konnte seine abenteuerliche Ritterfahrt nach dem heiligen Lande antreten; nicht aber Werner von der Schulenburg; schon in Innspruck kehrte der Reisemarschall der heiligen Fahrt um. Als nach Boguslaw's Rückkehr die tolle Leidenschaftlichkeit seines Stammes auch diesen Pommernfürsten ergriff, fiel auch der vielgetreue Mann in Ungnade. Rühmend schließt Kantzow seine Erzählung von Werner's Verdiensten:

> „So hat denn unser Herrgott solche Leute, dadurch dem Lande viel Gutes geschah, hinweggenommen und hat ihren Abgang nicht allein Herzog Bugslaffen, sondern dem ganzen Lande entgolten!"

Was Herrn Werner nicht verstattet gewesen war: die heiligen Stätten des Ostens zu schauen, das ward Alexander I. aus der weißen Linie der Schulenburg zu Theil. Es ist ein schönes Helden- und Pilgerleben, das vor uns aufsteigt. Wir sehen den hoffnungsvollen Jüngling aus dem Schlosse Altenhausen scheiden, um zu Prag, Frankfurt und Wittenberg klassische Bildung sich anzueignen; aber gar bald erwacht die kriegerische Neigung in ihm; fort geht's zum Kampfe gegen die Franzosen! Nach dem Frieden von Château en Cambrésis treffen wir ihn unter dem Banner St. Johann's: im Kampfe gegen türkische Galeeren thut er's den Besten der Johanniter gleich! Er kehrt nach Deutschland zurück, aber wie eine glühende Sehnsucht nach dem heiligen Lande erfaßt es ihn plötzlich; und mit seinem patrizischen Freunde Christof Fürer von Nürnberg wagt er die beschwerliche Reise. In heiligen Schauern kniet er nieder auf dem Gipfel des Sinai und wird ein Ritter St. Katharinens, betet er auf Golgatha und an dem schilfigen Ufer des Jordan. Auch er freilich sollte den hohen Genuß des Geistes mit unsäglicher Trübsal bezahlen. Es ist oft geschildert worden, wie Alexander von Räubern überfallen wurde, wie er sich befreite, aber in

der Wüste des todten Meeres den rechten Pfad verlor, wie er verschmachtend in den heißen Sand niedersank und ein Hirtenmädchen ihn mit Kameelmilch erquickte. Er durfte Nazareth, Tabor und die Ufer des Sees Genezareth, ja, auch die cedernumrauschten Gipfel des Libanon noch erblicken.

Im Frühjahre 1567 kam er wohlbehalten heim und konnte zu Beetzendorf die geliebte Mutter begrüßen. Noch aber war jener altgermanische Wandertrieb, welcher ihm besonders eigen war, nicht gestillt. So flehentlich die Mutter ihn bittet, zu bleiben: er muß hinweg; nach Dänemark und Holland treibt's ihn, und als im Jahre 1568 jene muthige Weise erklingt: „Wilhelmus von Nassauen, bin ich von deutschem Blut!" da wird auch Alexander ein Geuse, um den Duc d'Alve, den Tyrannen, zu „verlogiren." Gar bald aber ereilt ihn ein tragisches Geschick. Denn gleich in der ersten Nacht nach seiner Ankunft im oranischen Lager machten die Spanier einen wohlgelungenen Überfall; Alexander von der Schulenburg warf sich mit einigen Gefährten in ein Castell an der Ems; er hat in demselben jedoch, — man weiß nicht wie, — seinen Tod gefunden.

»Tu, felix Austria, nube!« — Wir wissen aus der Geschichte des Schlosses Wolfsburg, daß in gewissem Sinne dieser Grundsatz auch von den Schulenburgern befolgt worden ist. Das Geschlecht zählt unter seinen Söhnen aber auch einen Mann, der es meisterlich verstanden hat, noch auf andere Weise Hab und Gut zu mehren. Es ist der Landeshauptmann Levin I. aus der schwarzen Linie, gestorben 1569. Die Regierungszeit Joachims II. bot dem Adel der Marken die günstigste Gelegenheit, außerordentlichen Reichthum zu erwerben; in unverantwortlicher Weise wirthschaftete der lebensfrohe Herr vor Allem mit dem geistlichen Gute. Das Klostergut wurde buchstäblich verschleudert; aber freilich erfreuten sich jene Günstlinge, welche dasselbe an sich rissen, auch keines langen Besitzes dieser herrlichen Liegenschaften; die tolle Sucht des Herrn, zu verschwenden, hatte auch sie angesteckt. Nicht aber Herrn Levin I. Er wußte haushälterisch alle jene Güter zu erhalten, welche er erworben hatte, und zu welchen die Propsteien Salzwedel und Dambeck, die Möhringenschen, Ballenstedtischen und Grieper'schen Güter gehörten. Im Kloster zu Dambeck erinnert noch heute ein schönes Denkmal an den Landeshauptmann Levin, den klugen Mehrer des Gutes

seines Hauses. Dasselbe ist in der einfach schönen und frommen Weise jener Zeit componirt: unter dem Kreuze des Erlösers kniet der treffliche Mann mit seiner an Kindern reich gesegneten Gattin Ilse von Quitzow.

Hohe kriegerische Ehren erwarb sich in den Tagen Herrn Levins ein Geschlechtsvetter von ihm, Jakob II. aus der jüngeren weißen Linie der Schulenburge, der erste Reichsfreiherr der Familie. Auch er war ein Kämpfer Kaiser Karls V. gegen Türken und Franzosen! Er starb 1576 und liegt in der Kirche zu Angern begraben. Sehr jung hatte Jakob die Universität Paris bezogen, um nach des Vaters Willen ein tüchtiger Jurist oder Staatsmann zu werden. Aber gar bald, als er von den Türkenkämpfen des letzten großen römischen Kaisers hörte, warf der noch bartlose Student das corpus juris in die Ecke und folgte den Werbetrommeln Karls V. Im Heere Antonio's de Leva zog er gegen den Erbfeind des christlichen Glaubens; aber auch ihn ereilte das traurige Geschick, gefangen und als Sklave verkauft zu werden. Es fehlt uns ein genauerer Bericht darüber, wie es geschah; aber der König Siegismund von Polen kaufte den jungen Christensklaven für 400 Dukaten los und machte ihn seiner Tochter, der Kurfürstin Hedwig von Brandenburg, zum Geschenk. Wir können's uns wohl vorstellen, daß der Jüngling nun im Schlosse zu Kölln der Liebling aller der schönen Frauen wurde, von denen Joachim II. sich so gern umgeben sah. Im Jahre 1542 aber zog auch Jakob von der Schulenburg unter dem rothen Adler gegen die Türken; er zählte damals 27 Jahre. Neben dem Jünglinge aber ritt ein ernster Mann mit aus in's Ungarland; — das war Jakob's Vater, Herr Matthias III.

Das Heer der Deutschen und der Ungarn lag vor Ofen. Es war in grauer Morgenfrühe; der rothe Adler von Brandenburg war entfaltet; der erste Sturm sollte unternommen werden. Da, — eine herzbewegende Scene vor dem kurfürstlichen Zelte! Vor Joachim steht Jakob von der Schulenburg und bittet, der Erste sein zu dürfen bei dem gefährlichen Wagnisse des Sturmes. Der Fürst winkt Gewährung, und der Jüngling kniet vor dem Vater nieder, um dessen Segen für den blutigen Gang zu empfangen. Dann klingen die Trompeten; die Banner wallen: „Hie Jesus Christ und römisch' Reich!" ertönt's auch von Jakob's Lippen;

muthig stürmt er voran; er ist der erste vor der Mauer, er setzt die Leiter an; er ist auf der Zinne; da trifft ihn die Karthaunenkugel. Schwer verwundet sinkt er in die Arme des Vaters, und der trägt ihn abseits, untersucht die Wunde und sieht mit Freude, daß sie nicht tödtlich ist. Da schmettern wieder die Trompeten; die Christen weichen; auch Matthias von der Schulenburg muß in den Kampf. Er ist nimmer aus demselben zurückgekehrt, und man kennt sein Ende nicht. Die Einen sagen, eine Geschützkugel habe ihn getödtet; die Anderen, er sei den Türken in die Hände gefallen und sei ermordet worden. Man will das blutende Haupt von Herrn Matthias auf den Mauern von Budapesth aufgesteckt gesehen haben. Wie mag es den Sohn so bitter geschmerzt haben, daß er dem Vater keine Hülfe hatte bringen können!

Wir überspringen eine lange Zeit. Das Banner des rothen Adlers hatte hohen Ruhm erworben, und Schulenburge sind alle Zeit bei ihm zu finden gewesen. Nun aber war der rothe Adler dem schwarzen gewichen, und Friedrich Wilhelm I. hatte die königliche Krone Preußens „etabliret auf einem rocher de bronce.“ Da treffen wir einen Schulenburg als getreuesten Freund seines Königs an; es ist der General-Lieutenant Achaz von der Schulenburg, der Fünfte seines Namens, gestorben 1731, ein Held von Oudenarde und Malplaquet. Er ist's, der 1717 das Dragoner-Regiment errichtete, welches als das der Königin sich nachmals unvergängliche Lorbeeren erwarb. Welch' liebenswürdiges, fröhliches Auge strahlt uns aus seinem Portrait entgegen; und doch, was war der Herr von der Schulenburg für ein ernster Christ! Die sittliche und religiöse Haltung seines Regimentes, — so sagen die Gedächtnißreden auf ihn, — lag ihm besonders am Herzen. In allen Garnisonörtern legte er Schulen für die Soldatenkinder an; das Neue Testament, sowie ein Gesang- und Gebetbuch ließ er auf eigene Kosten drucken und vertheilte solche unentgeltlich unter seine Krieger; auch einen Feldprediger erlangte er vom Könige nach langen Bitten für sein Regiment.

Dieser General-Lieutenant Achaz von der Schulenburg ist es, welchem wir die Protokolle des berühmten Kriegsgerichts von Köpenick verdanken, — jenes Gerichtes, welches über den Kronprinzen Friedrich und den Lieutenant von Katt abzuurtheilen hatte. Ihn selbst hatte Friedrich Wilhelm I.

zum Vorsitzenden berufen. Die Haltung Schulenburgs in demselben ist bekannt. Wir geben hier nur sein Separat-Votum:



Achaz von der Schulenburg.

„Nach fleißiger und genauer Erwägung sämmtlicher dem General-Kriegsgericht vorgelegenen Akten finde ich, Praeses dieses Gerichtes, nach meinem Gewissen und abgestatteten Eide mich verbunden:

1) Was den Cron-Printzen betrifft, denen sämmtlichen, dahin gehenden Votis beizufallen, daß desselben jetzige Sache nach ihren Umständen von einem Kriegs-Recht nicht gesprochen werden könne, sondern S. K. M. zu überlassen sey, welchergestalt Sie dessen wiederholte wehmüthige Reu-Bezeugung, submission und Bitte als König und Vater in Gnaden anzusehen geruhen mögten.

2) So viel den Hans Hermann Katten anlanget, muß ich denjenigen Votis beystimmen, welche ewigen Vestungs-Arrest erkannt haben, Allermaaßen desselben sonst böser Raht und Anschläge, auch seine dem Cron-Printzen zur Flucht so offt versprochene und abgeredete Hülfe dennoch zu keinem Effect und Würcklichkeit gelanget. Aus meiner gesunden Vernunfft aber und vor mich ich nicht anders begreiffen kann, als daß auch in denen größten Verbrechen ein sonderbahrer Unterschied zwischen würcklicher Vollziehung der vorgenommenen bösen That und zwischen denen dazu allererst genommenen mesures sein müsse und eine Lebens-Straffe zwar bei jener, nicht aber bei diesen stattfinden könne. Und da es in diesem Falle noch zu keiner würcklichen

Desertion gekommen, so kann ich nach meinem besten Wißen und Gewißen, auch dem theuer geleisteten Richter-Eyde gemäß, den Katten mit keiner Lebens-Straffe, sondern mit ewigem Gefängniß zu belegen mich entschließen." —

Friedrich Wilhelm verlangte indessen am folgenden Tage (29. Oktober 1730), das Kriegsgericht sollte wieder zusammentreten, „nicht mit dem Flederwische darüber gehen und anders sprechen." Achaz von der Schulenburg war's, der unter dem 31. Oktober trotz der angedrohten königlichen Ungnade das Votum niederschrieb:

„Nachdem er nochmals reiflich erwogen und wohl überleget, finde er sich in seinem Gewissen überzeuget, daß es dabei bleiben müsse, und solches zu ändern ohne Verletzung seines Gewissens nicht geschehen könne, noch in seinem Vermögen stehe."

Wie schön stimmt das mit dem menschenfreundlichen Antlitze überein, dessen Züge wir vor uns sehen! Achaz starb schon am 2. August 1731 zu Berlin am hitzigen Fieber und ist in der Garnisonkirche daselbst beigesetzt worden.

Oudenarde und Malplaquet! Das waren die höchsten Ruhmestage in dem Leben Achazens gewesen! Auf jenem Felde der Ehre aber hatten andere Schulenburge mit ihm gefochten, jener General Alexander, welcher ein Regiment Cuirassiers führte, und Adolph Friedrich, dessen Vetter. Auch bei dem Leben des letzteren wollen wir einen Augenblick verweilen. Seit 1724 führte er das Grenadier-Regiment Derffling. Adolph Friedrich muß zu gleicher Zeit aber auch ein sehr geschickter Diplomat und ein Hofmann von den vorzüglichsten Formen gewesen sein, denn ihn wählte Friedrich Wilhelm I., um die Verlobung seines Kronprinzen mit der Prinzeß von Braunschweig-Bevern am kaiserlichen Hofe anzukündigen. Aus Kaiser Karl VI. Hand empfing Adolph Friedrich damals jene Diamanten, welche als Fideikommiß noch heute sich in den Händen seiner Nachkommen befinden. War es auch gewiß nicht ohne Berechnung geschehen: wir wollen es dem Grafen von der Schulenburg doch nicht vergessen, daß gerade e r es war, der zuerst ein leidliches Verhältniß zwischen Friedrich Wilhelm I. und dem Kronprinzen anbahnte. So lange der große Soldatenkönig lebte, war Schulenburg eine der einflußreichsten Persönlichkeiten am Hofe. Nie durfte er im Tabacks-Collegium fehlen. Wohl fühlte er eine lebhafte Abneigung gegen das Rauchen; — es half ihm nichts; er mußte die Luft des raucherfüllten

Zimmers ertragen, wenn er auch nur eine leere Thonpfeife in den Händen zu halten brauchte.

Da erfolgte der Thronwechsel. Schulenburg kam, dem neuen Könige Glück zu wünschen; dieser empfing ihn kalt; ja er äußerte, obwohl er die gegen ihn an den Tag gelegte Freundschaft nicht verkennen wollte, doch seine große Unzufriedenheit darüber, daß der General-Lieutenant ohne Urlaub sein Regiment verlassen hätte. Was war selbstverständlicher, als daß der Gekränkte seinen Abschied forderte? Allein er erhielt ihn nicht; vielmehr dekorirte ihn der junge König mit dem schwarzen Adler und drohte ihm mit seiner Ungnade, falls er auf seiner Demission bestände. Da blieb Adolph Friedrich, um einen der ruhmreichsten Namen in der preußischen Heeresgeschichte zu erwerben. Der Krieg brach aus. Es war am 10. April 1741. Die preußische Kavallerie, welche Schulenburg befehligte, war von der ungleich besseren und stärkeren österreichischen zum zweiten Male geworfen worden. Der Rückzug war in vollem Gange, der König inmitten seiner zurückgeschlagenen Reiter. Bittere und unverdiente Worte entfielen ihm. Adolph Friedrich von der Schulenburg biß sich auf die Lippen; dann winkte er mit dem Pallasche den Offizieren seiner Leibschwadron. Er deutete mit der Degenspitze auf österreichische Infanterie, welche in unangreifbarer Stellung stand. „D'rauf und d'ran!" Es war ein Todesritt; Schulenburg blieb mit allen seinen Offizieren. Auch der Held von Mollwitz ruht in der Vätergruft zu Beetzendorf.

Er gehörte der älteren weißen Linie an. Wir versuchen noch, mit wenigen Strichen das Bild eines Kriegshelden aus der jüngeren weißen Linie zu zeichnen, dessen Ruhm noch glänzender ist, als der Adolph Friedrichs. Am 8. August 1661 ward zu Emden jener Matthias Johann von der Schulenburg geboren, dessen prächtige, im schwersten Pathos gehaltene Bildsäule unsere Illustration wiedergiebt. Offenbar verdankt das Werk einem hochbegabten Künstler seinen Ursprung; es liegt etwas von dem Geiste Michel Angelo's in dieser Statue. Nach unseren Nachrichten war dieselbe von dem berühmten Imbinachi verfertigt. Sie stand und steht gewiß noch heut' auf Corfu, ist aus weißem Marmor gehauen und ruht auf einem

Piedestal, welches mit Trophäen verziert ist. Die Inschrift derselben lautet in deutscher Uebersetzung:

„Dem Grafen Matthias von der Schulenburg, dem obersten Befehlshaber der Landtruppen der christlichen Republik, deren Macht durch die Belagerung von Corfu bedroht war, dem tapfern Vertheidiger der Insel, hat noch bei Lebzeiten des Helden der Senat dies Denkmal errichtet am 12. September 1716".



Matthias von der Schulenburg.

Den Blick auf den Hafen von Corfu gerichtet, so ward von der Republik Venedig ihr deutscher Held in Marmor aufgerichtet, und nichts Geringeres mochte die Königin der Meere ihrem Vertheidiger als Widmung auf dies Monument setzen, als die Worte:

»Intacta fulmine laurus!« (Ein Lorbeerbaum, vom Blitze nie getroffen).

Außer diesem Denkmal auf Corfu befindet sich im Arsenal zu Venedig der Marmorsarg, welcher die sterblichen Reste des Feldmarschalls der Republik enthält.

Matthias Johann von der Schulenburg hatte sich Anfangs den Wissenschaften gewidmet und zu Saumur und Paris studirt. Unter braunschweigischen Fahnen finden wir ihn zuerst in Ungarn und am Rheine gegen die Franzosen kämpfen: ein günstiges Geschick bestimmte ihn dann 1697 zum Gesandten für die Ryswicker Friedensverhandlungen. Er trat in sardinische, dann in sächsisch-polnische Dienste und stand 1702 in der Schlacht von Clissow bereits einem Karl XII. gegenüber. In den Kämpfen mit dem nordischen Löwen war's besonders der Tag bei Punitz (7. November 1704), welcher sich zu einem Ehrentage für Schulenburg gestaltete. Er vertheidigte sich an dem-

selben so glänzend gegen die schwedische Übermacht, daß Karl XII. selbst sich für geschlagen erklärte. Ein inniges Freundschaftsverhältniß verband den General mit dem Prinzen Eugen. Zu ihm eilte Schulenburg, als ihm daheim in Sachsen die Verhältnisse zu klein und zu ärgerlich wurden. Glänzende Lorbeeren errang er als „Freiwilliger" im Heere des Prinzen bei Oudenarde, vor Lille, Gent, Tournay, sowie bei Malplaquet. Dann trat er, mit Golde überhäuft, 1715 in den Dienst der Republik Venedig. Unsterbliche Lorbeeren erwarb er sich als Feldmarschall der Republik im Sommer 1716 durch die Vertheidigung von Corfu gegen den Kapudan Pascha. Mit 2245 hielt er die Insel gegen 30,000 Mann. Der 19. August, an welchem die Türken vergebens Sturm liefen, zeigt uns den Feldherrn auf des Ruhmes Gipfel. Ganz Europa jauchzte ihm zu. Der Feind floh am 22. August auf seine Schiffe. Nicht die Hälfte jener 30,000 sah die Heimath wieder. Auch der weitere Verlauf des Türkenkampfes war ein überaus rühmlicher, und glänzende Auszeichnungen wurden auf Schulenburg's Haupt gehäuft. Er ist der Republik dankbar gewesen; allen Anerbietungen, in fremde Dienste zu treten, setzte er das Wort entgegen, die Dankbarkeit verpflichte ihn zur Treue. Schien er doch auch in Wahrheit Schwert und Schild der Republik zugleich zu sein!

In hohen Ehren und in hohem Alter ist Matthias Johann, Reichsgraf von der Schulenburg, in der Nacht vom 13. zum 14. März 1747 zu Venedig gestorben. Es ward ihm zu Verona ein Leichenbegängniß veranstaltet, welches in besonderer Druckschrift beschrieben ist. Niemals ist von dem Rathe der Republik einem Fremden ähnliche Ehre erwiesen worden!

Und hier schließen wir unsere Schulenburgischen Biographien! Wo solche Erinnerungen lebendig sind, da ist auch die Gewähr dafür vorhanden, daß der Ahnen Tugenden stets wieder blühsam werden in nachfolgenden Geschlechtern! Und so mögen denn immer frische Ruhmeskränze umschlingen den altehrwürdigen Schild mit den rothen Adlerfängen!

O. S.

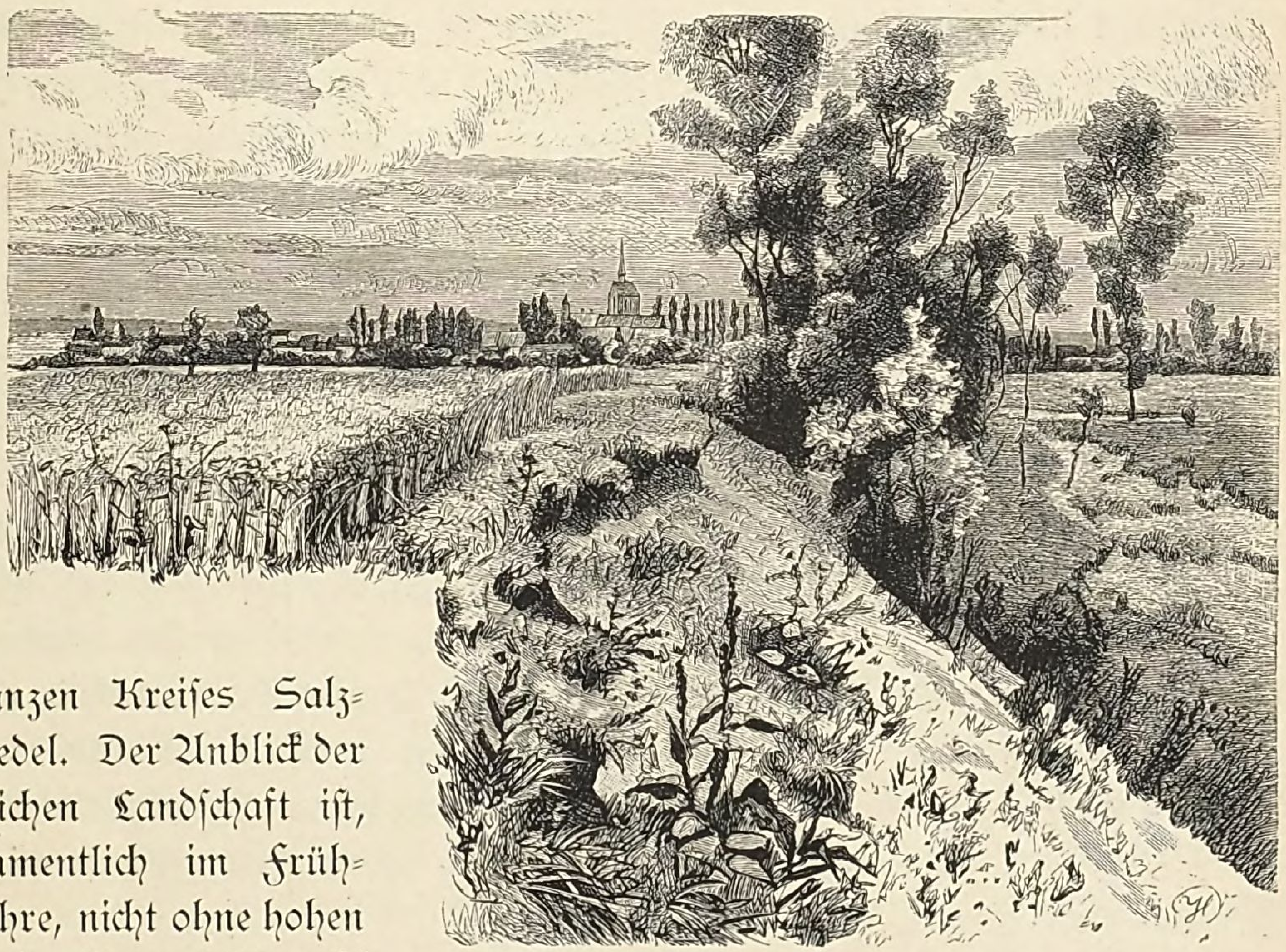
* Calbe an der Milde und der Calbe'sche Werder.

Nicht ein schnell dahinströmender, nicht ein rauschender, lastentragender Fluß, — nein, nur ein bescheiden Gewässer mit langsamem Laufe, welches, dem Ohre des Wanderers kaum vernehmlich durch die grünende Niederung dahinzieht, ist es, an dessen Ufern wir heute verweilen; wir sind zu den Wiesen der Milde und zu den üppigen Weideplätzen des Calbe'schen Werders gewandert!

Richten wir zunächst den Blick auf diese schilf- und binsenumkränzte Tochter der Landschaft, die Milde selbst! Sie entspringt bei Roxförde im Kreise Gardelegen, durchfließt in anmuthigen Windungen, von altem Baumwuchs beschattet, die Letzling'sche Forst und tritt südlich von Calbe in den Kreis Salzwedel ein. Mit den Gewässern des vom Dorfe Berkau kommenden Seekantsgrabens vereinigt, nimmt die obere Milde sodann in der Nähe des Weilers Mehrin die gleichnamige untere Schwester oder das Voßfleth auf und fließt, nunmehr als Biese bezeichnet, durch den Osterburger Kreis in östlich geschwungenem Bogen der Elbe zu, welche sie — seit ihrer Vereinigung mit dem tauben Aland unweit Seehausen Aland genannt — bei der altberühmten Zollstätte Schnackenburg gegenüber von Lenzen erreicht. Die Milde besitzt eine gar eigenartige Poesie: es ist die der saftig grünen, leuchtenden, blumendurchwirkten und duftenden, von Erlen- und Rüstergebüschen durchzogenen Wiese. Als ein jungfräulich' Weib müßte der Künstler diese Flußgöttin darstellen; nicht dürfte er in deren bethauten Locken einen Kranz von Ranunkeln, Lychnis und Orchideen vergessen.

Jene Landschaft, welche von der Milde, dem Seekantsgraben und der Untermilde, sowie von den zahlreichen, durch fleißige Hände allmählich angelegten Meliorationsgräben durchzogen wird, ist demnach eine bruchige

Niederung und wird deshalb auch das „Mildebruch“ genannt. Die Ortschaften, welche in demselben belegen, oder mit Grundbesitz hier angesessen sind, werden seit unvordenklichen Zeiten unter der Gesammtbezeichnung des Calbe'schen Werders zusammengefaßt. Ehedem nur arm, wie alle alten Bruchdörfer, haben sie durch die vom Jahre 1780 ab in Angriff genommene Entwässerung der Landschaft in hohem Grade gewonnen. Jetzt, nachdem durch die landwirthschaftliche Arbeit unsers Jahrhunderts und in Folge der Spezial-Separationen die ehemaligen, sehr sumpfigen Elsbrüche am Mildeflusse in vorzügliche Wiesen und Weiden umgewandelt worden sind, gelten die Ortschaften des Calbe'schen Werders für die wohlhabendsten des



Calbe a. d. Milde.

ganzen Kreises Salzwedel. Der Anblick der reichen Landschaft ist, namentlich im Frühjahre, nicht ohne hohen Reiz. Dann tritt wohl an jenen Stellen, an welchen, wie z. B. bei dem Flecken Calbe selbst, das Flußbett höher liegt als die angrenzenden Grundstücke, das Wasser der Milde aus und überschwemmt weithin die Wiesen, die Weiden.

Unsere Illustration, welche das Städtchen Calbe an der Milde darstellt, giebt mit voller Treue den Charakter des Landes „im Werder" wieder. Wiesen, mit Erlen- und Weidengebüsch bestanden, — Binsensträucher an Flusses Rande herrschen vor; aber es fehlt auch höheres Land nicht, — nicht der Acker mit wogender Saat! Von zwei Armen der Milde umzogen, erhebt sich vor uns die offene Stadt Calbe. Hier, wo die Flußgöttin selbst die Beschirmung der Niederlassung übernommen hatte, brauchte man auch in alten Tagen nicht Wall noch Graben. Gar freundlich stellt sich dem Besucher das Städtchen Calbe dar; dasselbe besitzt zwei Ausfahrten nach Salzwedel und nach Gardelegen zu, sowie vier Hauptstraßen. Wir gedenken unter ihnen der Richt- und der Todtenstraße. Welch' schaurige Romantik in diesen Namen, und doch wie freundlich die Straßen selbst! Eng und klein zwar sind hier alle Verhältnisse; und dennoch mag der ehrsame Bürger von Calbe sich wohl fühlen, wenn er am Sommerabende auf der Bank vor seinem Hause verweilt und der Duft des frischgemähten Heues durch die friedliche, in Feierabendstille daliegende Stadt hinzieht.

Der stille Ort aber hat auch seine Geheimnisse; die Sage sucht hier verwüstete, versunkene Klöster, von deren einstmaligem Vorhandensein ein geschichtliches Zeugniß indessen nicht auf uns gekommen ist. Wo ehedem die wohlgepflegten Hopfengärten der Bürger von Calbe lagen, wollten alte Leute ehrwürdig graues Mauerwerk gesehen haben. Man nannte diese Stätte einst den „St. Lorenzkirchhof," und die Volksüberlieferung ließ hier ein Stift jenes großen und mildherzigen Diakonen von Rom sich erheben, welcher dem heidnischen Gewalthaber einstmals die Armen der Gemeinde als die höchsten Schätze der Kirche darstellte. Ein ander Stück Ackerland bei Calbe wird noch heut' als der „Nonnenwerder" bezeichnet; doch ist auch die oft ausgesprochene Vermuthung abzuweisen, als hätten hier einst fromme Jungfrauen dem Dienste des Himmels gelebt.

Selbstverständlich beut eine so kleine Stadt wie Calbe dem Fremden nur wenig Merkwürdigkeiten. Schon in alten Tagen lief ein Sprichwort um; das lautete:

„Nur drei Dinge sind's, die man zu Calbe findet, Holz, Hopfen und Heu."

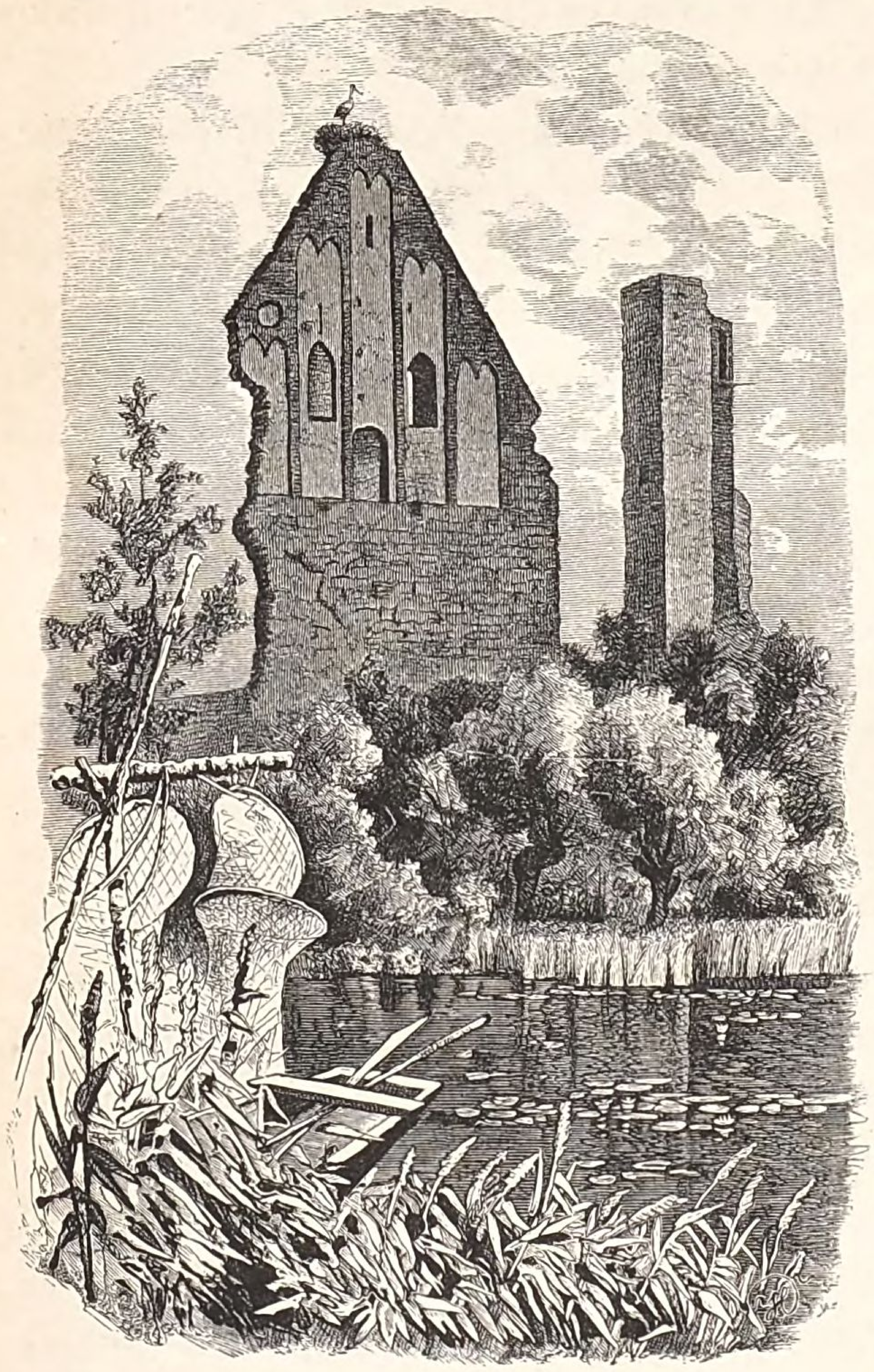
Wohl aber verlohnt sich ein Besuch der St. Nikolaikirche, welche, wenig

mit den niederen Bauten des Ortes harmonirend, ihren massigen Glockenthurm hoch emporstreckt. Auf einer Menge von Grabsteinen treten hier die Gestalten der Vorzeit uns entgegen: Herren von Alvensleben gepanzert und in voller, ritterlicher Wehr, daneben Matronen in der ernsten, züchtigen Tracht der Reformationszeit.

Ein Leichenstein, auf welchem der Verstorbene, Herr Ludolf der Rothe von Alvensleben, der Neunte seines Namens, in ganzer Figur dargestellt ist, erinnert an einen wackeren Kämpfer der Türkenkriege, welcher anno 1562 seliglich verschieden ist. Die lateinische Inschrift preist das hohe Ansehen, dessen der Verblichene sich aller Orten zu erfreuen gehabt hat, und seinen sanften, friedlichen Tod. Auch sein einziger Sohn Ludolf hat hier die letzte Ruhestätte gefunden. Man hat einst diesem eilften Ludolf gar viele Beinamen gegeben. Er hieß der Rothe, wie sein Vater, nach der altgermanischen Farbe von Bart und Haar, aber auch der Reiche und der Stolze, „weil er sehr viele Güter besaß und einen angemessenen Aufwand machte;“ dem Volke endlich war er der Böse, theils, weil er als Gerichtsherr mit unerbittlicher Strenge auf Recht und Ordnung hielt, theils weil er seines hitzigen Temperamentes nicht immer Herr zu bleiben wußte. Hatte indessen sein Zorn grollend sich entladen, so „war er seines raschen Blutes wegen oft mit sich selber unzufrieden!“ Sonst war's ein redlicher, das Beste wollender Mann, dieser Junker des 16. Jahrhunderts. Neben ihm ruhen seine getreue Gemahlin Anna von der Schulenburg und sein frühverstorbener Sohn, gleichfalls ein Ludolf.

Ohne die Lebensschicksale der sonst noch hier bestatteten Herren von Alvensleben zu schildern, wenden wir uns nunmehr der hervorragendsten Merkwürdigkeit des Städtchens Calbe an der Milde zu: der alten Burg des Ortes. Nordöstlich von der Stadt, hart an einem nach dem nahen Neuendorf an der Biese führenden Damme, treffen wir die Ruine des alten Alvensleben-Schlosses an. Noch steht, der Zeit und den Einflüssen der Witterung trotzend, der polygone Treppenthurm; noch spiegelt sich ein zierlich mit Blenden und Gesimsen versehener Giebel in den Wassern des breiten, von Weiden umbuschten Burggrabens, auf welchem gelbe und weiße Teichrosen ruhen, blinkend gleich goldenen und silbernen Sternen.

Es war einst ein überaus stattliches Haus, dies Schloß Calbe, und es gab nicht viele Burgen im Brandenburger Lande, welche einen Vergleich mit demselben hätten aushalten können. In hoher Schönheit stehen auch heut noch die Trümmer von Haus Calbe da, und die Burgstätte ist von romantischem Reize, mag nun der goldene Mittagsschein auf die hohen Giebel fallen und über dem wüsten Schloßhofe weben, so daß das Störchlein dort auf der Spitze, erfreut von Sonnenglanz und Wärme lustig klappert, oder mag des Mondes Licht den silberschimmernden Mantel breiten um den kühn auch noch in seinem Zerfalle aufragenden Treppen-Thurm. Ja, — dann in solcher Nachtstunde, gerade dann trennt man sich am schwersten von dieser Stätte! Es rauscht leise im Schilf und in den Binsen; die Blätter der Weiden am Rande des Burggrabens scheinen mit einander zu flüstern; geisterhaft zieht es durchs Rohr und spielt mit den Netzen der Fischer: was haben, was wissen solche Stimmen uns zu erzählen?



Burgruine Calbe.

Die beglaubigte Geschichte von Calbe an der Milde, geht bis zum Jahre 1196 zurück. Damals lag Markgraf Otto II. von Brandenburg wegen seiner Befehdung des Magdeburger Erzstiftes im Kirchenbann, und

der Verlauf der Dinge zwang ihn, wohl oder übel Frieden zu suchen. Mit vielen anderen Gütern trug der gedemüthigte Fürst im Jahre 1196 auch die Hälfte der Burgwart Calbe dem frohlockenden Magdeburger zu Lehn auf. Die Bezeichnung „Burgwart Calbe“ berechtigt uns zu dem Schlusse, daß Calbe zu den ältesten deutschen Ansiedelungen im Slavenland gehört hat, denn nur in der Anfangszeit der deutschen Eroberung theilte man das den Wenden entrissene Gebiet in Burgwarten, d. h. in Distrikte ein, welche hinsichts der Vertheidigung, des Kriegsaufgebotes und der Rechtspflege einem ursprünglich markgräflichen Schlosse unterstellt waren. Die zweite Hälfte der Burgwart Calbe hatten die Ballenstädter dermalen schon veräußert; wir wissen nicht, an wen.

Das brausende Getöse des Wendenkampfes mag in alter Zeit recht oft die deutsche Burgwart Calbe umwogt haben. Das Klirren der Schwerter, das Rasseln der Panzer, der gellende Ruf der Schlacht hat aber auch während späterer Zeit Haus Calbe zu unterschiedlichen Malen dröhnend umklungen. So z. B. im Jahre 1240. Zwischen den Markgrafen drüben und den Erzbischöfen hüben wollte leider nimmer guter Friede werden; fast ohne Rast arbeiteten die Schwerter, flatterte die Standarte des heiligen Moritz gegen das Banner des rothen Adlers von Brandenburg. Nun fochten damals gerade die hochherzigen Brüder Johann I. und Otto III. von Brandenburg an den Grenzen der Lausitz mit dem Markgrafen Wilhelm von Meißen. Da glaubte der Erzbischof Wilbrand von Magdeburg, jetzt sei die rechte Zeit gekommen, sich an den alten Ballenstädtischen Gegnern einmal empfindlich und nachhaltig zu rächen. Mit dem Bischofe Ludolf von Halberstadt vereinigt, fiel der geistliche Herr in die Altmark ein und sengte und brannte trotz Hirtenstab und Inful bei seinen Schäflein in wahrhaft himmelschreiender Weise. Den Markgrafen kam die Kunde davon, und sie ergrimmten gewaltig. Herr Johann ließ augenblicklich satteln; Otto blieb gegen die Meißner stehen; wie ein Wettersturm aber sauste die kleine Ritterschaar Johanns nach der Altmark zurück. Lavinenartig wuchs sie während des Rittes an; denn aus allen Dörfern kam das furchtbar erbitterte Landvolk zu den Bannern Johanns geströmt; mit Waffen jeder Art versehen, wie die Verzweiflung sie aufrafft, wollte man den Magdeburgern das tolle Bacchanale des Raubzuges gesegnen.

Natürlich griff man den Feind an, sowie man desselben ansichtig wurde: bei Gladigau, nördlich von Calbe soll die Racheschlacht ausgekämpft worden sein. Was von den Magdeburgern nicht niedergemetzelt worden war, wurde in die Sümpfe der Biese gejagt oder gefangen. Auch der Herr Bischof von Halberstadt verlor die Freiheit; nur der Magdeburger selbst entkam und warf sich in das feste Schloß Calbe, welches er zuvor erobert hatte. Hinter dessen Mauern war der geistliche Herr vorläufig vor der Rache der Märker gesichert.

Später treffen wir die Herren von Kröcher als Besitzer des Schlosses Calbe an; allein schon 1324 sahen sich die Brüder Johann und Heinrich von Kröcher gezwungen, ihr Haus Calbe mit allem Zubehör an Ritter Albrecht von Alvensleben zu verkaufen. Zu der alten Burgwart Calbe gehörten damals die zahlreichen Dörfer Bühne, Güssefeld, Siepe, Jeetze, Plathe, Brunau, Pakebusch, Hagenau, Beese, Mehrin, Vienau, Butterhorst, Altmersleben, Varholz, Karstedt, Vietzen, Göhlitz, Dolchau, Mohlitz, Thüritz und Störpke, von welchen die 18 erstgenannten innerhalb, die drei letzten aber außerhalb des Werders nahe bei dessen nördlicher Grenze belegen sind.

Seit jenem Jahre 1324 ist das Schloß Calbe dem Hause derer von Alvensleben verblieben. Man darf wohl sagen, daß in Freud und Leid gerade diese Burg den festen Halt für das Geschlecht der Alvensleben, und den Vereinigungsort für sämmtliche Mitglieder der weit ausgebreiteten Adelsfamilie abgegeben hat.

Darum diese merkwürdigen Burgfrieden von Calbe! Das Geschlecht der Alvensleben hatte sich in drei Linien, die weiße, schwarze und rothe, getheilt. Am 17. Februar 1494 nun schlossen die sämmtlichen Herren von Alvensleben schwarzer Linie, die Ritter Busso und dessen Söhne, Gebhard XVI. und dessen Söhne, sowie die Söhne Ludolfs IV. wegen der Burg Calbe ein Übereinkommen, welches gewöhnlich als der erste Burgfriede von Calbe bezeichnet wird. Nach demselben sollte stets ein in Eid und Pflicht genommener rittermäßiger Mann oder wenigstens doch ein getreuer Diener der Alvensleben die Aufsicht über die ausgedehnte Schloßanlage führen, damit Haus Calbe des Nachts gehörig verwahrt und auch bei Tage wohl bewacht sei. Unter

jenem „guten Manne“ standen zwei Wächter oder Pförtner, welche das obere Pfortenhaus und das Thor abwechselnd bei Tage und des Nachts zu beobachten hatten. Zweien anderen Dienern waren die unteren Pfortenhäuser der Burg anvertraut; ein Hausmann oder ein in der Musik geübter Thurmwächter hielt oben auf der Warte die Ausschau. Im Falle, daß die sämmtlichen, auf der Burg wohnenden Herren von Alvensleben im Dienste des Landesherrn oder bei Gelegenheit eines Festes oder eines Gastmahls die Burg verlassen müßten, sollten zwei wehrhafte Bürger aus dem Flecken Calbe und zwar, wie die Reihe sie traf, gemeinsam mit dem Burgvogte die Wacht halten. Würden die von Alvensleben sich einmal zu einem Feste nach dem Flecken Calbe begeben, so sollte die Brücke so lange aufgezogen bleiben, bis einer der Burgherrn wiederkäme. Die Unterhaltung der Baulichkeiten lag allen Alvensleben ob, welche auf dem festen Hause wohnten; dafür aber hatten sie zu gemeinsamer Nutznießung die Voßmühle, sowie die Mühle vor der Burg mit je einem Aalkasten, die Windmühle, den Graben, den Teich zu Wiepke, den Teich Bornholt im Werder, die beiden Teiche zu Zethlingen, den alten Hopfengarten, eine Wiese, drei Wispel Roggen und sechs kleine Wispel Gerste aus dem Flecken Calbe, den Hafer, welchen das Dorf Zethlingen für seinen Schutz lieferte, die Geldstrafen, welche von Fremden einkamen und die ungetheilten Hühner aus allen Besitzungen der Alvensleben in der Altmark, die Gänse, welche die Einwohner von Neuendorf an Damme und die von Karritz freiwillig zu Geschenke brachten, „damit ihre Gänse nicht, wenn sie über die Biese schwämmen, von den Knechten der Herren von Alvensleben geschlagen würden.“ Durch Anweisung gewisser Einkünfte sorgten die Alvensleben ferner dafür, daß es ihrer Burgkapelle niemals an Oel oder Kerzen gebräche, und damit es auch den Armen und Kranken in dem Siechenhause „neben dem Graben“ nicht an einem stärkenden Trunke fehlen möchte, war den Elenden ein jährliches Quantum Malz zugesichert. Für die verstorbenen Mitglieder des Geschlechtes ward ein jährliches Gedenkfest gehalten.

Eine kaum geringere, sittengeschichtliche Wichtigkeit besitzt ein anderer, auf Burg Calbe geschlossener Vergleich derer von Alvensleben in Bezug auf die Rechtspflege. Am 20. April 1497 richteten die Alvensleben

unter sich die Satzung auf, daß keiner von ihnen sich gegen seine Vettern oder Brüder mit harten und kränkenden Worten vergehen, noch etwa in der Hitze der Leidenschaft sich selber Recht schaffen sollte. Prozesse zwischen den Geschlechtsvettern sollten möglichst durch Vergleiche unterdrückt, Rechtsstreitigkeiten zwischen den Unterthanen der Alvensleben an das Vogteigericht gewiesen werden, welches nach alter Sitte viermal im Jahre zu Altmersleben und zu Estedt gehalten ward. Auf jedem ersten und dritten dieser bestimmt festgesetzten Gerichtstage mußten alle Unterthanen aus den zum Bezirke Calbe gehörigen Dörfern erscheinen; jeder Fehlende hatte eine Geldstrafe von drei lübischen Schillingen zu erlegen. Bei dem zweiten und vierten Gerichtstage waren nur die Schulzen aus jedem Dorfe, sowie drei Bauern von jeder der drei Gemeinschaften, in welche die zu Calbe gehörigen Dörfer eingetheilt worden waren, zu erscheinen verbunden. Die Gerichte selbst wurden mit den Schulzen und der durch das Recht vorgeschriebenen Anzahl von freien Bauern besetzt, den Vogt aber bestellten die Alvensleben, denen selbst bei dem Gerichte zu erscheinen nicht erlaubt war, „weil sonst der Rechtsgang leicht durch ihren Einfluß gestört werden könnte." Bei den Urtheilen der Gerichte hatte ein Jeder sich zu beruhigen.

Es ist uns ferner außer jenem ersten noch ein zweiter Burgfrieden von Calbe überliefert, welcher am 16. Januar 1552 geschlossen worden ist. Derselbe umfaßte auch die Vorwerke und das Siechenhaus des Schlosses Calbe. Wieder tritt uns aus dem alten Pergamente eine herzliche und wohlthuende Einmüthigkeit der alten Herren von Alvensleben entgegen. Auf Schloß Calbe genoß ein Jeder von ihnen, der diesen Burgfrieden beschworen hatte, völlige Sicherheit; das Thor dieser Burg, in deren Frieden Niemand ein ehrverletzendes Wort sprechen durfte, stand gastlich einem Jeden von ihnen offen. Gefangene durften hier ohne die ausdrückliche Erlaubniß der Gesammtheit des Geschlechtes von keinem Alvensleben gehalten werden. In einer Fehdesache durften sich die Mitglieder der Familie nur dann des gemeinschaftlichen Edelbesitzes bedienen, wenn vorher alle Mittel zu einer gütlichen Beilegung des Streites versucht worden waren. Dann aber sollten sie sich auch des Rathes und des Beistandes aller Geschlechtsvettern erfreuen. Würden alle Alvensleben gemeinschaftlich von einem Anfalle

eines Feindes bedroht, so sollte ihnen das Haus Calbe der Versammlungsort und die das ganze Geschlecht schirmende Veste sein. Ein jeder Jüngling, welcher die drei prächtigen Wappenrosen führen durfte, hatte diesen Burgfrieden nach zurückgelegtem 21. Lebensjahre zu beschwören. Brach er denselben, so schloß ihn sein eigen Geschlecht von Haus Calbe aus: er war dann ein Geächteter, ein Heimathloser. Wünschte der aus dem Familien-Verbande ausgestoßene Mann wieder Frieden zu haben, so sollte er ins Wirthshaus zu Calbe einreiten. Dort mochte er's versuchen, sich mit seinen Vettern zu versöhnen. Auch noch nach diesem Hausgesetze mußte stets ein Alvensleben auf dem Schlosse Calbe angesessen sein; ohne Vertretung durfte dieser oberste Vogt der Burg sich nicht über acht Tage von Calbe entfernen. Stets sollte ferner die Burgschließerstelle mit einem Büchsenmeister oder einem Artillerie-Verständigen besetzt sein, welcher sämmtlichen Herren von Alvensleben Treue zu geloben hatte, von ihnen aber auch in Ehren und Ansehen gehalten werden sollte. Die Burg selbst sollte mit Sonnenaufgang geöffnet, mit Sonnenuntergang aber verschlossen werden. Der Burgherr mußte die Schlüssel in Gewahrsam nehmen und durfte in der Nacht das Schloß nur im höchsten Nothfalle noch einmal öffnen lassen.

Trotz aller Änderungen im Kriegswesen blieb Schloß Calbe in Folge dieser Bestimmungen vorerst noch ein festes und wohlverwahrtes Haus; als indessen die Stürme des dreißigjährigen Krieges heranbrausten, da hatte auch diesem Adelssitze die letzte Stunde seiner kriegerischen Bedeutung geschlagen. Zwar erging von Berlin aus an den derzeitigen Schloßinhaber, Herrn Ludolf XIV. von Alvensleben, der gemessene Befehl, Haus Calbe auf's Beste zur Vertheidigung auszurüsten; allein die Herren von Alvensleben mochten wohl selbst einsehen, daß die Burg ihrer Väter bei der veränderten Weise der Kriegsführung nun und nimmer zu halten war. Der Senior des Geschlechtes mag sie zusammenberufen haben; alle Alvensleben, die irgend ein Recht auf Calbe besaßen, erschienen und beriethen, was wohl „bei den betrübten Kriegsläuften" am gerathensten wäre zu thun. Endlich kamen sie auf einer Tagefahrt dahin überein, daß es recht und wohlgethan sei, einen kriegserfahrenen, tüchtigen Hauptmann, sowie 30 Söldner anzuwerben und die alten Befestigungen von Schloß Calbe zu erneuern. Die

sechs, auf der Burg noch vorhandenen Metallstücke sollten auch ja mit Löffeln, Wischern und Gabelständern versehen werden. Es sollten ferner ein geschickter Büchsenmeister angenommen, 100 geschmiedete oder gegossene Kugeln, 2 Centner Büchsenpulver, 3 Centner Stückpulver, 50 Musketen, 2 Centner Lunten, 2 Centner Blei, 25 halbe Piquen oder Springstöcke, 12 ganze Piquen und 25 Hellebarden eiligst angeschafft werden. Man beabsichtigte weiter, die Brücken so einzurichten, daß dieselben auf's Schleunigste abgeworfen werden konnten. Endlich aber sollten alle Zugänge zu Schloß Calbe durch Schlagbäume versperrt werden. Würde die Gefahr näher kommen, so sollten die Weiden, welche das Schloß umstanden, abgehauen und die Dämme der Milde an zweckentsprechendster Stelle durchstochen werden.

Was indessen vermochte die Vorsicht eines einzelnen Geschlechtes gegenüber dem gewaltig daherbrausenden Unwetter der Zeit! Schon im Februar 1626, unter dem Schloßherrn Gebhard XXIV., besetzte der dänische Hauptmann Christian Julius Lex die Burg Calbe und ließ von ihr aus das umliegende Land weidlich brandschatzen. Den Dänen folgten als Besatzung die Brandenburger unter einem Redern und einem Wins. Wohl zogen diese Offiziere von den Alvensleben Sold und Löhnung ein; dennoch verhinderten sie es nicht, daß am 12. August 1630 der dänische Oberst Holk die Burg wiedereroberte. Später lösten, kaiserliche Truppen die nordischen Ketzer ab. Da, es war am 14. Oktober 1631, — erschien der schwedische Oberst Friedrich von Rossow vor dem Schlosse. Der kaiserliche Hauptmann Hans Friedrich Hacke vom Regimente Lichtenstein, ein geborner Märker, erklärte, das Schloß Calbe bis auf den letzten Mann halten zu wollen; gleichwohl erbat er sich nach einigen Tagen des Kampfes Abzug mit klingendem Spiele und wallender Fahne. Die Kaiserlichen mußten indessen ihre Waffen zurücklassen; dann durften sie abziehen, und auf dem Burgthurme von Calbe wurde das dunkelblaue Banner mit den drei Kronen Skandinaviens aufgehißt.

Überdies war Kurfürst George Wilhelm zu der merkwürdigen, aber keineswegs ungerechtfertigten Überzeugung gelangt, daß das feste Haus der Alvensleben dem Lande mehr zum Schaden als zum Vortheil gereiche. Er erließ deshalb den Befehl, dasselbe abzutragen. Den Söhnen des Geschlechtes war indessen das alte Schloß so sehr an's Herz gewachsen, daß sie

die dringendsten und flehentlichsten Vorstellungen einreichten, um die Burg zu retten, in welcher die Vorfahren so lange gesessen hatten; ihre beweglichen Worte aber fanden kein Gehör bei dem haltlosen Manne, welcher damals das Scepter Brandenburgs führte. So war es denn um Schloß Calbe geschehen; am 19. August 1632 erschienen die Landleute des gesammten Gerichtes auf der Burg, und die Niederreißung der Baulichkeiten und Befestigungen begann. Mit tiefem Schmerze mögen die Alvensleben auf die Greuel der Verwüstung hingeblickt haben: die alte Herrlichkeit der drei Rosen des Geschlechtes war für immer dahin, nachdem mit dumpfem Klange die Giebel und Zinnen, die hohen Gewölbe und die zierlichen Erker in den Schloßhof niedergestürzt waren.

Den erwarteten Nutzen für die Einwohnerschaft des Fleckens und des Werders hatte diese Handlung des Vandalismus keineswegs; in unverminderter Stärke dauerten die Drangsale des Krieges fort. So ward anno 1635 der Calbe'sche Werder bereits wieder von den Sachsen überschwemmt, und den Sachsen folgten die Schweden auf dem Fuße nach. Schließlich sahen auch die Bewohner des Calbe'schen Werders gleich denen des Drömling sich gezwungen, die Waffen zu ergreifen. Wenn wir hören, daß die Schweden damals im Werder einen Mann, Klaus Lange genannt, langsam am Feuer gebraten haben, — können wir's dann den Bauern des Werders zum Verbrechen anrechnen, wenn sie den zersprengten schwedischen Krieger gleich einem tollen Hunde erschlugen?

Das Schloß der Alvensleben selbst hat sich, nachdem dasselbe einmal gebrochen war, nicht wieder aus seinen Trümmern erhoben. Die späteren Herren aus diesem Hause haben sich auf ihrem Rittersitze Calbe ein neues Heim erbaut. Über den schönen Trümmern von Calbe aber wacht liebevolle Fürsorge und bewahrt dieselben vor völligem Zusammensturze. Und so wird dieser hohe Treppenthurm, dieser Giebel mit seinen schlichten gothischen Formen wohl noch Jahrhunderten trotzen, — anziehende Denkmäler altmärkischer Feudalherrlichkeit und Illustrationen der schweren Vergangenheit des Landes zu gleicher Zeit!

Natürlich besitzt ein Schloß wie Calbe seine Sagen. So erzählen die Landleute des Werders, mit dem Verfalle der Burg habe es eigentlich die

folgende Bewandtniß gehabt. Ein Herr von Alvensleben hatte längere Zeit mit den Junkern der Umgegend in Fehde gelegen. Endlich ward ein Vergleich verabredet, und zwar sollte dieser bei der auf Schloß Calbe demnächst stattfindenden Tauffeier eines Söhnleins des Burgherrn geschlossen werden. Viele Edelleute kamen als Gäste und ritten auf dem engen Passe der Burg zu; friedlich überschritten sie die Zugbrücke; aber in demselben Augenblicke stürzten auch ihre Knechte, welche in einem Hinterhalte gelegen hatten, hervor, überwältigten die Burgmannschaft und ließen dieselbe über die Klinge springen. Dem Herrn des Schlosses aber hieben sie die Hände bis zur Hälfte, der Burgfrau die Daumen ab: nur das Kind, dessen Tauffeier die Veranlassung zu dem Überfalle abgegeben hatte, soll von seiner Amme in einem Nachen über den breiten Burggraben gerettet worden sein. In den letzteren fiel bei der Flucht die goldene Wiege des Knäbleins; dort harrt sie heut' noch des glücklichen Finders. In der Kirche zu Calbe aber, unterhalb des Orgelchores, sieht man den Burgherrn und seine Gemahlin mit den abgehauenen Gliedmaßen in Lebensgröße dargestellt. Natürlich meint die Sage ein verstümmeltes Alvensleben'sches Grabmal; die abgeschlagenen Finger des Ritters lagen ehedem in seinem, von großen Straußenfedern überschatteten Helme. Seit jenem Überfalle, meint die Sage, liegt Schloß Calbe, welches der Gewalt unüberwindlich gewesen wäre, in Trümmern.

Man erzählt ferner, daß auf dem Schlosse Calbe eine Glocke sich befunden habe, welche, so oft Jemand aus dem Geschlechte derer von Alvensleben mit Tode abgehen sollte, von selbst angeschlagen habe, selbst wenn der vom Tode Gerufene in fremden Landen sich befand. Ein »Memento mori!« also für die Mitglieder des edlen Hauses, so düster und gespenstig wie das Erscheinen der weißen Frau! Die merkwürdigste und bekannteste Sage der Alvensleben aber betrifft den in der Familie aufbewahrten „wunderbaren Ring," den Talisman des Geschlechtes. Die alte Tradition über ihn lautet folgendermaßen:

„Eine dieses Haus Calbe und das Geschlecht Alvensleben angehende Sonderbarkeit ist aber die Begebenheit mit einem gewissen Ringe, der heute noch in dieser Familie aufbewahrt wird. Es ist nämlich vor langen Jahren eines damals lebenden Herrn von Alvensleben Ehefrau bei nachtschlafender Zeit, als Haus Calbe schon verschlossen war, von einer Magd, die eine Leuchte in der Hand getragen, aufgewecket

und mit vielen guten Worten gebeten worden, sie sollte doch einer Frau in Kindesnöthen zu Hülfe kommen; ist auch endlich dazu bewogen worden, jedoch, nachdem man sie zuvor gemahnt, daß, wenn sie in das Haus käme, sie weder Essen noch Trinken, noch dasjenige annehmen sollte, was man ihr anbieten würde. Als sie nun der Kindesnötherin Hülfe erzeiget, ist sie unbeleidiget wiederumb in ihr Haus zurückgeführt worden. Wohl aber hat nach der Genesung des unterirdischen Weibes der Mann desselben der Frau von Alvensleben eine Schüssel mit gemünztem Golde dargereicht, welches sie aber auf den Rath der kreißenden Frau nicht annahm, als welche sie gewarnt, daß, wofern sie sich durch den Geiz verblenden lassen würde, ihr Gemahl, der Herr von Alvensleben, durch Gottes Verhängniß Schaden leiden würde. Mann, Frau und Magd sind aber gar kleine Leutlein gewesen. Über eine Zeit ist dieselbe Magd wieder zu der Edeldame gekommen und hat zwei Schüsseln, über einander gestülpet, getragen, anbei der Frau von Alvensleben von ihrem Herrn viel Gutes gewünscht, hinzufügend, ihr Herr verehre ihr hiermit ein Kleinod, nämlich einen köstlichen, güldenen Ring zur Danksagung für erzeigten Dienst; den solle sie wohl bewahren; denn so lange derselbe Ring auf dem Hause Calbe und bei dem Geschlechte derer von Alvensleben bleiben würde, sollte dasselbe blühen und Glück und Wohlfahrt haben. Würde aber der Ring von Händen kommen oder zertheilet werden, so werde es auch diesem Geschlechte unglücklich und nicht wohl ergehen. Damit ist die Magd verschwunden. Als nun hernach zwei Brüder mit einander die Erbtheilung vorgenommen, hätte dieser Ring auch müssen zertheilet werden; ist aber nicht geschehen."

Der zuverlässigste Geschichtsschreiber des Hauses Alvensleben, der Kriegsrath Wohlbrück, setzt hinzu:

„In Kriegszeiten hat die sichere Aufbewahrung dieses Ringes den alten Herren von Alvensleben manche Sorge gemacht. Einst ward derselbe in einem Altare der Kirche zu Siepe unweit Calbe vermauert, ein ander Mal ward er nach Lübeck in sichere Verwahrung gegeben, bei dritter Gelegenheit dem Kloster Neuendorf anvertraut. Gewöhnlich bewahrte ihn in älterer Zeit die Schloßkapelle zu Calbe; gegenwärtig befindet er sich auf dem Schlosse Erxleben schwarzer Seite."

Die Sage des Geschlechtes der Alvensleben läßt sich aus den religiösen Vorstellungen unserer Altvordern erklären. Das Wort „Alvensleben" selbst bedeutet eine Stätte, auf welcher die Elben oder Alven, d. h. jene Erdgeister wohnen, welchen der Glaube des deutschen Heidenthums Zwergengestalt verlieh. Die Geister der Erdentiefe aber galten dereinst für die Spender alles Segens; in ihren Händen befand sich das rothe Gold; von ihnen stammte jedwedes köstliche Geräth her; sie haben nach der Götterlehre unserer nordischen Vettern für Odin jenes herrliche Kleinod, den Ring

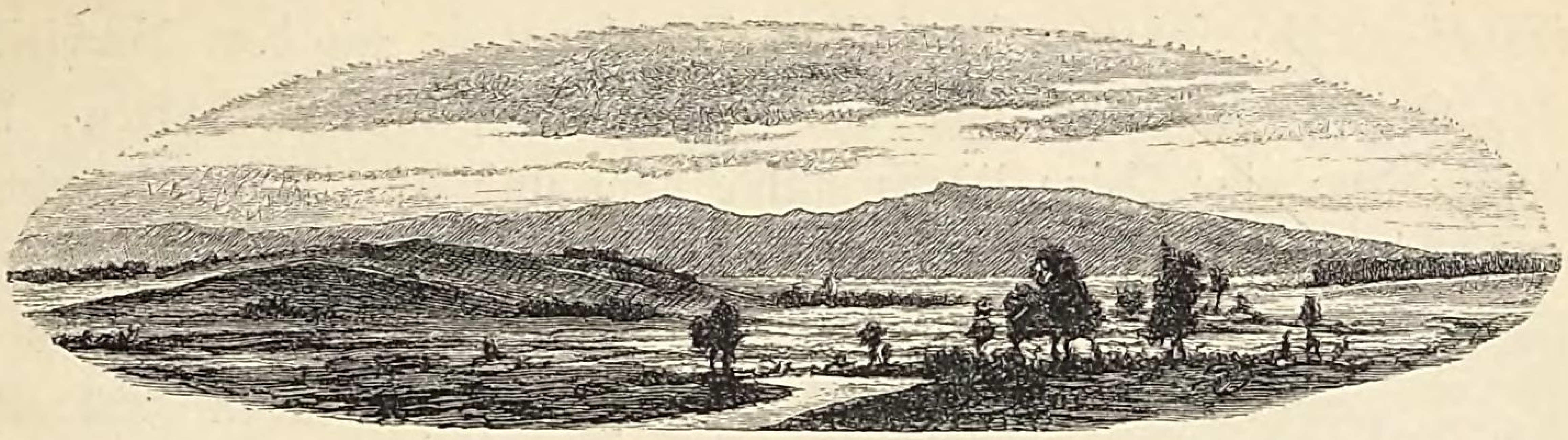
Draupnir geschmiedet, von welchem unerschöpflicher Segen herabträufelt. Der Ring der Alvensleben ist ein Abbild von diesem Attribute des Göttervaters. Aus Erinnerungen an uraltes deutsches Heidenthum hat sich die Sage vom Ringe zu Calbe herausgebildet; Jahrhunderte lang mag sie dem Geschlechte bereits eigenthümlich gewesen sein, ehe im 12. Jahrhundert der erste Alvensleben erscheint. Von den Stammsitzen der Alvensleben ist sie zweifellos erst nach Schloß Calbe verpflanzt worden.

Wir haben damit eine befriedigende Deutung für die merkwürdige Geschlechtssage der Alvensleben gefunden. Wie erinnert dieser Ring des altmärkischen Hauses so lebhaft an jenes berühmte »Luck of Edenhall«, jenes Krystallglas, welches die Fei der Quelle einst dem englichen Lord verehrte! Daß die Gaben der Unterirdischen indessen täuschen und trügen, ist ein oft wiederkehrender Zug deutscher wie englischer Sage. Auch die Alvensleben haben in ihrer mehr als siebenhundertjährigen Geschichte die düstere Wahrheit jener Worte des Schenken in dem Uhland'schen Gedichte oft erfahren:

„Die Steinwand" spricht er „springt zu Stück,
Die hohe Säule muß zu Fall;
Glas ist der Erde Stolz und Glück!"

Denn die Einbußen, welche das altmärkische Geschlecht im Laufe der Zeiten erlitten hat, sind in Bezug auf den Grundbesitz als sehr beträchtliche zu bezeichnen. Gleichviel! Mit theuren, ruhmvollen Erinnerungen der Nation hat sich auch in unsern Tagen der Name „Alvensleben" auf's Neue verbunden. Wohl ist das alte Haus Calbe zerfallen; aber noch immer blüht der Stamm seiner Besitzer, und einzelnen Zweigen des Geschlechtes hat persönliche Tüchtigkeit, hat die Grafenkrone frischen Glanz verliehen. Möge der Ring der Zwerge, das uralte Kleinod, noch lange schützen und reichlicher noch als in vergangenen Tagen segnen die Träger des prächtigen goldenen, rosengeschmückten Wappenschildes!

O. S.



Die Zichtauer Berge.

Die altmärkische Schweiz und Klötze.

Im nordwestlichen Theile des Kreises Gardelegen, eine Meile von der Stadt, erhebt sich ein Höhenzug, die Hellberge, auch Zichtauer Berge genannt. Aus der Ferne gesehen, bauen sich die bewaldeten Hügel aus der Ebene gar stattlich auf; im altmärkischen Flachlande erscheinen sie weit höher, als sie in Wirklichkeit sind. Der höchste Gipfel soll der Langeberg sein — 425 Fuß über der Nordsee. Den freundlichsten Theil der Hellberge bildet die Umgebung von Zichtau; schon seit sechszig Jahren trägt sie den anspruchsvollen Namen der „altmärkischen Schweiz". Wer von Gardelegen nach Zichtau will, fährt die Salzwedeler Chaussee bis zum rothen Krug bei Wiepke; von da ist es noch eine Viertelstunde. Das Dorf Zichtau liegt in einem anmuthigen Thale, ringsum von den Hellbergen umgeben. Das Rittergut war von 1443 bis 1811 im Besitz der Familie von Alvensleben und ist gegenwärtig in seinem ganzen Umfange der von Goßler'schen Familie gehörig. Bei dem modernen, freundlichen Herrenhause befindet sich ein prächtiger Park mit üppigem Baumwuchs, einem klaren, plätschernden „Gebirgsbach" und tiefen, dunklen Teichen; es fehlt nicht an lauschigen, schattigen Plätzen mit freundlicher Aussicht auf die umliegenden Berge. Wer dort fernab vom Getümmel der Welt einsam rastet, wird in der tiefen Stille der Umgebung kaum gestört werden durch ein gleichmäßiges, leises und

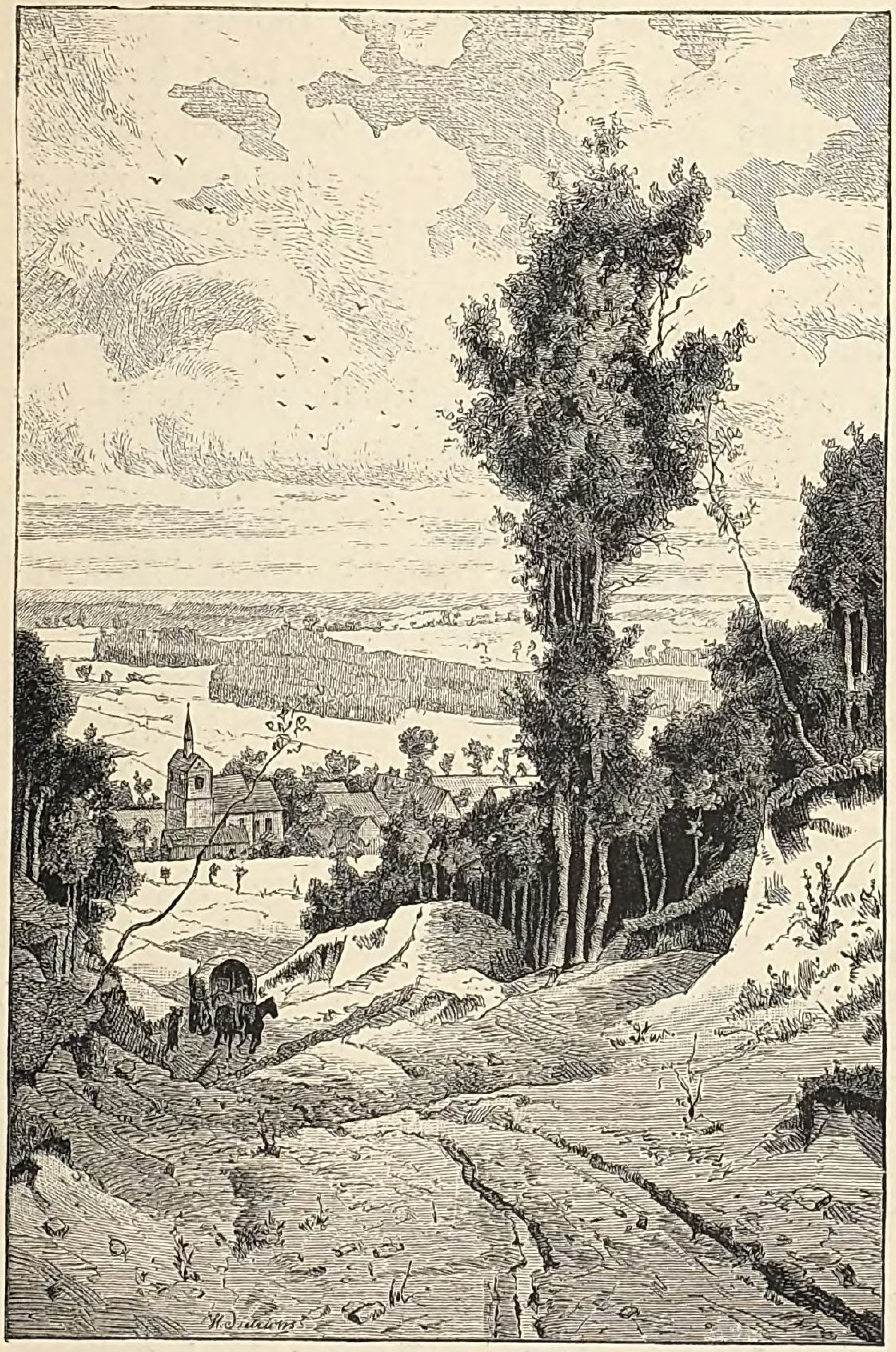
dumpfes Geräusch; folgt er demselben, so gelangt er mit dem Bächlein unweit des Parkes zu einem von den Bäumen desselben verdeckten, kühlen Grunde, in dem eine kleine Wassermühle steht und das Mühlrad geht.



Im Zichtauer Park.

Vom Park führen schattige Fußwege zu den beiden, das Thal dicht einschließenden Hügelketten. Die nicht immer gut erhaltenen Anlagen auf den Höhen und in den Thälern sind das Verdienst eines früheren Besitzers, des Kreisamtmanns Solbrig, der 1811 den größeren Theil des Gutes und mit ihm die benachbarten Höhen aus der Zwangsversteigerung erworben hatte. Solbrig bemühte sich, die öden, meist nur mit Heidekraut bewachsenen Höhen in einen Lustgarten umzuwandeln. Birken-Anpflanzungen und Schonungen von Nadelhölzern zierten bisher kahle, sandige Hügel; überall gab es mit Bäumen eingefaßte Parkwege, an Aussichtspunkten Ruhebänke, bei steilen Steigungen Treppen mit Geländer, auf den Höhen Birkenhäuschen mit Tischen und Bänken und hölzerne Tempel, deren Dächer größeren Gesellschaften Schutz vor plötzlichen Regengüssen darboten. An sommerlichen Sonn- und Festtagen ist die altmärkische Schweiz seit der Herstellung jener Anlagen, die etwa in das Jahr 1820 fallen mag, bis auf unsere Tage der Wallfahrtsort fröhlicher Gesellschaften aus Stadt und Land. Für größere Landparthien, für Ausflüge von Gesangvereinen und Liedertafeln war besonders beliebt der niedrigere Höhenzug nördlich vom Dorf mit „Himmel und Hölle" und schönem Eichen- und Buchenwald. Wie fröhlich ging es hier zu bei Spiel und Sang und Tanz! — zuletzt lagerte sich Alles im hohen Heidelbeer- und Heidekraut — Kiepen und Kober und Körbe

wurden ausgeleert: schnell war auf schneeweißen Linnen ein reiches Mahl aufgetragen — und bei kühlem Wein oder duftigem Maitrank schmausten Jung und Alt in bunter Reihe. Erst wenn die Sonne zu Rüste ging, zog man singend paarweise zurück nach dem Dorfkrug. — Manch hübsches junges Mädchen hat sich auf diesen Waldpfaden beim „Himmel" dem stürmischen Werber verlobt. — Vermuthlich geht es heute noch ebenso her, wie in meiner Jugendzeit. Leider aber sind nach der Vereinigung beider Güter die stattlichsten Waldbäume gefällt. Die Spazierwege in dem jetzt sorgsam gepflegten Walde sind zwar erhalten, aber bei manchem Aussichtsplatz sind die Lichtungen, welche gar liebliche, freundliche Blicke in das Thal gewährten, völlig verwachsen — und die Aussicht ist fort.



In den Zichtauer Bergen (Blick auf Wiepke).

Über die bedeutendere Hügelkette südlich des Dorfes, über den Wartberg, den Tempelberg, den großen und kleinen Stufenberg, zieht sich ein

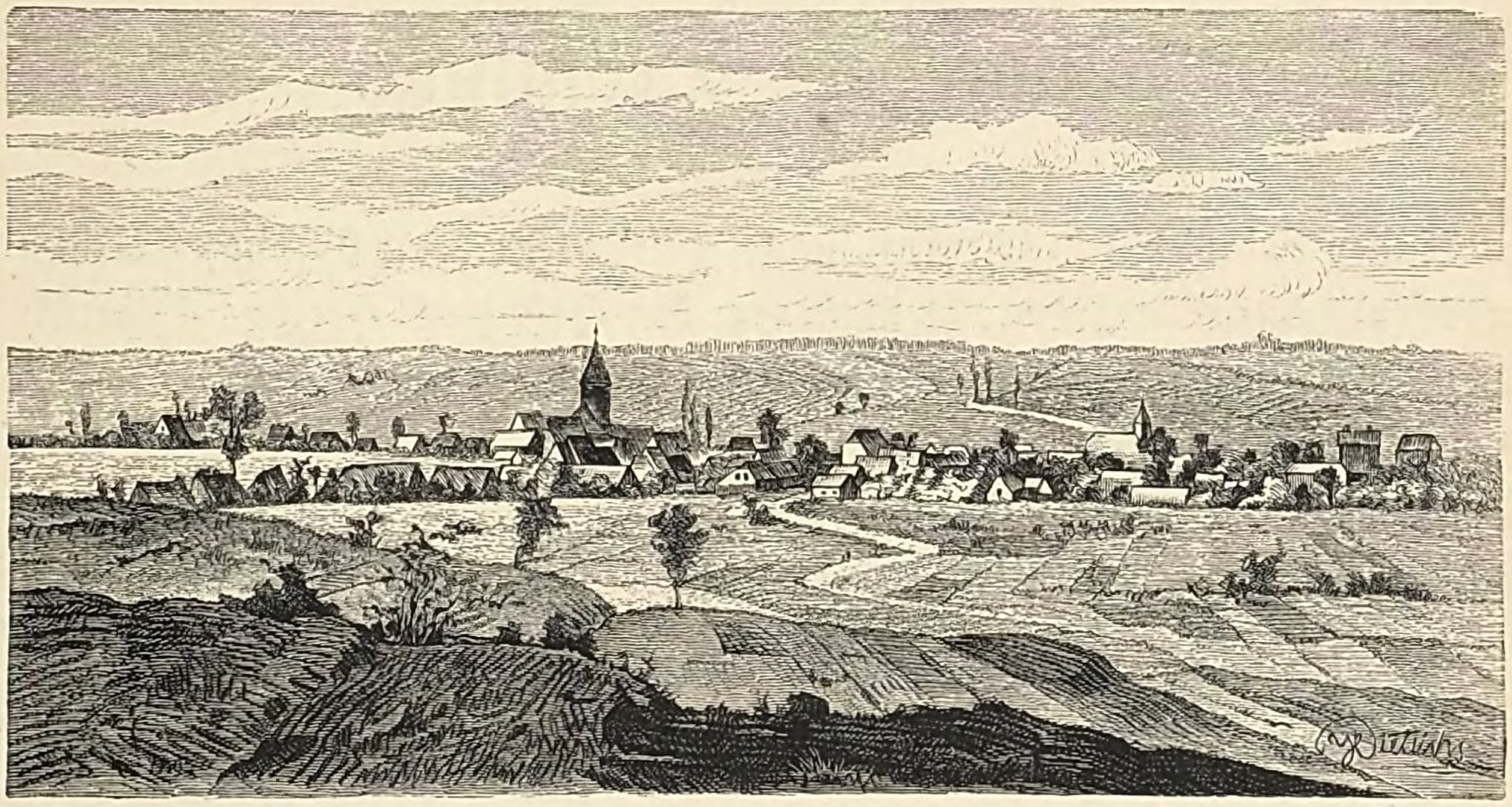
prächtiger Waldpfad zum Stakenberg. Die Aussicht von diesem über 400 Fuß hohen Berge ist unstreitig die schönste und weitumfassendste in der Altmark. Man sieht außer Seehausen alle Städte der Altmark deutlich vor sich. Gardelegen, Salzwedel und Stendal mit ihren vielen Thürmen, Tangermünde und daneben das Kloster Jerichow von jenseits der Elbe sind leicht aufzufinden. Nach Süden wird der Blick erst durch den Harz begrenzt; bei günstiger Witterung ist der Brocken mitsammt dem Brockenhause deutlich zu erkennen. Vom Stakenberg und seiner Umgebung geht es ziemlich steil herunter durch den Ochsenkeller nach Wiepke. Leider sind auch hier die herrlichen alten Eichen, die noch vor vierzig Jahren die Besucher erfreuten, sämmtlich gefällt. Dadurch ist ein lieblicher Ruheplatz, den in meinen jungen Jahren die wanderlustige Jugend niemals zu besuchen versäumte, der Platz zu „den elf Quellen," spurlos verschwunden.

Der südliche Theil der Hellberge hat kümmerlichen Sandboden, selbst Heidbirke und Kiefer nur dürftig ernährend. Östlich von dem Höhenzuge der Hellberge liegen im Thal die ärmlichen Dörfer Schwiesau und Breitenfeld; hinter ihnen baut sich eine zweite Hügelkette parallel mit den Hellbergen auf; es sind dies die Berge der Klötzer Forst. Klötze, vor der Zeit der Hohenzollern zur Altmark gehörig, ging unter Jobst von Mähren an Braunschweig-Lüneburg verloren und wurde später mit den umliegenden Dörfern ein hannoversches Amt. Erst durch den Wiener Frieden von 1815 wurde es nach 425jähriger Trennung wieder mit der Altmark vereinigt. Als die Veranlassung zur Trennung werden die Räubereien verzeichnet, die von der Burg Klötze aus verübt sein sollen. Walther (Singularia Magdeburgica, Band 3, Seite 25) sagt darüber kurz und kräftig:

> „Anno 1390 ist das Raub-Nest Klötzen durch Hülfe des Erzbischofs Alberti und der Herzogen von Braunschweig zerstöret, und die Straßenräuber an die Bäume gehänget."

Ob das Letztere richtig ist, mag dahingestellt bleiben. In der Regel wird diese Unternehmung, die nicht 1390, sondern im Januar 1391 stattfand, mit der vergeblichen Belagerung des von Cuno von Quitzow tapfer vertheidigten Schlosses Kleetzke in der Priegnitz im Sommer 1390 verwechselt. Von dem alten festen Schlosse Klötze haben am Anfang unseres Jahrhunderts

noch große Gebäude und einer der beiden Thürme gestanden. Jetzt sind sie verschwunden und haben den Wirthschaftsgebäuden des Gutes Platz gemacht. Der Marktflecken Klötze gilt gegenwärtig als der ärmste der Altmark. Seit



Klötze.

der Vereinigung mit Preußen ist eine Hauptnahrungsquelle der Bewohner, der Schmuggelhandel, versiegt. Heute hoffen sie auf eine Belebung des Verkehrs durch eine zwischen Öbisfelde und Salzwedel zu bauende Eisenbahn. Mögen diese Hoffnungen in Erfüllung gehen!

Aus dem Drömling.

Kaiser Heinrich VI. schenkte am 1. Juni 1192 dem Erzbischof Wichmann von Magdeburg aus den Besitzungen des besiegten Herzogs Heinrich des Löwen von Braunschweig unter Anderem den Wald Drömling — silvam Trümelingam (Trimmining). — Der Drömling, vor Zeiten auch der freie Drömling genannt, war bis vor hundert Jahren ein großer Bruch, der sich damals zwischen der Altmark, dem Magdeburgischen, dem Braunschweigisch-Wolfenbüttel'schen und dem Braunschweigisch-Lüneburgischen Gebiet meilenweit hinzog. Bekmann (Band I., Seite 971 ff. und Band II., Buch 1, Kapitel 4, Seite 73 ff.) sagt, er sei

„ein mit vielen und großen Morasten angefülletes und deshalb unzugängliches, in einem Grunde liegendes Gehölze, das sich auf etwa vier- bis fünf viertel Meilen im Anfange in der Breite erstrecket, unter Jahrstedt aber wieder abnimmt und endlich ganz schmal wieder zusammengehet, und erstrecket sich in die Länge von Vorsfeld bis Calvörde auf drei bis vier Meilen theils Märkischer, theils Lüneburgischer Gerichtsbarkeit."

Nach S. Walther's Magdeburgischen Merkwürdigkeiten, Thl. VII (1737) erzählt Bekmann, Niemand wisse sich im Drömling zurechtzufinden, als die Landleute aus den Nachbardörfern, diese aber auch nur bei hartem Winter oder sehr warmem Sommer in trockenen Jahren; dann seien einzelne Theile durch „Bahnen" wie die Twellbahn, die Kehrbahn, die Rügen'sche Bahn, die Voigtsbahn, die Wenddörferbahn und durch den Diebssteig gangbar:

„Der Damm von Miesterhorst bis Bergfried ist eine halbe Meile lang. Das Holz wächset so dicke, daß, wenn man 10 bis 20 Schritte hineingekommen, man nicht mehr weiß, wo man ist. Die herumliegenden Wiesen endigen sich gegen den Drömling mit einer sandigen Höhe, dadurch sie gleichsam davon abgesondert werden, daher die herumliegenden Dörfer, davon einige kaum einen Büchsenschuß weit davon liegen, vom Wasser keinen Schaden leiden, ausgenommen das Ländchen bei Öbisfelde, Grafhorst und Vorsfelde."

Das Ländchen umfaßt die sechs niedrig gelegenen Dörfer des sogenannten Amts Öbisfelde nordöstlich der Stadt, nämlich Kaltendorf, Breitenrode, Wassensdorf, Weddendorf, Niendorf und Bergfriede, während die sechs höher gelegenen Dörfer südöstlich der Stadt, Rätzlingen, Bösdorf, Lockstedt, Gehrendorf, Kathendorf, Zilbeck (Vorwerk) als „das Land" bezeichnet werden. Öbisfelde mit dem Land und dem Ländchen war längere Zeit, bis ins dreizehnte Jahrhundert in dem Besitz der Herren von Öbsfeld, die nicht, wie man früher irrthümlich annahm, eine alte sächsische Dynastenfamilie bildeten, sondern dem Kleinadel angehörten. Nach deren Aussterben ging es auf die Herren von Oberg über, die es 1369 dem Erzstift Magdeburg zu Lehen übertrugen — für 210 Mark Silber, die sie sich von dem damaligen Erzbischof Albert und seinem Vorgänger Dietrich (Kagelwid) erborgten. Das „Land" muß eine Zeitlang im Besitz der Wenden gewesen sein, während das „Ländchen" schon durch seine tiefe Lage von der Occupation der Wenden ausgeschlossen blieb. Die Bewohner der Ländchendörfer wohnten bis in unsere Tage in altsächsischen Bauerhäusern und unterschieden sich durch Sitte und Brauch, ja durch Gestalt und Wuchs von den Bewohnern der Umgebung. Die Hofbesitzer wurden, wie in einzelnen Gegenden Westfalens, mit dem Hofnamen benannt, wenn derselbe mit dem Familiennamen nicht übereinstimmte. Vermuthlich haben ihre Vorfahren, im zwölften Jahrhundert als Drömlings-Kolonisten aus einer Gegend mit sächsischem Hausbau berufen, den Grund und Boden, etwa eine halbe Quadratmeile, dem Wasser und Wald abgerungen und einen erheblichen Theil des angrenzenden Drömlings als Markgenossenschaft benutzt. Vom Drömling und vom Landhagenwalde eingeschlossen, bilden die sechs Dörfer noch heute das Kirchspiel Kaltendorf, dessen alte Steinkirche, mehrmals vergrößert, nach einer Inschrift im Jahre 1218 völlig ausgebaut worden ist. „Der freie, sie umgebende Platz wird seit alten Zeiten für alle sechs Dörfer zum Begräbnißort gebraucht." *)

Von jenen sechs Dörfern ist Niendorf erst im 15. Jahrhundert und das kleine Häuslerdorf Bergfriede im 16. Jahrhundert begründet. In jedem

*) Siehe P. W. Behrends, Beschreibung und Geschichte des Amtsbezirks von Öbisfelde mit Inbegriff mehrerer die umliegende Gegend und den Drömling betreffenden Nachrichten. Königslutter 1798, Seite 121.

der Dörfer Kaltendorf, Breitenrode und Wassensdorf war nach Behrends noch am Ende des vorigen Jahrhunderts der Sammelplatz der Gemeinde von Alters her ein mitten im Dorf belegenes Viereck, von großen Bruchsteinen eingeschlossen und von drei Linden beschattet; in Weddendorf, wo vermuthlich das Landgericht über die sämmtlichen Ländchendörfer gehalten worden ist, befanden sich im Viereck noch ein steinerner Tisch und steinerne Bänke.

Über die Eigenthumsrechte und Nutzungsarten des Drömlings schreibt Walther, der als Wegenstedter Pastorssohn in einer Drömlingsortschaft geboren ist, in seinen Magdeburger Merkwürdigkeiten, Theil 7, Seite 18, wie folgt:

„An dem freien Drömlinge haben vor undenklichen Zeiten her Recht und Macht alle Anwohner rund umher, sowohl die sehr nahe, als auch die eine halbe Meile, bisweilen noch weiter, entfernt sind, 50 bis 60 Örter. Diese können daraus zur Winterszeit ihr Holz und Stangen zum Hopfenbau, und die nächsten im Sommer ihr Heu holen, auch zum Theil ihr Vieh hineintreiben. . . . Vor diesem, da man noch keine Eintheilung gehabt, hauete und holete ein jeder, so viel er wollte, trieb auch sein Vieh nach Belieben hinein; weil aber Nachbarn und Dörfer darüber in Streit geriethen: so hat man jedes Dorf um seine Portion vergleichen müssen, und ein jeder im Dorfe hat wiederum sich getheilet. Ich weiß, daß länger als 200 Jahr Grenzcommissionen deshalb angestellet worden. . . . Bei dieser hergebrachten Eintheilung nun sind die Theile mehrentheils mit den andern zufrieden, und haben ihre Grenzen mit Malzeichen an den Bäumen abgezeichnet.

Ein Dorf oder Flecken, nachdem es viel Einwohner hat, besitzt viel oder weniger Holz, doch jedes so viel, daß es 5 und noch mehr Jahre damit auskommen kann. Wenn denn nun ein guter Winter eingefallen, und es im Drömlinge zugefroren, so spricht der Landmann: Es ist Drömling. Und dann machet sich eine jede Dorfschaft fertig, einen gewissen Platz in seinem ganzen Revier abzuhauen. Die Hauswirthe theilen solchen in gewisse Kabeln oder Portionen, die sie auf einmal abhauen. Auf solche Weise haben sie jährlich was, und lassen das übrige stehen. Mittlerweile wachsen die Lohden auf den verledigten Plätzen in etlichen Jahren wieder in die Höhe und in 10 Jahren sinds hohe Bäume. Denn es wächset ein solcher Baum leicht. Und dergestalt wird der Drömling nie umgehauen und ruiniret, welche Vortheile die Hauswirthe eben in Acht zu nehmen wissen. So es aber geschähe, daß ein Jahr wegen weichen Winters müßte übergeschlagen werden, so müssen sie auch zufrieden sein. Wo ein Prediger ist, da gehöret ihm sowohl seine Kabel, als den andern im Dorfe. Von diesem Holzschlag nun hat ein jeder seine Nothdurft.

Der Landmann aber, der die mittägliche Seite bewohnet, und theils das Flechtingensche Holz betreten darf, um zu seiner Feuerung daraus, altem Rechte nach, zu sammeln, sparet gern das Drömlingische Holz zum Verkauf und Kohlenbrennen, die sie wöchentlich nach Braunschweig und Magdeburg auch sonst hinfahren.“

Während im eigentlichen Drömling nur Elsen stehen, gab es mitten im Sumpfe, gleich Inseln im Meere, eine Reihe trockener Anhöhen, Horste genannt, die vorzugsweise mit Eichen, dazwischen auch mit Buchen und Birken bestanden waren und „schöne Fütterung gaben." Walther führt deren vierundzwanzig namhaft auf.

Den ganzen Drömling durchfließt die Ohre, von der die alten Chronisten sagen, daß sie bald nach ihrem Eintritt in den Drömling unweit Steimke sich in die Erde verkrieche und erst mehrere Meilen davon vor Calvörde wieder hervorkomme. Von Calvörde fließt sie über Neuhaldensleben und Wolmirstedt der Elbe zu, in die sie sich bei Rogätz ergießt. Die Horste im Drömling boten vor alten Zeiten den Einwohnern auf der Flucht vor Feinden einen sichern Zufluchtsort; aber auch die Stegreifritter, oder die in „ehrlicher Fehde" ihre Feinde ausplünderten, verbargen dort zuweilen ihren Raub. So heißt es in einer bekannten Urkunde im braunschweigischen Rathsarchiv bei Gelegenheit der Fehde, die der spätere Landeshauptmann Albrecht von der Schulenburg auf Beetzendorf und Apenburg, „Bernd's Sohn, der pflag zu wohnen in Schönhausen", der Propst Johann Verdemann von Diesdorf und Thomas von dem Knesebeck auf Tylsen um 1485 gegen Magdeburg führten:

> „Item im Herbst hat Herr Albrecht von der Schulenburg einen Wagen mit Speck auf meines gnädigen Herrn Straßen nicht fern von Klötze genommen, Lüneburg der Stadt zugehörend, und ihn geführt in ein Holz und Bruch Tremeling genannt, allda bei neun oder zehn Wochen stehen lassen; darnach als es veraltet ist, hat er den Speck geführt nach Beetzendorf und ihn an seinen Balken in seinem Haus gethan."

An die schreckliche Noth des dreißigjährigen Krieges erinnert der Name eines noch heute erhaltenen Burgwalles bei Mannhausen. Auf einer Drömlingsflur, jetzt „vor der Horst" genannt, muß vor alten Zeiten eine Burg oder ein Burgstall, „das rothe Haus", gestanden haben. Solcher kleinen Burgen waren an den Grenzen des Drömlings mehrere, vermuthlich gegen die Wenden, errichtet. Alte Leute wissen heute noch, daß ihre Väter dort Mauerwerk in der Erde gesehen haben. Auf dem Burgwall steht jetzt ein Stall. Der Wall führt den Namen Piplockenburg; wie man erzählt, haben ihn Bauern im dreißigjährigen Kriege als Zufluchtsort bei feindlichen Überfällen benutzt und regelmäßige Locksignale mit Weiden- oder Rohrpfeifen

eingeführt. Ebenso erzählt man von der Mehlhorst beim „Ländchen", daß sich dorthin die Ländchenbauern mit Vieh und Proviant geflüchtet und den Zugang durch Verhaue versperrt hätten.



Auf der Piplockenburg.

Die Drömlingsbauern waren die ersten in der Altmark, die gegen Ende des dreißigjährigen Krieges zur blutigen Selbsthilfe griffen und sich in bewaffneten Abtheilungen zu Fuß und zu Roß unter selbst gewählten Hauptleuten zur Abwehr und Rache gegen die Soldateska erhoben. Den Drömlingern folgten die Bauern der Salzwedeler Umgegend, dann die im Calbeschen Werder unter ihrem tapfern Führer, dem Freischulzen Stappenbeck von Jeetze, dem Werderschen Kommandanten, und endlich stand die Bauernschaft der ganzen Altmark unter Waffen. Wehe den einzelnen oder in kleinen Trupps umherstreifenden Marodeuren, die diesen Bauerncorps in die Hände fielen. Die frugen nicht darnach, ob es Kaiserliche oder Schweden oder Brandenburger waren — geraubt und geplündert hatten ja alle — dem Tode waren sie unfehlbar verfallen, am liebsten jagte man sie in die Sümpfe auf trügerische grüne »Dotlewer« (Todleber). Unter ihren Füßen brach die dünne Grasdecke durch und sie erstickten elendiglich im Moder.

„Die Bauern erreichten wenigstens, daß, während sonst vier oder fünf Reiter ein ganzes Dorf geplündert hatten, jetzt ganze Kompagnien von den besetzten Dörfern abziehen und flüchten mußten." (Götze, Stendaler Chronik Seite 482.)

Die freiwillige Landwehr der altmärkischen Bauern wuchs zu einer Macht heran, stark genug, 1642 die Biesepässe gegen die Kaiserlichen zu halten.

Die Erinnerung an diese tapferen Bauernkompagnien war zur Zeit der Schwedenkriege 1675 noch nicht erloschen. Als der große Kurfürst im Juni vom Rhein seinen bedrängten Erblanden zur Hilfe eilte, erfuhr er, wie uns Buch's Tagebuch überliefert hat, am 12. Juni in Magdeburg, daß die altmärkischen Bauern längs der Elbe lagen und den Übergang der Schweden über die Elbe und deren Vereinigung mit den Hannoveranern verhindert hatten. Sie hatten zum Aufgebot aller Waffenfähigen die Trommel gerührt und die Fähnlein fliegen lassen, wie einst die alten Landsknechtführer thaten — an schwarzer Stange den weißen Leinwandlappen mit einem rothen Adler in grünem Kranz. Noch heute hängt eine der Fahnen mit der Jahreszahl 1675 und dem Spruch: „Wir Bauern von geringem Gut dienen unserm Kurfürsten und Herrn mit unserm Blut" in der Kirche zu Dannefeld im Drömling, und in der Kirche zu Wallstawe bewahrt man von damals eine Trommel, die ebenfalls in grünem Kranz den brandenburgischen Adler zeigt.

Der Kurfürst schlug die Schweden am 25. Juni 1675 bei Fehrbellin, und die Landwehr ging nach Hause. Aber als er am 16. April 1677 durch Gardelegen kam und dort zur Nacht blieb, zogen andern Tages am frühen Morgen die Fähnlein der Drömlinger Bauern mit Trommeln und Pfeifen vor seiner Wohnung vorbei, ihm ihre Huldigung darzubringen.

Durch Friedrich den Großen kam über den Drömling eine neue Zeit. Schon seit 1770 hatte er der Regierung befohlen, ihr Hauptaugenmerk mit darauf zu richten, „daß zur Etablirung mehrerer Kolonisten durch nützliche Rodungen auch der Drömling urbar gemacht werden möge." Durch eine Kabinetsordre vom 16. Dezember 1776 befahl er weitere Vorarbeiten. Es heißt darin:

> „Übrigens so befindet sich in der Altmark der sogenannte Drömling, wo noch eine sehr ansehnliche Verbesserung zu machen stehet, die aber deshalben etwas schwer zu machen ist, weil das Lüneburgische und das Braunschweigische daran zugleich mit Antheil nehmen muß" u. s. w.

Der Minister Derschau sollte sich mit dem Minister des Auswärtigen in Verbindung setzen, damit dieser die Höfe sondire, ob sie sich nicht an einer

so nützlichen Verbesserung betheiligen und die Kosten nach Verhältniß festsetzen möchten.

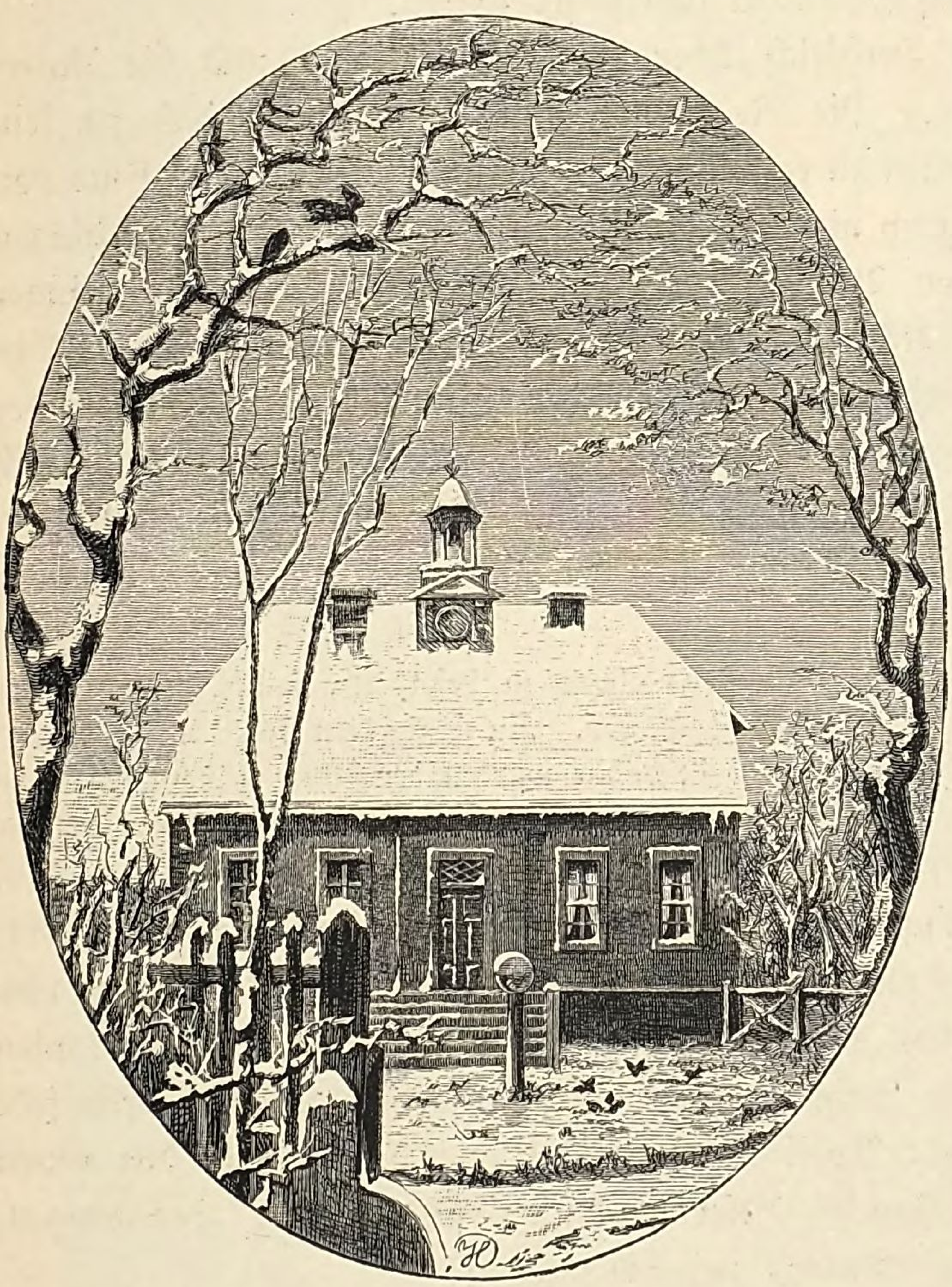
Im Winter 1777 zu 1778 begann die Ausführung. Sie wurde aber schon im Frühjahr 1778 wegen Geldmangel auf mehrere Jahre unterbrochen. Erst 1782 wurden die Arbeiten mit Eifer wieder aufgenommen und so eingerichtet, daß man die Betheiligung der Lüneburger und Braunschweiger entbehren konnte. Sie dauerten eine Reihe von Jahren. Zeitweilig wurden bis 2000 Arbeiter beschäftigt; in der Regel aber „waren ihrer nur gegen 300 bei der Arbeit zu halten." . . . „Die Furcht ausländischer Arbeiter vor gewaltsamer Aushebung zum Militär, die mühselige Arbeit in sumpfigem Boden, die Schwierigkeit von Unterkunft und Unterhalt — alles das machte es meist unmöglich, eine gleichmäßig große Zahl Arbeiter zusammen zu bringen." *)

Mehrere große Vorfluthskanäle wurden gezogen mit einer Menge Abzugskanäle und Gräben, Brücken, Schleusen, Fang- und Staudämmen. Die Ohre erhielt ein regelmäßiges Bett. Durch vier breite Hauptdämme wurde der Drömling passirbar gemacht. Der große König schenkte, wie viele eigenhändige Kabinetsordres beweisen, bis zu seinem Lebensende der Regulirung lebhafte Aufmerksamkeit. Erst lange nach seinem Tode wurde sie als vollendet angesehen.

Friedrich der Große hatte, wie bei andern ähnlichen Regulirungen, einen erheblichen Theil der dem Wasser abgerungenen Grundstücke zur Ansetzung von Kolonisten behufs „Vermehrung der Volksmenge" verwenden wollen. Dem entsprechend wurde nach dem 1791 entworfenen Plane von den betheiligten Gemeinden verlangt, daß sie von den ihnen als neugewonnen berechneten 72,579 Morgen zur Ansiedelung von 514 Kolonisten ihrerseits 17,043 Morgen abtreten sollten, wogegen der Staat für die aufgewendeten Kosten keine Entschädigung fordere, und der von den Kolonisten zu entrichtende Kanon zur Deckung der auf 8878 Thaler veranschlagten Unterhaltungskosten der Drömlingsanlagen zu verwenden seien. Hiergegen

*) Oberlehrer Mänß: „Die Entwässerung des Drömlings Seite 249 bis 279 des 12. Jahrganges der Geschichtsblätter für Stadt und Umgebung Magdeburg, 1877." Die Darstellung beruht auf den bis 1806 reichenden Akten des Regierungsarchivs zu Magdeburg.

erhoben die Bauern lebhaften Widerspruch; sie verweigerten Land abzutreten und bestritten den Nutzen der Regulirung. Auf dem sogenannten Taterberge im Miesterhörster Drömlingsreviere waren 1787 die ersten Gebäude für die königl. Kommissarien errichtet. — 1792 baute man daselbst die noch jetzt vorhandenen Dienstgebäude des mit der Oberaufsicht über sämmtliche Meliorationswerke beauftragten Grabenbau-Inspektors. Während noch über die Landabtretung verhandelt wurde, legte die Regierung auf Dannefelder Gebiet ein Etablissement für einen Grabenmeister an. Da brach der Sturm los. — Die Bauern rotteten sich zusammen, warfen die Einhegungs-Gräben wieder zu, versperrten einen neuen Weg durch Abgrabung und hielten die Wagen mit Baumaterial an und warfen sie ins Wasser. Im Juni 1794 verbrannte ein 70 Mann starker Haufen eine Wachhütte, in der Nacht vom 13. bis 14. September sammelte sich eine noch größere Schaar, zerstörte das neue Grabenmeisterhaus und brannte eine Scheune auf



Taterberg.

dem Taterberg nieder. Schon wurden Militärkommandos aus Magdeburg herbeigerufen, um den offenen Aufruhr der Drömlinger gegen die Staatsbeglückung, von der sie nur wieder neue Auflagen fürchteten, zu dämpfen. Indessen gelang es, ohne Waffengewalt die Ruhe wiederherzustellen, nachdem einzelne Rädelsführer nach Spandau abgeführt waren.

Jetzt kam auch ein Vergleich über die Kolonisations- und die Unterhaltungskosten zu Stande. Die Regierung hatte eingesehen, daß sie kein Recht besaß, Landabtretungen zu erzwingen, und daß sie dieselben in Güte von den hartköpfigen Drömlingern niemals erlangen werde. Nach den Vorschlägen einer besonders eingesetzten Abschätzungs-Kommission, die drei Drömlinger Bauern zugezogen hatte, eröffnete Minister von Werder am 28. Juni 1796 den nach Öbisfelde beschiedenen Deputirten der Gemeinden im Namen des Königs persönlich, daß von ihnen keine neuen Abgaben weder in Geld noch in Grund und Boden verlangt werden sollten. Nur müßten sie nach Verhältniß des Nutzens die Unterhaltungskosten der Wasserwerke mit 6000 Thalern jährlich aufbringen.

„Um „die Bevölkerung" wenigstens etwas zu befördern, sollten fünfzig neue Etablissements zu 60 Morgen angelegt werden. Zu Anbauern könnten die Eigenthümer ihre Kinder wählen. Anzusetzende Söhne würden den Abschied vom Regiment erhalten. Wenn binnen zwei Jahren die Etablissements nicht fertig sein sollten, würden sie auf landesherrliche Verfügung angelegt werden." (Mänß, a. a. O. S. 271.)

Dieser Vorschlag wurde einstimmig angenommen; die Schulzen von 35 Ortschaften unterschrieben das Protokoll, und die Meliorationswerke konnten nun den Interessenten übergeben werden. Aber die Einrichtung der Kolonien dauerte weit länger. Die Zahl 50 schrumpfte auf 35 zusammen, für jede Gemeinde eine. Erst Ende April 1800 wurden die Grundstücke den neuen Anbauern übereignet. Manche dieser Kolonien sind wieder eingegangen, einige wurden zu größeren Gütern zusammengelegt.

Erst durch ein Reglement vom 13. April 1805 wurden behufs Unterhaltung der Anlagen alle diejenigen, welche im Drömling Antheil besaßen, zu einer Gesellschaft unter dem Namen Drömlings-Korporation vereinigt. Der damaligen Auffassung entsprechend, wurden die Korporationsbeamten (der Schaudirektor, der Grabenbau-Inspektor, die Rendanten, die Grabenmeister u. s. w.) nur durch die „Gutsobrigkeiten, welche selbst, oder deren Unter-



J. F. Richter's X. A. Hamburg.

Grubenmeister-Wohnung.

thanen Theil an dem Drömling haben," gewählt. Die Gutsobrigkeiten, deren es damals elf gab, hatten die ihnen unterthänigen Gemeinden fast in allen Beziehungen zu vertreten; — aber zwei Jahre darauf, seit der Einverleibung der Altmark in das Königreich Westphalen, gab es keine Gutsunterthanen mehr. Von den elf Rittergütern besaßen acht keine handbreit Landes im Drömling. Dennoch gaben sie den ihnen im Reglement zugesprochenen Einfluß nicht auf. So blieb es bis zum Jahre 1848. Jetzt forderten die Ortschulzen der betheiligten Bauerngemeinden einstimmig die Revision des Statutes, deren unbedingte Nothwendigkeit nunmehr das Staatsministerium anerkannte. Eine Revisionskommission berieth — langsam und gründlich. Bald kam die Reaktionszeit; sofort ward die Revision von der Regierung für überflüssig erklärt. Seit 1858 aber verfolgten die Bauern ihre gerechten Forderungen planmäßig vor der Volksvertretung. Endlich wurden sie durch die Verordnung vom 11. Mai 1872 in ausreichender Weise befriedigt. Inzwischen waren auch die vormals lüneburgischen, von dem Königreich Preußen 1866 annektirten Ortschaften durch eine Erweiterung der Meliorationsanlagen zum Drömling zugezogen worden. Jetzt durchschneiden zwei Eisenbahnen, außer der Lehrter zwischen den Stationen Mieste und Öbisfelde, auch noch die Eisenbahn Neuhaldensleben-Öbisfelde den einst unzugänglichen Bruch, und selbst aus den Fenstern der Eisenbahnwagen erblickt man im Fluge jene breiten, schnurgeraden Gräben, die im bunten Wechsel Äcker und Wiesen und Wald durchschneiden.

Wie durch den Drömling die Landesgrenze zwischen der Mark einerseits und dem Magdeburgischen und Lüneburgischen andererseits sich hinzog, so bildete er auch von jeher die Grenze für zwei plattdeutsche Mundarten, die man in der Altmark als altmärkische und magdeburgisch-braunschweigische unterscheidet. Dieser Unterschied wird schließlich auf eine Verschiedenheit des Stammes der Bewohner zurückzuführen sein. Den Städtern — wenigstens aus Gardelegen kann ich es bezeugen — erscheinen die altmärkischen Drömlinger auch im Gegensatz zu der ländlichen Bevölkerung nördlich und östlich der Stadt bedächtiger, ruhiger, schwerfälliger, Neuerungen schwerer zugänglich, als andere Altmärker. Daß dort alte Sitten und Bräuche sich lange erhalten haben, erfuhr ich, als ich um das Jahr 1860 herum bei mehr-

tägigem Aufenthalt auf dem Ackerhofe des Schulzen Kummert in Mieste alles, was in diesem Dorfe von deutschen Volksliedern und deren Weisen bekannt war, herauszubringen und aufzuzeichnen versuchte.

Schon die Mägde des Hofes, die im Winter nach alter Sitte noch an dem in der Vorderstube befindlichen Webstuhl zu weben hatten und dabei zu singen pflegten, hatten einen hübschen Schatz von Liebesliedern und Romanzen, selbst einige geistliche Lieder im Kopf. Das beste freilich lieferte von ihnen eine Magd aus der zu Jeggau gehörigen Kolonie Eigenthum — wie den Text und die schöne Melodie des Liedes von dem jungen Zimmergesellen, den die Frau Markgräfin verführt, und das seltene Lied von den zehn Geboten. Ich habe beide seiner Zeit in dem von mir herausgegebenen Liederhefte veröffentlicht. Allmählich nahm das ganze Dorf an meiner Sammlerei Interesse. Ein Klavier wurde herbeigeschleppt, da ich ohne ein solches die Volksweisen nicht wohl aufzuzeichnen verstand. Bald wurden mir Sagen, Märchen, Kindersprüche, Zaubersprüche zum Aufschreiben mitgetheilt, und obwohl ich es anfänglich ablehnte, kamen doch so viele alterthümliche Sprüche und Verse zum Vorschein, daß ich schließlich meinen Vorsatz, mich auf die Volkslieder zu beschränken, aufgeben mußte.*)

In den altmärkischen Drömlingsdörfern sind wie im Hansjochenwinkel die alten heidnischen Feste, vor allen das Erntefest Vergôdendêl, in lebhafter Erinnerung, und Frau Gode mit der wilden Jagd rast lärmend und tobend gar oft über den Drömling fort. Wer sie kommen hört, eilt schnell in den Hof, um nichts davon zu sehen, und hier wie in anderen Gegenden der Altmark erzählt man von Spöttern und Verwegenen, die in das Toben mit einstimmen. Es wird ihnen ergehen wie jenem Bauern in Mehrin bei Calbe an der Milde, der trunken aus der Stadt nach Hause wanderte. Auf den „Bergen" begegnete ihm die wilde Jagd; frechen Muthes stimmte er in das Jagdgeschrei ein, ohne daß ihm etwas widerfuhr. Schon graute der Morgen, als er endlich Mehrin erreichte. Da kam die wilde Jagd bereits zurück. Wiederum rief der Bauer sein Halloh! zum Himmel hinauf. Da

*) Dr. Phil. Wegener hat von meinen Aufzeichnungen in Mieste, soweit sie nicht Volkslieder betreffen, mehreres im 15. und 16. Jahrgang (1880 und 1881) der Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg veröffentlicht, namentlich Zauber- und Segensformeln (1881. Seite 249 ff).

hörte er eine Stimme: „Hast du mitgejagt, kannst du auch mitschmausen!“ Im selben Augenblick fiel ein schwerer Körper vor ihm nieder. Mit Entsetzen erblickte er einen Weiberschenkel mit rothem Strumpfe und blankem Schuh angethan.*)

Manche schöne altdeutsche Sitte ist als heidnisch von geistlichen Eiferern verfehmt, zuletzt thörichten Polizeiverboten unterlegen. Samuel Walther, der Drömlinger, warnt seine „Landsleute an der Ohra“ im letzten Kapitel der Magdeburgischen Denkwürdigkeiten 1737 vor heidnischen Gaukeleien und rühmt seinen Vater, daß er oft dawider gepredigt und bei Anfang seines Predigtamts in Wegenstedt „das Oster- und Notfeuer“ abgeschafft habe. Noch sind die Osterfeuer, die allerdings aus dem alten, schon 743 von einer niederländischen Synode als heidnisch verdammten „Notfeuer“ hervorgegangen sein werden, in der Altmark nicht erloschen. Noch leuchtet dort am Osterabend von vielen Anhöhen der helle Feuerschein fröhlich ins Land hinein. Nach Sonnenuntergang wird das Feuer entzündet. Auf dem Hügel ist eine hohe Stange aufgepflanzt, um sie herum sind Holz, Theertöpfe und andere leicht brennbare Dinge aufgeschichtet. An der Stange hängt eine Theertonne oder ein Bienenkorb. Das junge Volk tanzt um das Feuer herum. Der Glaube, soweit das Feuer leuchte, gedeihe die Feldfrucht, ist erloschen; die alten Oster- und Johannisfeuer aber sollten als schöne Festbräuche konservirt werden und wo sie gewaltsam ausgerottet sind, wieder aufleben.

Das Festhalten an guten und schönen Sitten der Altvordern ist kein Hinderniß einer schnellen, fortschreitenden Entwickelung, wie sie dem Drömling zu wünschen ist. Eine glänzende Zukunft könnte ihm blühen, wenn der seit Jahrzehnten geplante Weser-Elb-Kanal zur Ausführung käme und durch den Drömling geleitet würde. Schon jetzt hat der Besitzer des einzigen, mit erheblicher Fläche an ihm betheiligten Ritterguts, Hermann Rimpau auf Cunrau durch seine berühmten Dammkulturen den Weg gezeigt, auf welchem die Grünlandsmoore des Drömlings zu reichen Erträgen gelangen können. Auf den eigentlichen Moorflächen links der Ohre schien

*) Auch in andern deutschen Gauen, und nicht blos in Norddeutschland, sondern auch im Vogtlande, in der Pfalz und in Tirol wirft der wilde Jäger Weiberschenkel und -Füße herunter, wie dies z. B. in den Schriften von Kuhn und Schwartz: „Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche“, oder Mannhardt: „Der Baumkultus der Germanen“, nachzulesen ist.

das Moorland nach der starken Entwässerung vielfach ganz unfruchtbar geworden zu sein; die Bauern begannen zu brennen, und der Drömling wurde eine derjenigen verrufenen Landschaften, deren Bewohner alljährlich an gewissen Tagen durch Erzeugung des Höhenrauches ihren deutschen Brüdern auf hunderte von Quadratmeilen Luft und Licht entzogen. War die abgeplaggte Rasennarbe zu Asche verbrannt und der durch tiefes Pflügen mit dem darunter liegenden Sande vermischte Moorgrund mit der aufgestreuten Asche gedüngt, so gab es zwar einmal eine gute Ernte an Sommer-Raps oder Hafer oder Timotheegras, aber es war ein Raubbau, der auf die Dauer die Grundstücke ganz entwerthete.

Seit 1862 hat Rimpau begonnen, die 2000 Morgen Moor seines Gutes durch „Dammkultur" nutzbar zu machen. Bei ihr findet eine vollständige Entwässerung des Moores und Bedeckung desselben mit einer vier Zoll starken Sandschicht statt. Zu diesem Behufe werden in einer Entfernung von 72 Fuß parallele 16 Fuß breite Gräben gelegt mit einer Tiefe von vier bis sechs Fuß und mit elf Fuß breiter Sohle. Die zur vollen Tiefe aus den Gräben ausgeschachtete Moorerde wird auf der Oberfläche der sich zu Dämmen gestaltenden Beete gleichmäßig vertheilt, ebenso wird der unter dem Moor stehende Sand zwei Fuß tief ausgegraben und gleichmäßig über die Moorerde gedeckt. Die Dämme werden von mehrere Ruthen breiten Vorgewenden eingeschlossen, durch welche das Wasser mittels großer Drainröhren aus den Parallelgräben in die Vorfluthgräben geleitet wird.*)

Rimpau hat jetzt bereits auf der ganzen Moorfläche seines Gutes mit Ausnahme von 120 zu Torfstich vorbehaltenen Morgen die Dammkultur ausgeführt und dadurch 1350 Morgen fruchtbaren Acker (Dämme) ausschließlich der Gräben gewonnen. Die Gräben geben an Schilf und Gras den Ertrag von 9 Mark, und wo sie an den Böschungen mit Sahlweiden besetzt sind, 20 bis 30 Mark für den Morgen. Die Dämme bedürfen verhältnißmäßig wenig Dünger (ammoniakalischen Superphosphat, Kainit,

*) Das Nähere über Rimpau's Dammkultur findet man unter anderen auf Seite 132 bis 144 von E. und K. Birnbaum's Schrift: Die Torf-Industrie und die Moorkultur, 1880. — Die obigen Zahlen-Angaben über die Erfolge in Cunrau beruhen auf brieflicher Mittheilung des Besitzers.

schwefelsaures Kalimagnesia), sind leicht bei jeder frostfreien Zeit zu bestellen, ohne Brache zu bearbeiten und geben dann in richtiger Fruchtfolge gleichmäßig hohe Erträge von den verschiedensten Feldfrüchten.

Rimpau, der die Dammkultur für alle Moore in Norddeutschland mit einer durchschnittlichen Tiefe von 0,3 Meter bis 1,3 Meter, sofern sie hinreichend entwässert werden können, für geeignet erklärt, hofft von der Ausführung des Weser-Elb-Kanals, wenn er den Drömling durchschneidet und vollständig entwässert, eine großartige Entwickelung desselben. Schon sieht er Fabriken und Industrien aus der Erde wachsen und die früher durch Moorbrand kümmerlich nutzbar gemachten Flächen in das üppigste Gartenland verwandelt.

Mögen diese Erwartungen auch zu hoch gespannt sein — jedenfalls liegt eine baldige Ausführung jenes Kanals unter Benutzung der Wasserläufe der Aller und Ohre im dringenden Interesse des Drömlings, wie der ganzen Altmark.

* Die Herren und Grafen von Alvensleben.

Es sind gar wundersame Dinge, welche die alten Genealogen über den Ursprung des weitverbreiteten und vielverzweigten Hauses der Herren und nachmaligen Grafen von Alvensleben gefabelt haben. Da will der Eine von ihnen wissen, im Jahre des Herrn 528 sei ein Sachse, Namens Alvo, von dem Könige Theoderich von Austrasien wegen der Beihülfe, so er diesem gegen die Thüringer geleistet, geadelt (!) worden. Dieser Alvo sei der Stammvater der Alvensleben. „Einer seiner Nachkommen ist Alvo oder Busso gewesen," so fährt der alte Genealog mit kecker Stirne fort; „der hat im Jahre 781 am Osterabende die Taufe erhalten und ist von Carolo Magno zum Grafen von Alvensleben ernennet worden." Mit erstaunlicher Sicherheit wird uns dann der Stammbaum dieses Grafenhauses angegeben, bis anno 1253 Albrecht, der letzte Graf, erscheint. Ihn soll Erzbischof Rudolf von Magdeburg „umgebracht" haben. „Albrechts Nachkommen," heißt es dann schließlich, „haben sich an dem einfachen Adelsstande genügen lassen."

„Nein," sagt eine ungleich anziehendere Mär, „es verhält sich anders mit dem Ursprunge derer von Alvensleben! Im Jahre des Heils 800 war's, und der Frankenkönig Karl lag vor der ewigen Stadt, welche ihren Herrn, den Papst Leo III., vertrieben hatte. Die Schwerter der Germanen sollten dem Nachfolger Petri wieder zur Tiara verhelfen. Aber die Römer wehrten sich gar tapfer sieben Tage lang, bis der kühne Held Gerold von Schwaben die Thore der ewigen Stadt erstürmte. Ein wackerer Mann aus dem Braunschweigischen aber hatte vor allen Anderen dem Schwabenherzoge rühmlich beigestanden; das war Herr Alvo. Er führte des Kaisers Banner, wie beim Sturme, so bei der Krönung in St. Peters Dome. Zum Zeichen seiner unbefleckten Treue und seiner hohen Tapferkeit ward dieser Sachse

Alvo mit jenem Wappen begnadigt, welches die Alvensleben noch heute führen, dem goldnen Schilde, auf dessen Querbalken drei Rosen vertheilt sind. Dieser kühne Kämpe Karls ist der Stammvater des Geschlechtes."

So erzählen die alten Fabeln, die keiner Widerlegung bedürfen. Die Geschichte dagegen lehrt uns in einem Wichard von Alvensleben, einem Dienstmanne des Bischofs von Halberstadt, den Stammvater des Geschlechtes der Alvensleben kennen. Wichard von Alvensleben, welcher in den Jahren 1163 und 1185 urkundlich genannt wird, bekleidete am bischöflichen Hofe zu Halberstadt das Amt eines Truchsessen. Zweifellos nannte er sich nach dem Dorfe Alvensleben im Neuhaldenslebenschen Kreise, oder vielmehr — er war auf jener bischöflichen Burg bei Alvensleben der den Oberbefehl führende Ministerial. Sein Sohn Gebhard I., welcher in den Jahren 1197 und 1216 erwähnt wird, ist der Erbauer des in der unmittelbaren Nähe der Bischofsburg Alvensleben belegenen Ritterschlosses Alvensleben. Wir treffen dann diese ältesten Alvensleben oft als Schultheißen und Domherren zu Halberstadt an. Geschichtliche Bedeutung erlangte das Adelsgeschlecht indessen erst mit Gebhard II., welcher um's Jahr 1270 seinem Hause die feste Burg Erxleben erwarb. Dieser Gebhard fühlte sich mehr zu den großen brandenburgischen Markgrafen aus dem ballenstädtischen Hause, als zu den geistlichen Herren von Halberstadt hingezogen. Bald erscheint er als der erste Vasall der Brandenburger; seine getreuen Dienste wurden endlich mit der einträglichen Vogtei zu Arneburg belohnt.

Ein nicht minder hervorragender Mann muß jener Friedrich von Alvensleben gewesen sein, welcher zu den Vormündern des Markgrafen Johannes aus der Ottonischen Linie der Ballenstädter gehörte. Zu den berühmteren älteren Mitgliedern des Geschlechtes zählt auch ein Tempelritter Friedrich von Alvensleben. Im Jahre 1301 begegnet er uns als Komthur auf der braunschweigischen Tempelordens-Kommende Supplingenburg; im Jahre 1307 nennt er sich bereits „Ordensgebietiger durch Deutschland und durch Slavien." Als solcher erlebte Friedrich die Vernichtung seines Ordens durch die Kirche. Soweit wir wissen, schloß Friedrich von Alvensleben mit dem Erzbischofe Burchard III. von Magdeburg im Jahre 1308 einen Vertrag, in welchem der Kirchenfürst den Rittern des

Tempels sicheres Geleit zusagte. Kämen neue Befehle vom Papste, die Templer zu verhaften, so sollte der Erzbischof ihnen dies Breve 14 Tage zuvor anzeigen, ehe er die Häscher ausschickte. Diese merkwürdige Urkunde beweist durch ihren Wortlaut ferner, daß der Meister Friedrich von Alvensleben in der That verhaftet gewesen ist und zu Magdeburg im Gefängniß gelegen hat. Nachdem er das Ordenskleid der „Miliz Christi“ mit dem Gewande des Johanniters vertauscht hatte, ist der Präzeptor Friedrich wahrscheinlich auf einer jener stillen, mauerumschlossenen und waldumrauschten Johanniter-Kommenden des Landes Brandenburg gestorben.

In späterer Zeit theilte sich das Geschlecht der Alvensleben in drei Linien, die schwarze, die weiße, die rothe; letztere ist indessen schon im Jahre 1553 mit Friedrich von Alvensleben erloschen.

Obwohl die Herren von Alvensleben dem hervorragendsten Adelsgeschlechte der Altmark angehörten, wie wir denn einen von ihnen, Gebhard VI., schon im 14. Jahrhundert als Landeshauptmann antreffen, so haben sie sich doch von jener Verwilderung ritterlicher Sitte, welche den märkischen „Zaunjunkern“ jener Tage anhaftete, nicht eben frei zu halten vermocht. Wenigstens nicht immer.

So gehörte ein Busso von Alvensleben mit zu jener zügellosen Schaar, welche sich um den magdeburgischen Freibeuter Heise von Steinfurt gesammelt hatte. Im November 1402 ritten diese Gesellen allzumal gegen Brandenburg aus; sie hatten wieder einmal einen „Span“ mit dem geistlichen Herrn daselbst. Aber Herzog Johann von Mecklenburg, der Landeshauptmann der Mark, hielt rühmliche Wacht; er selbst rückte mit seinem Marschalle Henning von Manteufel den Magdeburgern entgegen, welche sich am Wernitzwalde, westlich von Beetzsee bei der Stadt Brandenburg, festgesetzt hatten. Dort kam es zum Kampfe. Schon waren auf brandenburgischer Seite viele Knechte und zwei angesehene Edelleute, Henning von Stechow und ein Burgsdorf, gefallen; da brach endlich der Mecklenburger mit kühnem Muthe hindurch; die Freibeuter wurden geworfen. Busso von Alvensleben befand sich unter den Gefangenen der Märker; er sammt 60 Knechten. Im Triumphe wurde er nach der nahen Stadt Brandenburg geführt. Was ihm bevorstand, konnte er an der Wuth des Volkes leicht ermessen. Vergebens

bot er den Bürgern für sein Leben und für seine Freiheit die hohe Summe von 1000 Schock Groschen an; die Menge stürzte sich auf ihn; man schlug ihn nieder; bald hatte der Junker seine kecke Lust mit dem Leben gesühnt.

Solch' blutig Ende hinderte freilich Friedrich IX. von Alvensleben und seinen Bruder Bernhard keineswegs, es auch einmal mit einem Zuge „aus dem Stegreife" zu versuchen. Bei Calvörde fielen diese Alvensleben reisende Kaufleute aus Breslau und Magdeburg an und hießen sie fein sittig neunzehn Ballen Tuch abladen; — man schrieb ja noch anno 1467! Aber die Kaufleute konnten ihre werthvolle niederländische Waare nicht verschmerzen; sie klagten beim Erzbischofe Johannes von Magdeburg, und der machte mit der Aufrechterhaltung des Landfriedens mehr Ernst als die anderen Kirchenfürsten der alten Zeit. Mit den Bürgern von Magdeburg zog er am Sonnabend vor Martini (8. November) vor das Schloß Calvörde und traf sehr gelassen die Anstalten zur Bestürmung derselben. Als die Alvensleben diese Zurüstungen sahen, hielten sie es doch für gerathener, das geraubte Tuch zurückzugeben und die bereits fehlende Waare nach dem Ermessen des Erzbischofes zu bezahlen. „Die Breslauer," so erzählt die magdeburgische Schöppenchronik, „waren den Magdeburgern außerordentlich dankbar; dem Herrn Erzbischofe verehrten sie einen Zobelpelz und zwölf Ellen weißen Damast, den Magdeburgern selbst aber zwölf Centner Kupfer zu einem Geschütze nebst einer Geldsumme zu dessen Anfertigung."

Doch genug von solchen, wenig rühmlichen Thaten! Verdienstlicher war, was Busso VIII. von Alvensleben in seiner kurzen Regierungszeit (1487 bis 1493) als Bischof von Havelberg für die Kirche gethan hat. Noch ein anderer Sohn dieses Hauses, der zehnte Busso, hat den Hirtenstab von Havelberg geführt. Es ist kein uninteressantes Charakterbild, welches sich von diesem Manne aus den Urkunden entwerfen läßt. Im Jahre 1468 geboren, zieht er als Jüngling nach Leipzig und dann über die Alpen, um in Bologna den Doktorhut der Jurisprudenz zu erwerben. In die Heimath zurückgekehrt, tritt er in den Dienst eines ihm völlig geistesverwandten Mannes, des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, jenes lebensfrohen, kunstverständigen, völlig weltlich gesinnten Primas von Deutschland. Vielfach ist dann der junge Domherr diplomatisch thätig; er geht noch einmal

über die Alpen, um in Rom für seinen Herrn zu wirken, und kehrt mit dem Scharlach der Kardinalswürde für Albrecht wieder heim. Da wird ihm endlich auch mit einem Bisthume gelohnt; er besteigt im Jahre 1523 den Stuhl von Havelberg. Jetzt entfaltet er eine rege und nicht unrühmliche Thätigkeit; „die Ordnungen der Havelberger Kirche" werden von ihm neu herausgegeben; der Besitzstand der alten Lehre wird gesichert, so weit es eben noch möglich ist; ja, selbst die störrischen Tuchmacher zu Wittstock und Pritzwalk müssen sich ihm beugen und dürfen das lutherische Lied: „O, Gott, vom Himmel sieh darein" nicht mehr in brausendem Chorus in der Kathedrale zu Wittstock anstimmen. Die Nönnlein im Heiligengrabe drüben in der Priegnitz athmen wieder auf, und die vertriebene Äbtissin, eine Quitzow, kehrt mit wallenden Kirchenfahnen in das Kloster zurück. Bischof Busso ist in Wahrheit bis zu seinem, in hohem Alter erst 1548 erfolgten Tode die festeste Stütze des römischen Bekenntnisses in der Mark gewesen. Er hat freilich in mancherlei Beziehung dem keineswegs löblichen Beispiele italienischer Prälaten nachgelebt. So sorgte er mit Eifer für den Wohlstand seines Hauses, ohne immer die Grenzen seiner Verfügungsfähigkeit inne zu halten; so hat er nachmals zwei natürliche Söhne, Lewin und Joachim, unter dem Namen „von Halvensleben" anerkannt und reichlich ausgestattet. Sein Grabstein in St. Marien zu Wittstock ist verschwunden; noch aber — freilich nur noch in Trümmern, — ist jene Bischofsburg zu Wittstock vorhanden, an welcher Busso II. mit Vorliebe gebaut und gebessert hat.

Ein nicht minder strenger Gegner der Kirchenreformation war jener reiche und stolze Busso V. auf Erxleben, der im Jahre 1534 außer vielen Liegenschaften und dem Pfandbesitze von Weferlingen, Schneitlingen und Ummendorf sich eines Baarvermögens von 32,570 Goldgulden und 3500 Joachimsthalern zu erfreuen hatte. Als der unglücklichste aller Alvensleben aber darf wohl jener Matthias I. angesehen werden, welcher auf Schloß Erxleben im Jahre 1552 starb. Seine Tochter Margarethe wurde mit dem Schwerte zu Coburg hingerichtet, weil sie ihren zweiten Gatten, Georg von Bardeleben, in der Nacht vom 30. September zum 1. Oktober 1538 mit den Kissen seines Lagers erstickt hatte; — wir wissen

nicht, warum. Matthias' ältester Sohn wurde im Jahre 1545 von Hans von Rauchhaupt im Gasthofe „zum goldnen Arme“ in Magdeburg erstochen; ein zweiter, Valentin, stürzte 1549 in der Nähe von Erxleben mit dem Pferde und blieb todt auf dem Platze; der dritte endlich, Friedrich X., that dem Vater das gebrannteste Herzeleid an. Herr Matthias hatte ihm nämlich das reiche Fräulein Elisabeth von Münchhausen zur Ehegattin erwählt und hatte deren Vater, Jobst von Münchhausen, die bestimmteste Zusage betreffs der Verehelichung des jungen Paares gegeben. Friedrich von Alvensleben aber hatte sich heimlich mit Anna von Veltheim verlobt; er floh von Schloß Erxleben nach Zeitz und vermählte sich hier mit der Geliebten. Da brauste der Zorn des nun wortbrüchig gewordenen Herrn Matthias in hellen Flammen auf; er verstieß auch Friedrich, seinen letzten Sohn, und blieb in seinem Zorne unerbittlich, obwohl der Landesherr durch Joachim von Lüderitz zu wiederholten Malen eine Aussöhnung zu Stande zu bringen versuchte. Erst nach dem Tode seines Vaters durfte Friedrich von Alvensleben das Schloß der Ahnen, die Burg Erxleben, wieder betreten. —

Fürwahr! Es ist eine düstere Familiengeschichte, von welcher wir zu berichten haben: Prüfungen und Heimsuchungen aller Art verfolgten die Alvensleben von Generation zu Generation, obwohl auf Schloß Calbe das Familienkleinod, der magische Ring, mit ängstlicher Scheu gehütet ward. Da besucht ein Busso 1576 wohlgemuth seine Schwäger Asche und Hans Ernst von der Asseburg auf der Pfalz Wallhausen in Thüringen; beim Weine aber geräth er mit Philipp von Bortfeld in Streit; er beleidigt die Asseburger, welche eine Vermittelung versuchen, und erhält plötzlich — man weiß es nicht, von wem — einen Schwerteshieb über das Haupt, so wuchtig, daß das junge, blühende Leben sich verblutet. Einen anderen Alvensleben, den jungen Busso Clamor, umnachtete Schwermuth; — es trieb ihn nach Italien; aber schon nach wenigen Wochen warf ihn zu Genua eine schwere Krankheit auf das Siechenbett. Jesuiten beunruhigten seine letzten Augenblicke, bis sein Begleiter, der augsburgische Patrizier Lukas Langenmantel, sich ermannte und die breithütigen Bekehrer zu allen Teufeln jagte, damit der Freund in Ruhe sterben konnte. Und weiter noch! Im 17. Jahrhundert treffen wir unter den Alvensleben einen rechten Reitersmann an,

frisch, froh, leutselig, aber von gar leichtem Blute; es ist der Rittmeister Andreas von Alvensleben im schwedischen Leibregimente Banner. An einem Frühlingsabende des Jahres 1632 sitzt er mit einem Kameraden, dem Lieutenant Hans Burchard Sasse, bei dem Wachtfeuer. Die Beiden sind sonst gute Freunde; — heut aber erhitzen sich beim Trunke die Geister; die Offiziere steigen zu Rosse, sie sprengen gegen einander an; die Karabiner krachen und Andreas von Alvensleben empfängt grad' über dem Ringkragen die tödtliche Kugel in den Hals.

Während des 16. Jahrhunderts war Joachim I. auf Schloß Erxleben in Wahrheit der Stolz seines Geschlechtes. Freundliche gütige Sinnesart, gründliche Kenntnisse in der Staatskunst und in der Theologie, sowie die strengste Rechtlichkeit des Charakters erklärten es, daß man den Edelmann als das „Wunder und die Zierde des Sachsenlandes" bezeichnete. Joachim hat auf seinen Gütern die Reformation eingeführt; auf ihn geht auch der Bau der schönen Schloßkirche zu Erxleben zurück. Dort hat der edle Mann unter einem Denkmale von weißem Marmor im Jahre 1588 auch seine Ruhestätte gefunden.

Ein ausgezeichneter Mann war ferner Herrn Joachims Bruder, Ludolf XI. Auch er nahm den lebhaftesten Antheil an der Reformation und führte dieselbe im Jahre 1554 auf seinem Herrensitze Hundisburg ein. Jede kirchliche Angelegenheit erregte sein besonderes Interesse, wie er es denn auch war, der zum Gedächtniß eines starken Hagelschlages die all-jährliche „Hagel-Predigt" zu Hundisburg am St. Achatiustage (22. Juni) stiftete. Jedem Armen, welcher sich zu derselben einfand, wurde ein Almosen von sechs Pfennigen, ein Brot und eine Maß Bier gereicht, bis im Jahre 1796 diese Spende eine andere Gestalt erhielt. Ludolf sah in seinem Alter 8 Kinder und 51 Kindeskinder um sich; er ist im Jahre 1596 in Frieden heimgegangen, selbst ein Mann des Friedens durch und durch! Hab' und Gut seines Geschlechtes hat er ansehnlich vermehrt; er ist der Erwerber von Neu-Gatersleben. Über seiner Ruhestätte zu Hundisburg aber ließ die dankbare Nachkommenschaft durch Jürgen Röttger von Braunschweig ein treffliches Denkmal von weißem Marmor errichten. Auf demselben knieen unter einer Darstellung des jüngsten Gerichtes Herr Joachim und Frau Bertha.

Wie schwer das Geschlecht der Herren von Alvensleben durch den dreißigjährigen Krieg betroffen worden ist, sehen wir am deutlichsten aus der Lebensgeschichte Gebhards XXV., eines der ausgezeichnetsten Söhne seines Hauses. Sein Vater, Gebhard XXIII., Amtshauptmann und Pfandinhaber der Herrschaften Beeskow-Storkow, war ein so wohlhabender Mann gewesen, daß er dem Kurfürsten Johann Sigismund nicht weniger denn 26 000 Thaler hatte vorschießen können. Der furchtbare Krieg aber hatte sein Unheil so reichlich über Fürst und Volk ausgeschüttet, daß die Nachkommen Gebhards XXIII. in die höchste Noth geriethen, daß George Wilhelm selbst beim besten Willen den Rest seiner Schuld an die Alvensleben nicht zu tilgen vermochte. Der junge Gebhard XXV. sollte, auf lateinischen Schulen vorbereitet, die Universität beziehen; aber es fehlte an der nothdürftigsten Ausrüstung des jungen Edelmannes. Bessere Zeiten kamen erst mit dem Regierungsantritte des großen Kurfürsten. Die Vermögens-Angelegenheiten des Geschlechtes wurden einigermaßen geordnet, und Gebhard XXV. konnte nun den langgehegten Wunsch seines Herzens befriedigen, — den Wunsch, auf Reisen zu gehen! Frankreich und die Niederlande, die hohen Schulen des deutschen Adels damaliger Zeit, wurden besucht und gründlich durchforscht; dann nahm Gebhard die Dienste des Erzstiftes Magdeburg. Er hat in administrativer und in diplomatischer Beziehung seinem Vaterlande die ersprießlichsten Dienste geleistet; es hat ihm auch an Anerkennung keineswegs gefehlt, und, wohlzufrieden mit sich und der Welt, zurückblickend auf ein Leben voller Mühe und Arbeit, das aber im Sinne der Schrift ein wahrhaft köstliches gewesen war, durfte er im Jahre 1681 auf seinem Lieblingsgute Neu-Gatersleben die Augen schließen.

Es sind nicht die Einzelheiten der diplomatischen Wirksamkeit Gebhards XXV., seine Missionen und Conferenzen, welche uns hier fesseln sollen. Sein Leben möge uns vielmehr ein Beispiel dafür abgeben, wie ein gelehrter Edelmann des 17. Jahrhunderts in der Altmark seine Mußestunden auszufüllen pflegte. Gebhard von Alvensleben hat nicht weniger denn 23 Werke in 46 Bänden von verschiedenem Formate hinterlassen. Unter denselben begegnen wir einer Geschichte seines Geschlechtes, der berühmten »Stemmatographia Alvenslebiana« und einer „General- und Spezial-

Beschreibung des Primat- und Erzstiftes Magdeburg". Vorzüglich aber waren es Andachtsübungen und theologische Arbeiten, welche den wackeren Herrn nach seinen mühevollen Dienstobliegenheiten erquickten.

In jener Zeit befand sich zu Stendal eine „Alvensleben'sche Bibliothek." Natürlich hatte dieselbe sich der besonderen Fürsorge Herrn Gebhards zu erfreuen. Auch Mitglied der „fruchtbringenden Gesellschaft" ist er gewesen; als Dichter führte er den etwas räthselhaften Namen des „Ausjagenden", und sein nicht minder schwer zu deutendes Sinnbild war eine Tamarinde mit dem Motto: „Verbrannte Feuchtigkeit".

Ein nicht minder berühmter Alvensleben, der Königlich Großbritannische Staatsminister Johann Friedrich II. von Alvensleben, ist der Schöpfer der alten Herrlichkeit des Schlosses Hundisburg. In fürstlicher Pracht ließ der Minister von 1694 ab sich hier auf dem alten Sitze seiner Vorfahren einen Palast in dem überreichen Geschmacke jener Zeit erbauen. Sehr stattlich erheben sich zu beiden Seiten des Schlosses die hohen Thürme. Der ausgesuchteste Luxus schmückte einst dies Schloß, dessen Pracht der überaus schöne Park völlig entsprach. Hundisburg hat später freilich an seinem alten Glanze beträchtliche Einbuße erlitten; aber noch grünt die Lindenallee, welche der Minister von Alvensleben angelegt hat; noch prangt an dem kunstvollen eisernen Gitter am äußersten Ende des Parkes das Wappen der Alvensleben, und noch erinnert der „künstliche Berg" an die gärtnerischen Spielereien jener Tage. Unter den tiefschattenden Bäumen des Parkes befindet sich die Ruhestätte des preußischen Ministers Philipp Karl Grafen von Alvensleben, welcher 1800 in den preußischen Grafenstand erhoben worden war, für einen Staatsmann von umfassenden Kenntnissen galt und nach letztwilliger Bestimmung im Jahre 1802 hier beigesetzt ward. Bereits vor ihm war Johann August Ernst von Alvensleben, preußischer und später westfälischer Staatsminister, im Jahre 1798 mit der gräflichen Würde geschmückt worden.

Wie merkwürdig! Die alten kriegerischen Neigungen der Alvensleben schienen gänzlich erloschen zu sein! Erst in neuerer und neuester Zeit sind dieselben von den Mitgliedern des Geschlechtes in glänzender Weise wieder zur Geltung gebracht worden. Mit hohem Ruhme hat der General Friedrich

Karl II. von Alvensleben in den Freiheitskriegen seine Truppen geführt; er hat mit den preußischen Garden bei Groß-Görschen und Bautzen gefochten; er hat 1814 vor Paris bei Pantin und Romainville Wunder der Tapferkeit gethan, um den Eintritt in die belagerte Hauptstadt zu erzwingen. Kaiser Alexander I. von Rußland nahm am Abende jenes Tages, des 30. März 1814, den St. Georgs-Orden von der eigenen Brust, um den damaligen Obersten von Alvensleben mit diesem höchsten kriegerischen Schmucke des Czarenreiches zu zieren. Auf's Festeste aber hat sich der Name derer von Alvensleben mit jenen Großthaten unseres Heeres verbunden, welche wir jubelnd selbst erlebt haben. So lange man vom deutsch-französischen Kriege singt und sagt, wird man rühmend auch der beiden kommandirenden Generale Gustav und Konstantin von Alvensleben gedenken, welche in dem großen Kampfe das vierte und das dritte Armeekorps geführt haben.

Gustav von Alvensleben wurde im Jahre 1803 geboren, erhielt seine Erziehung im Kadetten-Korps und trat 1821 als Offizier in's Heer. Es ist genugsam bekannt, wie langsam damals das Avancement erfolgte. So treffen wir denn den altmärkischen Edelmann erst im Jahre 1841 als Hauptmann an. Nachdem er aber 1847 in den Generalstab der Armee berufen worden war, avancirte er schneller; schon im badischen Feldzuge sehen wir ihn als Chef des Stabes an der Seite des Prinzen von Preußen in hervorragender Stellung. Sodann zum achten Korps versetzt, wird er 1852 Flügeladjutant, 1861 Generaladjutant des Monarchen, 1863 Generallieutenant, 1868 General der Infanterie. Nach dem Kriege von 1866 hatte er bereits das General-Kommando des vierten Korps erhalten, welches er im französischen Kriege mit höchstem Ruhme geführt hat. Freilich war es ihm erst spät vergönnt, seine unvergänglichen Lorbeern zu pflücken. Erst nach der Einschließung von Metz, nachdem er der neugebildeten vierten Armee unter dem Kronprinzen von Sachsen zugetheilt worden war, zeichnete Gustav von Alvensleben sich in jenen Gefechten aus, welche endlich die Kapitulation von Sedan herbeiführten.

Schneller avancirte Konstantin von Alvensleben, welcher, 1809 geboren und gleichfalls im Kadetten-Korps erzogen, bereits im Jahre 1853 den Majorsrang erhielt. Nach dem dänischen Kriege führte er als General-

Major eine Garde-Brigade und nach dem Tode des Generals Hiller von Gärtringen die 1. Garde-Division. Beim Ausbruche des französischen Krieges, nachdem Prinz Friedrich Karl den Oberbefehl der zweiten Armee erhalten hatte, wurde Konstantin von Alvensleben an die Spitze des brandenburgischen Armee-Korps berufen. Die ersten blutigen Siege gegen Frankreich bilden das bleibende Denkmal seines Ruhmes. Auch andere Mitglieder des Hauses Alvensleben, ein Generallieutenant, ein Oberst, ein Major u. v. a. m., haben während des großen Krieges den alten Ruf altmärkischer Tapferkeit glänzend bewährt.

Doch nun zu dem Stammsitze des Geschlechtes der Alvensleben!

Im Kreise Neu-Haldensleben liegen am Ufer der Bever dicht bei einander die beiden Gemeinden „Dorf und Markt Alvensleben". Im 10. Jahrhundert war hier das Kloster Gernrode begütert, im 12. erscheinen die Bischöfe von Halberstadt als die Besitzer der gewaltigen, hier befindlichen und in ihrem Wartthurme noch heut erhaltenen Burg auf dem „Laubenberge" über dem Dorfe. Die graue Veste hat an der einen Seite ein tiefes Thal. Die Einfahrt ging an der Mittagsseite über eine Zugbrücke durch ein Thorhaus hindurch und war mit einem Zwinger versehen; ein zweites Thor führte in den Burghof. — Sehr stark ist noch heut die Warte; ihre Mauern besitzen am Boden mehr denn drei Meter Dicke. Einst hausten auf diesem bischöflichen Schlosse Alvensleben die Eichenbarleben, die Berwinkel, die Wette und die Alvensleben als Burgmannen des Bischofs; auch die Hordorpe und die Pilze besaßen unten im Thale vereinzelt liegende Thurmhöfe als Lehen; dann finden wir die von Oberg, die Steinfurt, die Stadt Magdeburg, die Veltheim als Pfandbesitzer des Schlosses, auch die von Kotze hatten das Schloß eine Zeit lang inne, bis im Jahre 1534 ein Alvensleben selbst, Gebhard XVII., dasselbe für 5769 Gulden erwarb. Jetzt hielten die Alvensleben auf dem Schlosse Haus, welches ihrem Geschlechte den Namen gegeben hatte, und zwar die verdienten Mitglieder ihres Stammes, Ludolf X. und Joachim I., die trefflichen Brüder, welchen wir oben bereits begegnet sind, die Förderer der Reformation! Im Jahre 1598 aber löste das Domkapitel die Burg wieder ein. Die zu derselben gehörigen Ländereien wurden nun zu einer erzstiftischen Domäne umgewandelt, und die ökonomischen

Bedürfnisse veranlaßten auch hier die allmälige Abtragung der Gebäude. Nur der Thurm blieb übrig, umgeben von Gartenanlagen.

Völlig verschwunden ist zu Alvensleben eine zweite Burg, die sogenannte Ritterburg, welche Gebhard I. am Schlusse des 12. Jahrhunderts erbaut haben soll. Die Sage erzählt von glänzenden Festen, welche auf dem Burghofe dieses Schlosses gefeiert worden sein sollen, wir wissen indessen, daß solch' romantische Pracht dem altmärkischen Ritterthume nicht eben eigen-



Schloß in Erxleben.

thümlich gewesen ist. Die dritte Burg, das ehemalige Schloß der Markgrafen, welches über Markt-Alvensleben sich befindet, war im 15. Jahrhundert in das Besitzthum des Geschlechtes derer von Veltheim gekommen.

Von Alvensleben wenden wir uns westwärts nach Erxleben an der Magdeburg-Helmstädter Straße. Die großartige Schloßanlage geht in sehr frühe Zeit zurück; schon 1112 wird „Arxleve" erwähnt. Kaiser Otto IV.

verbrannte die Burg im Jahre 1214; die Bürger von Magdeburg bestürmten dieselbe 1352. Heinrich IV. von Alvensleben hatte von diesem Schlosse aus im Jahre 1441 braunschweigische Kaufleute beraubt; die Folge war, daß die welfischen Herzöge vor der Burg erschienen und dasselbe den Alvensleben fast in Grund und Boden schossen. Da ist denn von dem festen Schlosse nur wenig noch übrig geblieben, und auch jene ältesten Theile desselben, welche unsere Illustration darstellt, mögen nicht über das 16. Jahrhundert hinausgehen, in welchem der „Hausmannsthurm" wieder hergestellt und die Schloßkapelle durch Joachim von Alvensleben neu geschmückt ward.

Nach dem Aussterben der rothen Linie der Alvensleben wohnten im 16. Jahrhunderte die Junker von der schwarzen und der weißen Linie gemeinschaftlich hier; sie fanden es indessen doch gerathen, durch die Vorburg und durch den Schloßhof von der Ecke des Brauhauses bis an die Ecke des Thurmes „eine Mauer zu ziehen". Unter den neueren Schloßherren von Erxleben aber möchten wir ein rühmend Wort der Erinnerung noch dem hochsinnigen und vorurtheilslosen Finanz-Minister, Grafen Albrecht von Alvensleben, weihen, welcher sich namentlich um das Zustandekommen des deutschen Zoll-Vereins Verdienste erwarb und zu Berlin im Jahre 1858 unvermählt starb, einem nüchternen, praktischen Staatsmanne nach dem Geiste Friedrich Wilhelms III. Ein uraltes Lehnsbesitzthum der Familie, die alte markgräfliche Burg von Gardelegen, die sogenannten Junkerhäuser der Stadt mit der Isenschnippe, sowie das damit verbundene Rittergut Weteritz sind in diesem Jahrhundert, der



Weteritz.

größte Theil erst vor zwanzig Jahren durch Zwangsversteigerung, aus dem Besitz des schloßgesessenen Geschlechts gekommen. Schon früher war das Schloß Hundisburg mit seinen großartigen Anlagen verloren worden. Im Jahre 1811 ward das von den Alvensleben schon 1452 erworbene schöne Besitzthum von dem bekannten Großindustriellen, dem „alten" Nathusius, in öffentlicher Versteigerung erkauft.

So ist es den Herren von Alvensleben freilich nicht vergönnt gewesen, ihren einst so bedeutenden Familienbesitz sich zu bewahren. Das Eine aber dürfen wir dem Geschlechte nachrühmen: sie haben nie gefehlt, wenn das Vaterland gerufen hat, und mit den Rosen ihres Schildes hat der kriegerische Lorbeer sich zu jenem Blüthengebüsch verschlungen, von welchem die mittelalterliche Sage so oft poesievoll erzählt. Nimmer sei dem Hause vergessen, was seine Söhne dazu gethan, daß die Fahnen von Alldeutschlands Kriegern im Saale zu Versailles das geweihte Haupt des ersten deutschen Kaisers umrauschen konnten!

O. S.

*Die Schenken.

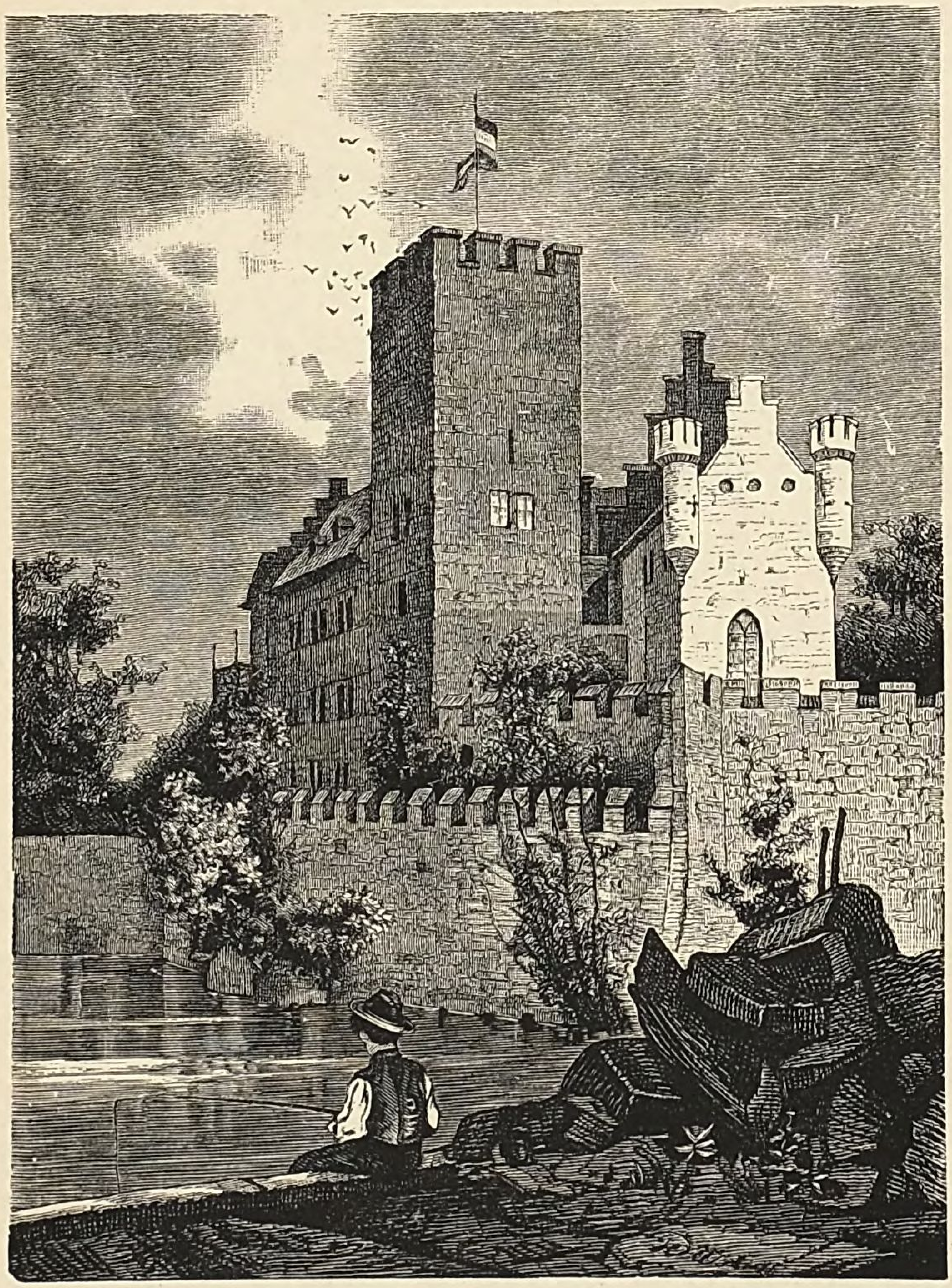
Nicht in demselben Maße wie die Alvensleben, aber immerhin bedeutsam genug, treten, wenigstens zur Reformationszeit, die Schenken von Flechtingen unter den Adelsgeschlechtern des Landes hervor. Wir wenden uns ihrem alten Edelsitze zu.

Von Neuhaldensleben aus hat die Straße uns nach Nordwesten geführt. Zu unserer Rechten zieht sich der Wiesengrund der Ohre hin, über welchen der dunkle Saum der Colbitzer Forst herübergrüßt. Hinter dem Dorfe Bülstringen nimmt kühle, schattige Heide uns auf. Jetzt theilt sich der Weg. Drüben im Norden locken uns die mit prächtigem Hochwalde bestandenen Berge von Calvörde, auf ihre dichtbeschatteten Höhen zu steigen; wir aber schlagen für diesmal den Weg nach Westen ein. Bald breitet sich ein Landschaftsbild vor uns aus, wie es anziehender auf dem von uns durchwanderten Gebiete kaum wieder anzutreffen war: wir haben Dorf und Schloß Flechtingen erreicht.

Vor uns liegen wohlgepflegte Ackerfelder; drüben der tiefblaue Rand am Horizonte bezeichnet die Flechtingen'sche Forst. Dort die Thurmspitze an der Waldeslichtung gehört dem Dorfe Behnsdorf an; in der Thalsenkung des Mittelgrundes aber zieht das Dorf Flechtingen selbst sich hin, umgrünt und umbuscht, beschirmt vor Allem von einem der merkwürdigsten und wohlerhaltensten Adelshäuser des Landes, einer Burgveste in klarem, spiegelndem See!

Die Anlage des alten Edelsitzes ist von hoher Eigenthümlichkeit. Es müssen kecke und kriegerische, aber zugleich auch wohlhabende und mächtige Junker gewesen sein, welche am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts diese Burg auf einer Insel des Flechtinger Sees sich erbauten. Die Zug-

brücke führt uns zu einer ehrwürdigen, zinnengekrönten Mauer hinüber, und stolze, ritterliche Pracht tritt uns entgegen, nachdem die Schloßpforte sich uns geöffnet hat. Dieser ächt mittelalterliche Burghof, dieser gewaltige und in seinen Verhältnissen dennoch gefällige Wartthurm, namentlich aber das Gebäude neben demselben mit den zierlichen Treppengiebeln und Erkerthürmchen gehören zu dem Bedeutendsten, was die kriegerische Architektur in der Altmark geschaffen hat. Das Haus der Schenken von Flechtingen ist in Wahrheit ein „stolzer und wehrlicher Bau", und seine prächtigen Räume, die Stiegen, die Rittersäle, die Bibliothek und die Waffensammlung, sowie die Reste alter, ein adelig Stechen darstellender Wand-Malerei entsprechen durchaus dem vornehmen und malerischen Äußern der Schenkenburg.


Burg Flechtingen.

Woher einst die Besitzer dieses Schlosses, die edlen Schenken von Flechtingen, gekommen, vermögen wir geschichtlich nicht mehr festzustellen. Jedenfalls sind jene Schenken, welche sich nach dem Dorfe Dönstedt,

dem alten Dovenstedt südwestlich von Neuhaldensleben, nannten, die Vorfahren derer von Flechtingen gewesen. Als Herr dieses, malerisch am Fuße der prächtig bewaldeten Wellenberge und am südlichen Ufer der Bever gelegenen Dorfes Dönstedt begegnet uns schon im Jahre 1196 ein Alverich. Ein Nachkomme von ihm ist der im Jahre 1251 bereits als Schenk von Dönstedt bezeichnete Alverich, Ministerial des Bischofs von Halberstadt. Im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts scheinen, nach der Bauweise des Schlosses zu schließen, die Schenken von Dönstedt die Burg Flechtingen neben dem schon im Jahre 961 urkundlich erwähnten, gleichnamigen Dorfe gegründet zu haben, einen Edelsitz, abgeschlossen, wellenumspült, wie es sonst nur ein Biberbau ist. Heinrich und Alverich Schenk waren die Erbauer der Burg. Vielleicht haben darum und zum Andenken an dies Brüderpaar die Herren von Flechtingen nachmals zwei Biber in ihren Wappenschild aufgenommen; von den Helmen der alten Schenken aber wehten lustig sechs Reiterfähnlein herab. Jedenfalls war Schloß Flechtingen im Jahre 1307 bereits vollendet.

Schon früh „setzten", wie man es damals nannte, die halberstädtischen Ministerialen „Schenk" sich zur Mark Brandenburg; rühmliche Treue scheinen auch sie den gebannten Markgrafen aus dem bayrischen Stamme gehalten zu haben; wenigstens leisteten die Ritter Jan Schenk und Erich, sein Bruder, dem Magdeburger Erzbischofe einen kriegerischen Eid nur mit dem Vorbehalte, nicht gegen ihren Herrn Ludwig den Römer zu Felde ziehen zu müssen. Trotz ihrer bayrisch-ghibellinischen Gesinnung blieben die Schenken von Flechtingen indessen getreue Söhne der Kirche. In dem Nonnenkloster Marienthal bei Helmstädt hatten sie ihre Familiengruft, und das fromme Stift durfte mit Recht die milde Hand derer von Flechtingen preisen.

Im Jahre 1414 waren die Schenken zu Erbkämmerern der Kurmark erhoben worden; sie bekleideten diese Würde bis an den Schluß des siebenzehnten Jahrhunderts, gegen welchen Herr Werner Schenk dieselbe wegen seines hohen Alters und der Körperschwäche, „so ihm nicht erlaubte, bei Hofe aufzuwarten," verlor.

Jene überaus ansprechenden Bauformen, welche wir heute noch am Schlosse der Schenken wahrnehmen, namentlich die trutzenden Zinnen-

krönungen der Mauern und des Wartthurmes, die Stufengiebel und die kecken Rundthürmchen — sogenannte „Pfefferbüchsen" — mag Schloß Flechtingen im Jahre 1483 erhalten haben; denn nach der Chronik des braunschweigischen Klosters Marienthal ist dasselbe damals in Flammen aufgegangen, ein böses, altes Mütterlein hatte die Feuersbrunst angelegt. Über das Schicksal der Übelthäterin erfahren wir nichts. Desto lebendiger und farbenfrischer ist uns eine sagenhafte Begebenheit überliefert, deren Held ein Schenk von Flechtingen ist, und welche sich während des Jahres 1517 in dem dunklen Forst der Nachbarschaft zugetragen haben soll.

Es mag an einem schönen, still heiteren Herbsttage gewesen sein; da hielt ein seltsamer Wagen auf dem freien Platze vor der Kirche zu Flechtingen, jenem grünen Anger, welcher zum Ruheplatze der Todten bestimmt, sonst gar wenig von Verkehr und lautem Treiben sah. Heut' aber sammelte sich um jenen Wagen eine bunte Menge: Weiber und Kinder zumeist; dann aber kamen auch Männer in weißen und hellblauen Linnenkitteln; ja, auch der gestrenge Schloßherr, Junker Borward Schenk, des seligen Herrn Jakob Sohn, erschien, angethan mit ritterlicher Wehr, den breitrandigen Federhut keck auf das Ohr gestülpt. Und warum heut' hier diese ungewöhnliche Zusammenkunft, dies laute Treiben? Dem Dorfe und der Burg Flechtingen war ein großes, schier unverhofftes Heil widerfahren, denn jener Dominikanermönch, welcher jetzt aus der Tiefe des Wagens zwischen Kisten und Kasten sich hervorarbeitete, um mit drastischer Beredsamkeit seinen Sermon von dem fürtrefflichen, zum Ausbau von St. Peters Münster in Rom bestimmten Ablasse zu beginnen, war, wie wir leicht an dem jovialen, wohlgenährten Antlitze erkennen, kein Anderer als Johann Diez von Leipzig, der Bruder „Tezel", wie das Volk ihn nannte, des heiligen Vaters und des Primas von Deutschland hochbegnadigter Indulgenzienverkündiger. Die biederen Flechtinger mögen ehrerbietig die Häupter gesenkt haben, als ihnen die Worte des Ablaßkrämers so reiches und gewisses Heil ankündigten; dann traten sie schüchtern herzu und lösten sich die Zettel, wie's ein jeder konnte, für ein paar Gulden oder für einige Pfennige, denn der muntere Mönch in dem schwarzen Predigerhabit verschmähte auch das Scherflein der Armen nicht, um ein rechter »sospitator animarum«, ein Tröster der Seelen, zu sein.

Zuletzt, nachdem des Ablaßhändlers Truhe gar wohl gefüllt war, trat auch der feste und gestrenge Junker, Herr Borward Schenk, zu dem heiligen Manne heran. „Ehrwürdiger Vater," sprach er, „Ablaß erbitte auch ich für schwere Sünde: — aber sie ist noch nicht geschehen!" Mißtrauisch und prüfend blickte der Mönch den Junker an; da warf Herr Borward eine wohlgefüllte, hell klingende Geldkatze auf den Tisch. Nun zögerte der Dominikaner nicht mehr; er reichte dem Ritter den sündentilgenden Zettel hin. Was aber geschah folgenden Tages? Wohlgemuth zog Tezel durch den abendstillen Wald; er konnte mit seinem Geschäfte zufrieden sein. Da knackte es plötzlich in den Büschen, es stürzte auf ihn los; zu Tode erschrocken, sah der Dominikaner sich von Reitern umringt, die unmöglich Gutes beabsichtigen konnten: hier, im dunklen Tann forderte Herr Borward dem Ablaßkrämer seinen Kasten mit all' dem Sündengelde drinnen ab. Der Mönch zitterte am ganzen Leibe; dann aber ermannte er sich, stieß die ihn bedrohende Lanzenspitze zur Seite und suchte dem Edelmanne begreiflich zu machen, welch' schwere Sünde er begänge, wenn er die heilige Mutter Kirche beraubte. Lachend aber wies der Herr von Flechtingen ihm den empfangenen Ablaßbrief vor. Es ist die alte Schnurre, welche drüben über der Elbe von dem Junker Hake oder einem von Hagen erzählt wird, und welche Wilibald Alexis zu einem der vortrefflichsten Kulturbilder aus der Vorzeit der Mark gestaltet hat: der Dominikaner mußte, alles Sträubens ungeachtet, den Kasten mit dem Gelde hergeben. Etwas gottesfürchtiger und schämiger als ihre kurbrandenburgische Schwester setzt die altmärkische Sage zum Schlusse die erbaulichen Worte hinzu:

> „Von solchem Gelde ließ der Edelmann, da das Dorf bis dahin keine eigene Kirche hatte, jenes Gotteshaus zu Flechtingen erbauen, welches heute noch steht."

Wir wiederholen, daß wir es hier nur mit einem weitverbreiteten Schwanke aus der Reformationszeit, mit einem Spottmärlein auf den Ablaßhandel zu thun haben; die Kirche zu Flechtingen ist uralt und wurde nicht im sechszehnten Jahrhunderte, sondern erst 1727 in ihrer heutigen Gestalt neu erbaut. Vielleicht hat sich die Sage gerade darum an Flechtingen angeschlossen, weil sich hier in der Nähe der Burg des Schenkengeschlechtes die Trümmer einer Wallfahrtskapelle, einer sogenannten „Laubkirche", be-

finden, in welcher ehedem der Burggeistliche an gewissen Tagen Messe zu lesen hatte, und von welcher der Volksmund allerlei Wunderbares zu berichten wußte. Auch bei dem nahen Dorfe Wegenstedt, hinter dem sogenannten Bärholze an der Straße nach Calvörde, stand eine der heiligen Walpurgis geweihte Wallfahrtskapelle, und die Sage behauptete, das Bildniß der altgermanischen Schlachtenjungfrau, welche zu einer der heiligen Nothhelferinnen der mittelalterlichen Kirche geworden war, habe zu wiederholten Malen Blut geschwitzt. Wo aber die Wunder der alten Kirche sich besonders heilkräftig erwiesen hatten, da erwuchs nachmals die wilde Pflanze des Spottes auf die Lehren des Katholizismus am üppigsten. Thatsächlich an der ganzen Erzählung ist nur, daß ein Borward Schenk im sechszehnten Jahrhundert gelebt und die neue Lehre in dem Schenkischen Gerichte eingeführt hat; der Überfall Tezel's im Walbecker Holze oder in der Flechtinger Forst ist gänzlich in das Reich der Fabel zu verweisen.

Das mögen wir um so mehr bedauern, als die diplomatisch gesicherten Data über das Haus Flechtingen und seine Bewohner uns keinen Ersatz für diese ergötzliche Geschichte darbieten. Die alten Schenken sind trotz ihres Hofamtes altmärkische Landjunker gewesen, bald gute, bald schlechte Wirthe, gläubige Söhne der Kirche und pflichttreue Offiziere; zu geschichtlicher Bedeutsamkeit hat es indessen keiner von ihnen gebracht.

Außerordentlich schwer waren die Schicksale, welche während des dreißigjährigen Krieges über die Schenken hereinbrachen. Werner von Schenk hatte sich genöthigt gesehen, in dänische Dienste zu treten; sein Bruder Albrecht wandte sich zu den wallenden, schwedischen Bannern; ein dritter Schenk, Herr Kersten, focht unter dem Doppeladler und fiel bei Erfurt für das Haus Österreich. Der Heldentod Kerstens verhinderte es keineswegs, daß der Friedländer im Jahre 1629 während seines Waltens in der Altmark die Güter Dönstedt und Flechtingen für den Kaiser sequestrirte, weil vorbenannte erste beiden Herren Schenk in feindlichen Diensten dem Haupte des Reiches gegenüber gestanden hätten. Schon war ein kaiserlicher Beamter, der Kanzler Johann Baptist von Würdenberg mit den Gütern der Schenken belehnt worden; alle Fürbitte hatte sich erfolglos erwiesen: da ging in der Schlacht bei Leipzig der Glücksstern der Kaiserlichen unter. Werner Schenk,

kräftig unterstützt von dem verdienten Landeshauptmann Thomas von dem Knesebeck, durfte in das verwüstete Eigenthum des Hauses heimkehren und hat auf Schloß Flechtingen bis in sein hohes Alter Haus gehalten.

Wenn es rechte, ächte Art des Landadels ist, auf der Väter Sitz in gedeihlicher, wirthschaftlicher Thätigkeit zu schalten, so gebührt den Mitgliedern des Geschlechtes gerechtes Lob. Sie haben ihre Güter Flechtingen, Dönstedt, Hilgesdorf, Lemsell, Böddensell u. s. w. in trefflichem Zustande erhalten. Aber nicht allein über den Feldern draußen, auch über der Burg Flechtingen und den andern Herrensitzen, über den Kirchen, Grüften und Monumenten hat das Auge liebevoller Sorgsamkeit gewaltet. Das zeigt uns die Kirche zu Flechtingen, sowie das Gotteshaus des Stammgutes Dönstedt an der Bever, in welch' letzterem das schöne Marmordenkmal des im Jahre 1777 zu Magdeburg hochbetagt verstorbenen Herrn Ernst Augustus von Schenk die Aufmerksamkeit des Besuchers auf sich zieht. Besonders aber muthet uns jene unermüdliche Pflege der Natur an, welche die jüngeren Geschlechtsfolgen der Schenken ausgezeichnet, und die in besonders hohem Maße neben der Umgebung des Schlosses Flechtingen sich den Wellenbergen bei Dönstedt zugewendet hat. Die dortigen schönen Anlagen wurden am Schlusse des vergangenen Jahrhunderts von dem Schenken Jakob Karl errichtet. Das Kleinod des Geschlechtes aber ist und bleibt die Burg Flechtingen. Möge sie fest stehen auch für die Zukunft in ihrer ehrwürdigen Gestalt; möge der graue Wartthurm derselben noch lange aufragen, ein Symbol von des alten Namens Glück, und die übermüthige Mär' vom Schenken Borward weitertragen auf kommende Zeit!

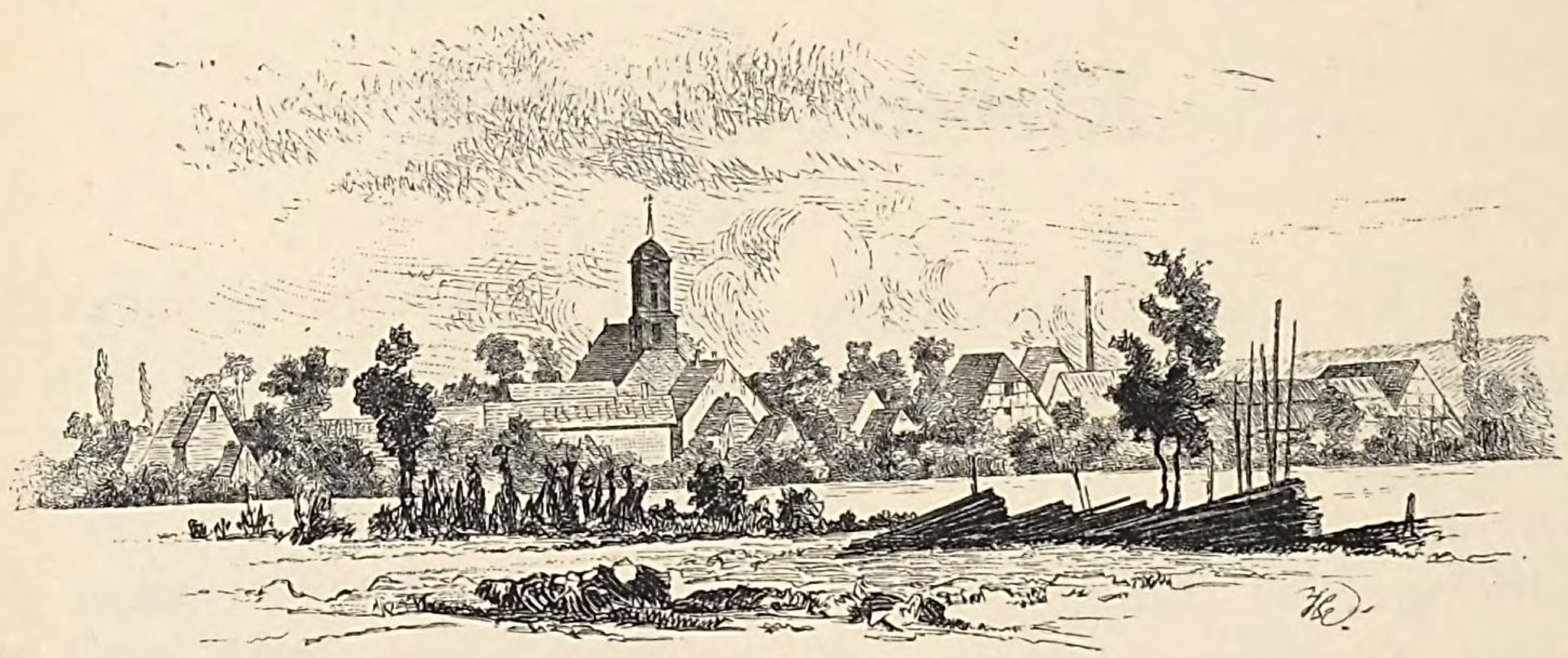
O. S.

Kloster Neuendorf.

Noch vor etwa fünfunddreißig Jahren stellte sich in unmittelbarer Nähe von Gardelegen dem Wanderer, welcher die halbe Meile Weges von der Stadt nach Osten zu nicht gescheut hatte, das anziehende Bild eines wohlerhaltenen Cisterzienserinnen-Klosters dar, welches in sich alle die den Frauenstiftern des berühmten und hochverdienten Ordens eigenen charakteristischen Merkmale vereinigte: nahe der Wald und das Wasser der Milde, — wohlgepflegt Acker und Feld, — mit hoher Sorgfalt und praktischem Verständniß aufgeführt und um das Kloster vertheilt die Wirthschaftsräumlichkeiten, — altersgrau, aber mit Eifer geschmückt das nicht allzu geräumige Heiligthum des Stiftes, seine Kirche, und deren Chor gradlinig abgeschlossen wie bei allen, unter dem großen Mutterkloster von Citeaux stehenden geistlichen Ansiedelungen. Leider haben die umfangreichen und in ihren wesentlichen Theilen durchaus noch nicht baufälligen Gebäude der alten Cisterzienserinnen seit jener Zeit den wirthschaftlichen Anforderungen und Verbesserungen der Neuzeit zum Opfer fallen müssen; dafür aber ist die ehrwürdige Klosterkirche selbst einer umfassenden und trefflich gelungenen Wiederherstellung unterzogen worden, welche dem alten, lieben und anheimelnden Gotteshause neuen Glanz gegeben hat, ohne seine Monumente mit rauher Hand zu entfernen. Dieser Kirche, ihren Alterthümern und Erinnerungen gilt unser Besuch in Neuendorf vor Allem!

Die außerordentlich einfache und schmucklose Anlage, sowie die strenge Durchführung des Baues zeigen uns bereits beim ersten Blicke, daß wir in dieser Cisterzienserinnenkirche eins der ältesten Werke gothischer Baukunst in der Altmark vor uns haben. Bereits um 1250 muß dieser Kirchenbau vollendet gewesen sein. Natürlich ist der quadratische Thurm im Westen mit

dem niederen Helme und der hohen Kreuzesspitze eine spätere Zuthat; denn nicht allein den Franziskanern, sondern auch den Cisterziensern war es durch die Ordensregel verboten, himmelanstrebende Thürme aufzuführen,



Kloster Neuendorf.

weil grade diese Orden in selbstgewählter Erniedrigung den vollen Ernst mönchischen Lebens darstellen wollten. So ist denn auch der Charakter des Äußeren unserer Klosterkirche ein überaus schlichter; tiefgebräunt und fast gänzlich schmucklos erheben sich die Backsteinmauern über den Granitquadern der Plinthe; unregelmäßig vertheilt, — wie es scheint, zum Theil erst später angemauert, stützen den Bau, welcher erst in der neuesten Zeit wieder überwölbt worden ist, Strebepfeiler von einfachster, ja von plumpster Form. Auch die gothischen Fenster machen ihrer gedrückten Formen wegen kaum einen harmonischen, geschweige denn einen künstlerischen Eindruck. Der Ostgiebel allein zeigt die hochstrebende Schönheit des germanischen Styles; seine drei Fenster sind mit einfachem, aber graziös entworfenem Maßwerke geschmückt, und über zierlichen, schräg zulaufenden Stegen steigt der Giebel auf, über welchem kleine Thürmchen auf dem Mauerrande sich erheben.

Ungleich poetischer und weihevoller als das Äußere ist das Innere des Gotteshauses zu Neuendorf gestimmt. Der westliche Theil der Kirche enthält in seinem Untergeschosse eine grade in der Mitte des Baues stehende Reihe von fünf, ein gedrücktes Kreuzgewölbe tragenden Pfeilern. Auf

ihnen ruht, nach Osten zu bis über die Hälfte des Kirchenraumes vorspringend, die sogenannte Nonnen-Empore, auf welcher einst der sehr zahlreiche Konvent dem Gottesdienste beiwohnte. Ist nun auch dies wiederhergestellte Gebäude von großer Einfachheit, sind auch Taufstein, Altar und Kronen nur äußerst schlicht gehalten: es fehlt hier wenigstens nicht der immer anziehende Hauch älterer Geschichte.

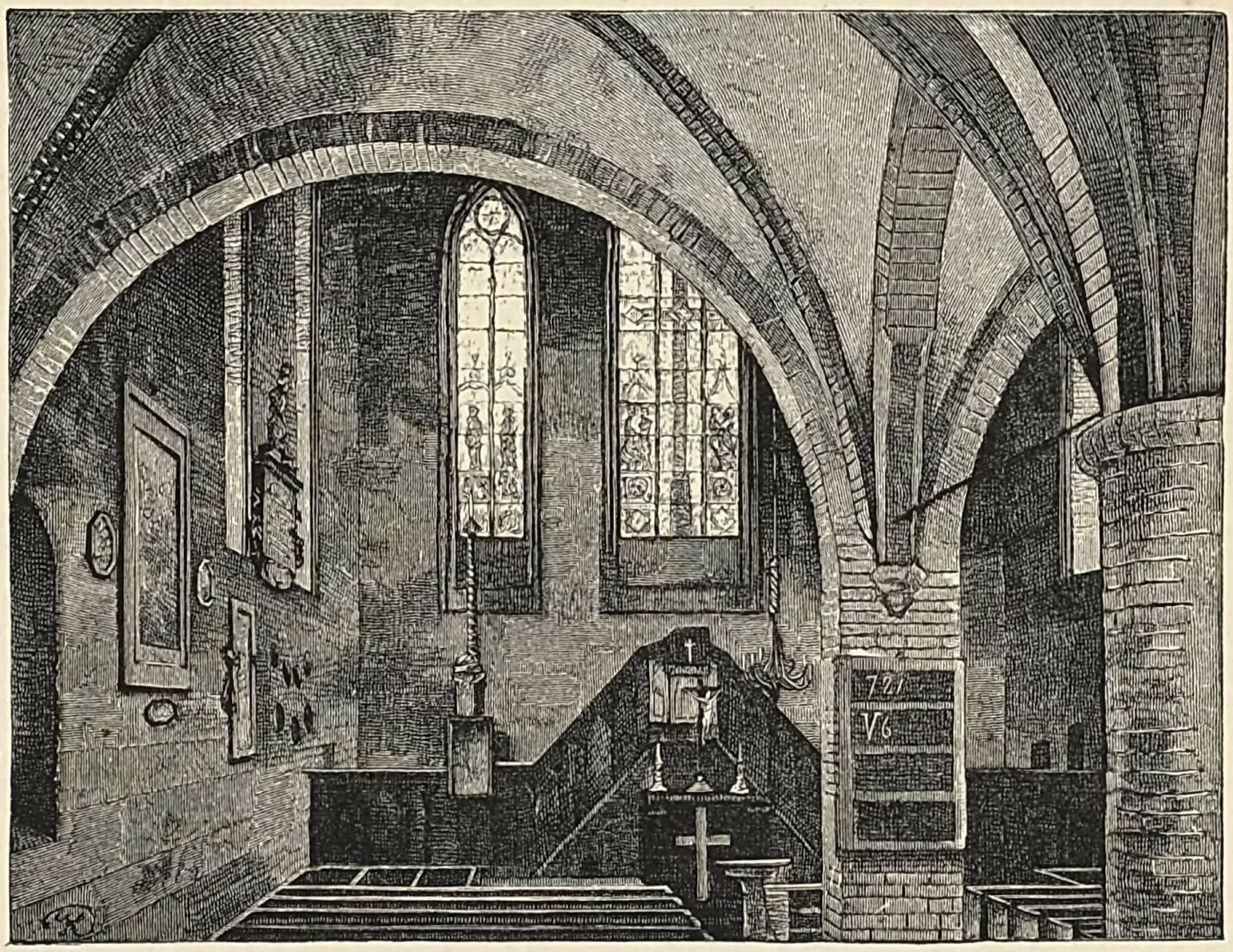
Betreten wir den Vorraum der Kirche, die kleine Halle im Westen, so finden wir sie von Neuem aufgerichtet, die grauen Grabesplatten mit den todesstarren Gestalten der frommen Freunde unserer Cisterzienserinnen von Neuendorf und vielen Edlen, welche vielleicht nach friedlosem Leben hier erst des Gemüthes Ruhe gefunden haben! Auch an den Wandungen des Kirchenschiffes begegnen wir noch manchen geschnitzten oder bemalten Erinnerungszeichen an die Vergangenheit des Ortes. Eins aber suchen wir vergebens jetzt in der Kirche von Neuendorf, was nach alten Nachrichten ein „besonderer Schmuck" für sie war. Die Cisterzienserinnen dieses Stiftes verehrten nämlich, und zwar mit gutem Rechte, den Papst Innocenz VIII. als ihren großen Wohlthäter: Innocenz VIII. aber ist jener Nachfolger Petri, welchen von allen Päpsten vor der Reformation der Spott der Zeitgenossen am vernichtendsten getroffen hat. Den „bußfertigen Frauen zu Nigendorp" aber hatte dieser sehr weltlich gesinnte und unheilige Statthalter Christi einen gar vortrefflichen Ablaß zu verleihen geruht. Weil nämlich die Nönnlein so fleißig „zum Schutze des orthodoxen Glaubens gegen den grausamen Erbfeind der Christenheit, den Türken, beigesteuert hatten," so gewährte ihnen der Papst im Jahre 1489, jedoch nur nach vorschriftsmäßiger Beichte, Vergebung aller Sünden, Verbrechen und Missethaten, auch solcher, deren Erlassung dem apostolischen Stuhle ausdrücklich vorbehalten war; ja, Innocenz VIII. erklärte die frommen Schwestern des gesammten großen Schatzes der guten Werke für theilhaftig, welche in den Kirchen und Klöstern der Christenheit durch Gebete, Messen, Almosen, Fasten, Geißeln, Buße, Predigten und dergl. verrichtet werden. Dieser weitgehendste Ablaß sollte sich besonders in der Todesstunde und im Fegefeuer segensreich bewähren, ja, sich auch auf die Eltern und Wohlthäter der Nonnen, auch falls jene schon verstorben wären, erstrecken. Was dieser

Ablaßbrief den frommen Frauen bei dem dermaligen Legaten in Deutschland, dem Kardinal Raymund, gekostet hat, findet sich freilich nicht verzeichnet. Wir haben in der ganzen Angelegenheit eine finanzielle Operation der alten Zeit vor uns. Das Kloster Neuendorf war in jenem Jahre 1489, in welchem die Äbtissin Anna von der Schulenburg ihm vorstand, außerordentlich begütert; es befanden sich damals 58 Nonnen innerhalb der geweihten Mauern, fünf Frauen z. B. aus dem Geschlechte von der Schulenburg, vier Töchter der Alvensleben, während die andern Klosterfrauen den Häusern der Itzenplitz, Gore, Steglitz, Rundstedt, Borstel, Berkow und den reichsten Patriziergeschlechtern der Altmark angehörten. Allzumal hatten diese Nonnen ihren Eintritt in's Kloster theuer erkaufen müssen. Gern mag da der fromme Konvent und die kluge Frau Äbtissin ein gut, schwerwiegend Stück Geld dem Ablaßhändler für so gnadenreiche Indulgenz geopfert haben. Der Nutzen des Geschäftes aber lag klar zu Tage: Wie mußten nun der Adel der Umgebung und die wohlhabenden Geschlechter in den Städten angelockt werden, auf den Altären Neuendorfs zu opfern, und wie — theuer konnte den nach dem Schleier verlangenden Frauen der Eintritt in's Kloster gemacht werden, nachdem dasselbe so hoher Gnade theilhaftig geworden war! Als ein äußeres Zeichen des Dankes aber gegen den heiligen Vater Innocentius VIII. ließ die ehrwürdige Frau Anna von der Schulenburg dessen Bildniß zum ewigen Gedächtniß am Gestühle der Nonnen anbringen. Was das Volk auf den Straßen und Plätzen der ewigen Stadt von dem Nachfolger Petri zu singen und zu sagen wußte, focht Frau Anna nicht an.

Des lebensfrohen Papstes Denkmal ist verschwunden! Wie hätten die entschiedenen und überzeugungsfreudigen Lutheraner des 16. Jahrhunderts hier das Bildniß des Pontifex dulden können, nachdem ihnen durch die Deutung der Reformatoren der heilige Vater in Rom alles Ernstes zum Antichristen und zu noch anderen Personen der Offenbarung geworden war! Wie damals das Bild des Nachfolgers Petri, so ward später auch die gnadenreiche Statue St. Annens vom Altare gerissen und die fromme Inschrift der alten Schnitzerei:

»Help sunte Anna sulf dridde!«

— nämlich sammt Christus und St. Marien — ausgelöscht. Einen anderen Schatz aber und einen außerordentlich werthvollen Schmuck hat unsere Klosterkirche sich noch erhalten Es sind dies die prächtigen, in tiefen und satten Farbentönen schimmernden alten Glasmalereien, mit denen die Fenster



Inneres der Klosterkirche in Neuendorf.

des Chores geziert sind. Einzelne dieser Compositionen tragen ein hoch alterthümliches Gepräge; sie bestehen aus biblischen Darstellungen. Die späteren, größeren Glasgemälde stellen in der herkömmlichen Weise Heiligenfiguren unter reichgeschmückten Baldachinen dar, und sie mögen dem Anfange des 16. Jahrhunderts angehören. Wie feurig und glühend lodert noch heut' in diesen alten Scheiben der Purpur auf, wenn der Morgengruß der Sonne ihn trifft! Die Nonnen Gelke (Angelika) und Lucke (Lukardis), sowie Kurt von Dassel geben uns wenigstens einige Auskunft über die Stifter dieses prächtigen Schmuckes.

Der Konvent von Neuendorf, in welchem neben Jungfrauen aus dem ältesten Adel des Landes und neben reichen Patrizierinnen auch schlicht bürgerliche Nonnen von wenig hochklingendem Namen, z. B. eine Gertrud Langenase und eine Düwel, Aufnahme fanden, war unter kluger Leitung stets bestrebt, Hab und Gut des Klosters eifrig zu mehren. Grade dieses Stift und seine Geschichte ist charakteristisch für die Entwickelung der altmärkischen Klöster. Fast unbemerkt, ganz still und arm, begann der Konvent seine Thätigkeit; schnell aber erwarb er sich die Gunst der Begüterten und Mächtigen, so daß das Kloster bereits bei Ablauf des ersten Jahrhunderts seines Bestehens bedeutende Güter besaß. Im Laufe der Jahrhunderte wuchs die Zahl der Dörfer, welche dem Kloster gehörten, bis auf vierundzwanzig. Außerdem besaß es in etwa dreißig Ortschaften Höfe, Wiesen, Äcker, Mühlen, sowie Einkünfte an Geld und Naturalien.

Vielleicht erklärt diese außerordentlich behäbige Lage, in welcher sich die Nönnlein zu Kloster Neuendorf befanden, uns den beharrlichen Widerstand am Besten, welchen dieselben der Einführung der neuen Lehre entgegensetzten. Zwar hatte Joachim II. auch hierher einen evangelischen Klosterpropst gesetzt; wie oft er aber auch die frommen Frauen zu Neuendorf aufforderte, die nunmehr im ganzen Lande eingeführte Reformation der Kirche anzunehmen: die Nonnen von Neuendorf blieben dem alten Glauben getreu! Erst Kurfürst Johann Georg, welcher oftmals zu Letzlingen Hof hielt, dem Kloster also sehr häufig nahe war, machte dem katholischen Stifte Neuendorf ein Ende, indem er das Kloster zu einer Zufluchtsstätte für achtzehn theils adlige, theils bürgerliche Jungfrauen bestimmte. Dieselben sollten „eine ziemliche und anständige Verpflegung“ erhalten, sich dafür aber auch strenger Sittsamkeit befleißigen und namentlich der Pflege der Armen und Nothleidenden sich widmen. Vor Allem, wie es in der Urkunde von 1597 heißt, sollten sie Acht haben auf ihre Apotheke und dieselbe, wie es bisher geschehen, mit allen guten, nutzbaren, gebrannten Wassern und Spezereien auf's Beste, als sie es zu Wege bringen könnten, versehen, um dieselben auch dürftigen Leuten um billige Bezahlung zukommen zu lassen. Außerdem sollten die Stiftsdamen von Neuendorf „dem lieben Gott mit Beten und Singen fleißig dienen.“ Heirathen durften sie zu jeder Zeit.

Während des dreißigjährigen Krieges hätte die alte Lehre beinahe noch einmal in Neuendorf ihren Einzug gehalten. Die kaiserliche Kammer hatte nicht übel Lust, das Restitutions-Edikt von 1629 auch auf dies Stift anzuwenden, und der damalige kurfürstliche Amtmann von Neuendorf, Namens Ochsenkopf, hatte sich wacker abzumühen, um die Domäne Neuendorf dem Hause Brandenburg zu erhalten; er setzte es durch, daß Neuendorf evangelisch blieb.

Mit dieser Besitzstreitigkeit schließt die eigentliche Geschichte des alten Stiftes. Aus der späteren Zeit läßt sich nur wenig über den stillen Ort berichten. Die Kirche allein besitzt für dieselbe ein kulturgeschichtliches Denkmal von allgemeinerem Interesse, und das ist merkwürdiger Weise ihr Kirchenbuch. Die alten Pfarrherren haben nämlich demselben manch' einen Herzenserguß anvertraut, welcher die Ereignisse, die Lebens- und Sinnesart des 17. und 18. Jahrhunderts trefflich beleuchtet. So schreibt der Pastor Christoph Schulze in den Tagen des dreißigjährigen Krieges:

„Gott erbarme sich unser und unseres armen Vaterlandes! Er helfe mir doch gnädig, so wie in die Welt auch durch die Welt und, wenn er will, aus derselben, weil es eine gott- und ehrlose böse Welt ist."

Was uns heut wie eine krankhafte, düstere Weltanschauung erscheint, war damals leider nur zu sehr gerechtfertigt. Auch noch in den sechziger Jahren des 17. Säkulums vernehmen wir von dem Pfarrherrn Jeremias Jocordus Verse der Klage über Welt, Zeit und Menschen, und daß der wackere Mann auch wirklich triftigen Grund zur Klage hatte, wird uns sofort klar, wenn wir hören, welche Worte ein Amtsnachfolger über diesen Mann in's Kirchenbuch eingetragen hat:

„Herr Jeremias starb in seinen besten Jahren,
Nachdem er vielen Streit im Ehestand erfahren.
Drum ließ er diese Welt und kam bald an den Ort,
Wo sehr gut wohnen ist in Frieden immerfort."

Herr Peter Kraz, eines Bierbrauers Sohn aus Tangermünde, hat sothane Reime verfaßt. Auch ihm leuchtete zu Neuendorf nicht eben die Sonne des Glückes; denn als er von hier versetzt wurde, schrieb er in's Kirchenbuch die Reime ein:

„Mir ist dies Neuendorf kein Freudendorf gewesen;
Dir, der Du nach mir kommst und dies etwa wirst lesen,
Dir wünsch' ich besser Glück und daß Du Deine Zeit,
Was mir hier hat gefehlt, vollbringst in Fröhlichkeit."

Dieser Wunsch erfüllte sich indeß bei Herrn Krazen's Nachfolger Johann Schulze keineswegs, denn auch er fand sich bewogen, mit dem folgenden Verslein eine nicht eben neue Wahrheit in's Kirchenbuch einzutragen:

„Rings um eine Rose sitzen
Mehr als hundert Dornenspitzen,
Und ein Tropfen Herrlichkeit
Führt ein Meer von Herzeleid."

Doch genug der „empfindsamen" Verse! Aus der neueren Geschichte des Klosterdorfes erwähnen wir die Thatsache, daß im Jahre 1807 unter französisch-westphälischer Herrschaft das Damenstift aufgehoben und die Reste des einst so beträchtlichen Klostergutes in eine landesherrliche Domäne verwandelt worden sind. Es war merkwürdig: die Pächter derselben hatten nicht Glück noch Stern; der eine verunglückte bei einer Schlittenfahrt, der andere mußte seinen Hof verlassen, weil seine finanziellen Kräfte unzulänglich waren. Endlich, im Jahre 1831, wurde auch der Landbesitz Neuendorfs vom Staate veräußert; nur die Einziehung der baaren Gefälle verblieb dem königlichen Rentamte. Erst in neuester Zeit ist wieder, wie in den Tagen der alten Cisterzienserinnen rühriges, thatkräftiges Leben in den alten Klosterhof eingekehrt, Ziegeleien und Sägemühlen sind angelegt worden; die Reste der Klosterbaulichkeiten bis auf die Kirche sind mit Fug und Recht abgetragen worden, um den Anforderungen der wirthschaftlichen Verhältnisse zu genügen. Eines Bedauerns über das Verschwinden des Kreuzganges können wir uns freilich nicht erwehren.

So steht denn nur noch das alte Gotteshaus von Kloster Neuendorf, — ein Gebäude, nicht gerade reich an geschichtlichen Erinnerungen, aber eine Stätte des Friedens heut' wie in alter Zeit. Wohlthuend berührt der milde Schein der alten, obenerwähnten Glasmalereien das Auge des Besuchers der Kirche, und verklärend spielen die sanften, röthlichen und blauen Lichter um die alten Gedächtnißmale an den Wandungen der Kirche. Der Schlag der Thurmuhr aber klingt mahnend zu uns herab und erinnert uns,

den Rückweg nach Gardelegen anzutreten. Wir wandeln langsam durch das Dorf, in welches die Ruhe des Abends eingekehrt ist, und auf dessen Gassen ächt altmärkische Flachsköpfe sich tummeln. Hier, von dem freundlichen Lindengange aus noch einen Blick zu den umgrünten Dächern des Klosterdorfes! Ernst erhebt sich die altersgraue Kirche über die Wipfel der Rüsterbäume; lichtes, sommerliches Gewölk giebt für den dunkelgetönten Bau den besten Hintergrund ab. Langsam ziehen an uns vom Felde heimkehrende Gespanne vorbei, dem Gutshofe zu. Durch die abendstille Landschaft aber klingt's wie ein Gruß an die längst Entschlafenen, klingt's wie das schöne Wort, mit welchem einst Herder die Schüler und Schülerinnen des heiligen Robert von Citeaux gefeiert hat:

„Ihr kamet nicht mit Orpheus' Leierton,
In phrygisch wilden Bacchustänzen nicht,
Noch mit dem blut'gen Schwert in eurer Hand!
In eurer Hand ein Evangelium
Des Friedens und ein heilig' Kreuz! Mit ihm
Die Pflugschar war es, die die Welt bezwang!"

O. S.

In der Letzlinger Heide.

So große zusammenhängende Waldreviere, wie die alte Wendenheide — auch wohl Gardeleger Heide genannt — giebt es wenige in Deutschland. Gegenwärtig faßt man den größten Theil dieser Waldungen unter dem Namen der Letzlinger Heide zusammen. Es sind die Forstbezirke von den fünf preußischen Oberförstereien Letzlingen, Jävenitz, Burgstall, Colbitz und Planken, die in 25 Schutzbezirke getheilt sind und einen Flächeninhalt von 28,677 Hektaren ausmachen. Im unmittelbaren Anschluß an die Letzlinger Heide befinden sich die Stadtforsten von Gardelegen und Neuhaldensleben, sowie die Forsten vieler Dorfgemeinden; auch stößt bei Born eine herzoglich-braunschweigische Staatsforst daran.

Die Letzlinger Heide gehört nur zum kleineren Theile zur Altmark; es sind an ihr die vier landräthlichen Kreise Gardelegen, Stendal, Wolmirstedt, Neuhaldensleben und das braunschweigische Amt Calvörde betheiligt. Man zählt in der Heide an die dreißig wüste Dörfer und Burgen. Mitten in alten Hochwaldsbeständen traf man, wie sich die Leute noch recht wohl erinnern, öfters verwittertes Gemäuer an, und die Forstleute erzählten, es seien Kirchen oder Häuser aus vormaligen Wendendörfern, die im dreißigjährigen Krieg zerstört seien. Der dreißigjährige Krieg ist auch an diesen Wüsten unschuldig, keine einzige der zerstörten Ortschaften war noch am Anfange des 16. Jahrhunderts vorhanden.

Die neuere Geschichte der Letzlinger Heide ist eng mit den Hohenzollern verbunden. Diese hatten die Jagdlust schon aus Franken mitgebracht. Als Friedrich I. zu Constanz auf dem Concil weilte und die schöne Else mit ihren Kindern auf dem Schloß Tangermünde Hof hielt, wurden die jungen Markgrafen bereits in der edlen Jägerei unterrichtet. Bei einem Raubzuge, den

die Magdeburger Mannen in die Altmark unternahmen, erbeuteten die Knechte Heise's von Steinfurt zugleich mit den Pferden der Bauern von Insel ein Jagdpferd, die Hunde und die neuen Jagdnetze der jungen Prinzen und schleppten sie nach Heise's Burg Alvensleben. Von dort wird dies Jagdzeug wohl erst im Herbst 1420 zurückgewährt sein, als Kurfürst Friedrich mit seinem Schwiegersohn Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg Burg Alvensleben belagerte und Heise zu einem Vergleich gezwungen wurde.



Jagdschloß Letzlingen.

Den Kurfürsten gehörte bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts nur ein sehr kleiner Theil der jetzigen Letzlinger Heide, wohl nichts als ein Stück von der Jävenitzer Oberförsterei. Wenn sie von Tangermünde aus jagen wollten, war es ein weiter Weg bis zu den Revieren mit großem Wildstand. Die trefflichste Wildbahn war weitab bei Letzlingen; hier pflegte mit Vorliebe der älteste Sohn des Kurfürsten Joachim II., Kurprinz Johann Georg, ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, des edlen Weidwerks.

„Aber kein gastlich Haus ringsumher auf dem weiten Gefilde nahm die müden Herren zur Jägerrast auf und lud sie ein, beim Mahle sich des Jagdglücks zu freuen und zu Neuem sich zu stärken. Wie sehnlich war da der Wunsch des Prinzen, hier, wo die ergiebigste Beute lohnte, eine Stelle zur Jagdruhe zu haben, hier selbst zu wohnen, hier selbst zu bewirthen die um sich versammelten Genossen der edlen Jagdlust. Und einer ihrer zögerte nicht lange, diesen Lieblingswunsch in Erfüllung zu setzen, zugleich zu gnädigstem Gefallen seines Lehnsherrn, des Prinzen geliebten Bruders. Ludolf von Alvensleben, zu Calbe gesessen, bot drei Feldmarken dar, da gelegen, wo der Prinz oft sein Jagdhaus sich erheben zu sehen gewünscht hatte. Mit Freuden ward das angenommen, lag auch gleich das neue Gut nicht im eigenen Lande des Erwerbers. Am Sonntage Jubilate 1555 kaufte der Kurprinz von dem von Alvensleben die drei Feldmarken Letzlingen, Wittewende und Schönfeld, vom Erzstift zu Lehn gehend, für 3000 Thlr.*)"

Alle drei Ortschaften waren wüst, nur in Letzlingen hatte man kurz zuvor einzelne Gebäude wieder aufzubauen begonnen. Erst 1559 ließ der Kurprinz ein stattliches Jagdschloß errichten, drei Stockwerk hoch, mit schmucken Giebeln und Erkern, mit einem Küchenhause und zierlichem Thorhäuschen; das Ganze umgeben von einer Ringmauer mit vier Eckthürmen; ringsum ein breiter Schloßgraben. Bald konnte Johann Georg seinen Besitz vergrößern. 1562 erwarb er von der Familie Bismarck deren Gut Burgstall nebst allem Zubehör und damit wohl den größten Theil des Bezirks der jetzigen Oberförsterei Burgstall. Vor Zeiten vielleicht in einer Beziehung zur alten Burg Dolle, deren Burgwall noch gezeigt wird, war Burgstall 1345 dem Stendaler Bürger Claus Bismarck zu Lehen gegeben und seitdem der Familie geblieben. Nunmehr erhielten Jobst und Jörg von Bismarck für die eine Hälfte des ganzen Hauses und Gutes Burgstall das Amt Schönhausen nebst Fischbeck, und Henrich und Friedrich von Bismarck für die andere Hälfte die Probsteigerechtigkeit des Klosters Crevese nebst einer Menge von Dörfern und Höfen. 1579 kam zur „Markgrafenheide," wie jetzt der kurfürstliche Antheil genannt zu werden pflegte, noch ein Stück Neuendorfer „Klosterheide."

*) Siehe Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg, vierter Jahrgang, 1869: „Das Schloß Letzlingen" vom Archivrath von Mülverstedt. — Außerdem sind vorzugsweise hier benützt des Vice-Oberjägermeisters von Meyerinck's Aufsatz über das Jagdschloß Letzlingen im 1. Band der Bibliothek für Jäger und Jagdfreunde (1878) und verschiedene Aufsätze von Behrends in den Altmärkischen Jahresberichten.

Der südwestliche Theil der alten Wendenheide umfaßte die unter Magdeburgischer Oberhoheit stehende Halbgerichtsforst oder „Linderheide," einen gemeinschaftlichen Besitz der Magdeburgischen Burg Alvensleben und der braunschweigischen Burg Calvörde — etwa zusammenfallend mit der heutigen Oberförsterei Planken. Der südöstliche Theil, die „Bischofsheide," jetzt Colbitzer Forst, war ebenfalls Magdeburgisch. Das Erzbisthum Magdeburg wurde 1552 von brandenburgischen Markgrafen regiert, seit 1566 von dem ältesten Sohn Johann Georgs, dem Administrator Joachim Friedrich, dem späteren Kurfürsten. Johann Georg ließ sich bald nach seinem Regierungsantritt (1571) von seinem Sohn die lebenslängliche Nutzung der Jagd urkundlich zusichern.

So hatte denn der Begründer von Letzlingen schon das ganze Jagdrevier in seinem jetzigen Umfang zu seiner Verfügung. Bloß mit den Braunschweigern gab es noch Streit; ja Herzog Julius von Braunschweig ertheilte 1587 seinem Amtmann in Calvörde den Befehl, in seiner Halbgerichtsforst auf die brandenburgischen Schützen Acht zu haben, sie gefangen zu nehmen, ihre Hunde todt zu schießen und das Jagdzeug in Stücke zu hauen. Dieser Streit ist auch nach dem Übergang des Erzstifts Magdeburg an Brandenburg (1680) nicht erloschen, bis er endlich 1700 durch einen Rezeß zwischen Preußen und Braunschweig beigelegt und die Linderheide mit Preußen für immer vereinigt wurde.

Auf solche Weise ist das große Jagdterritorium gebildet, dessen größter Theil jetzt durch ein sehr hohes Wildgatter eingeschlossen wird. Die Letzlinger Heide ist nur Hochwald; vorherrschend sind Kiefern, aber auch Eichen-, Birken- und Fichtenwälder sind vorhanden, und endlich giebt es in der Heide einen 1600 Morgen großen Lindenwald mit wenigen eingesprengten, sehr alten Eichen.

Johann Georg hielt sich mit großer Vorliebe in Letzlingen auf; sein Sohn, der Magdeburger Administrator, hatte sich der Jagd halber das nahe Schloß Wolmirstedt prächtig ausbauen lassen, und nun züchteten Vater und Sohn das Wildpret um die Wette. Als Johann Georg seine dritte Frau nahm, die junge Elisabeth von Anhalt, feierte er Hochzeit in Letzlingen auf seiner fröhlichen „Hirschburg." Der Wildstand war damals sehr bedeutend,

denn in dem harten Winter 1573 gingen fast 3000 Stück Rothwild zu Grunde und dennoch konnte 1590, als ein Neffe des Kurfürsten, der Herzog von Braunschweig, sich vermählte, ihm der Kurfürst 400 Stück Rothwild, die in der Heide eingefangen waren, als Hochzeitsgeschenk überbringen. Wenn Vater und Sohn, wie gewöhnlich, auf dem magdeburgischen Grund und Boden gemeinschaftlich jagten, so theilten sie das Wild; außerdem erhielt der Sohn jährlich acht Tonnen eingesalzenes Hirschwildpret und ebensoviel eingesalzenes Schweinewildpret. Dieses gemüthliche Jagdfamilienleben wurde nach dem Tode Johann Georgs während der Regierung seines Sohnes Joachim Friedrich gleichermaßen fortgesetzt. Denn wiederum war einer seiner Söhne, Markgraf Christian Wilhelm, Administrator von Magdeburg und ein ebenso großer Jagdliebhaber, wie sein Vater und Großvater.

Mit dem Tode des Kurfürsten Joachim Friedrich (1608) war die Glanzzeit Letzlingens für lange vorbei. Mülverstedt schreibt darüber:

„Es kamen die schrecklichen Zeiten des deutschen Krieges, die für Sachsen und die Mark unglücklichen Jahre. Kein Kurfürst, kein Prinz ließ sich mehr in Letzlingen blicken. Die Jagdreviere verwilderten, der Wildstand war durch maßlose Einfänge fast ruinirt, die Mauern des Thiergartens durchbrochen, das Schloß mit seinen stattlichen Mauern und Thürmen verfiel und ward öde. Und noch konnte Letzlingen einen höheren Dienst dem Herrscherhause leisten, als den der Erfrischung und Erholung an der Jagd, — es ward die Stätte, die den Prinzen Friedrich Wilhelm, den späteren großen Herrscher, im zartesten Kindesalter barg und sicherte vor den Gefahren des die Hauptstadt umtosenden Krieges. Aber seine Stürme erreichten auch dieses stille Asyl dichter Wälder: im Jahre 1626 besetzten lüneburgische Truppen das Schloß und nahmen wohl noch das Beste mit sich. Auch das Dorf und die Kirche empfanden ihre Anwesenheit, und die anderen Schrecken des Krieges machten beide arm und öde. Schon seit Kurfürst Georg Wilhelms Regierungsantritt wurde Letzlingen, jedoch nicht sein Schloß, sondern eins der Hofgebäude, zum Wohnsitze der altmärkischen Oberforstmeister gemacht, von denen erst der von Borstell 1688 das Schloß zur Wohnung angewiesen erhielt."

Anfang vorigen Jahrhunderts hatte sich der Rothwildstand in der Heide wieder so bedeutend gehoben, daß König Friedrich I. 1713 dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau 300 Stück Rothwild schenken konnte, die den Stamm zu dem noch jetzt außerordentlich großen Wildreichthum der anhaltischen Elbforsten bildeten. In demselben Jahre ließ der König 200 Stück buntes, schwarzes und weißes Damwild aus der Pürschheide, dem Wildpark

bei Potsdam, nach Letzlingen schaffen und hier aussetzen. Dies Damwild vermehrte sich sehr bald und erhielt sich bis heute in allen Farben, das Rothwild blieb jedoch noch bis in unser Jahrhundert der Hauptbestand des Standwildes in der Heide. Im Herbst 1728 wurden davon auf den Brunftplätzen gezählt 409 Hirsche, darunter 3 Zweiundzwanzigender, 21 Achtzehnender, 59 Vierzehn- und Sechszehnender, 82 Zwölfender, 77 Zehnender; außerdem gab es noch an „geringen Hirschen, Spießern, Mutterwild und Kälbern 2152 Stück." Als der alte Dessauer, Prinz Leopold, mit seinem Regiment in Gardelegen im Standquartier lag, erhielt er das lebenslängliche Recht, die hohe Jagd auf der ganzen Heide auszuüben. Zur Ausnutzung dieses Rechts baute er sich in Salchau mitten in der Heide ein Jagdhaus und brachte dort die zahlreiche Meute unter, die er zur Parforcejagd auf Rothhirsche und Sauen gebrauchte. Nach seinem Tode wurde die Jagd von den königlichen Forstbeamten verwaltet und von den Mitgliedern des Herrscherhauses nicht besucht. So blieb es bis zum Jahr 1802, in welchem der Prinz Louis Ferdinand, der damals in Magdeburg in Garnison stand, die Jagd pachtete und von seinem nahegelegenen Gute Schricke eifrig betrieb. Auch er unterhielt eine große Meute; seine Piqueure und Rüdemänner wohnten meist in Salchau. In großer, lustiger Gesellschaft wurden Parforcejagden und Treibjagden mit Unterstützung der königlichen Forstbeamten von ihm abgehalten. Die Gäste nächtigten aber stets in Schricke. Mitten in der Heide gab es bereits einige Saufänge zum Einfangen des Schwarzwildes. Bei Sauhatzen setzte der Prinz durch ungemeine Körperkraft, Gewandtheit und Kaltblütigkeit „die ganze anwesende Jägerei allezeit in Staunen." Einstmals ließ er einen riesigen Keiler auflaufen; dabei zerbrach ihm das aus festem Weißdornholze bestehende, 6 Centimeter starke Heft der Saufeder in der Hand. Die Saufeder hat ein alter Förster zum Andenken aufbewahrt und 1849 dem Prinzen Friedrich Karl geschenkt.

Eine neue Glanzperiode der Heide begann seit dem ersten Besuche, den Friedrich Wilhelm IV. der Altmark abstattete (Frühjahr 1843). Er besichtigte das alte Schloß Letzlingen, durchfuhr die Heide und ließ sich namentlich den großen Lindenwald zwischen Colbitz und Planken zeigen. Die schönen Waldungen, belebt von prächtigem Wilde, gefielen ihm über die

Maßen. Sofort nahm er den Umbau des alten Schlosses Letzlingen in Aussicht und berief unsern Gewährsmann von Meyerinck als Oberförster nach Letzlingen mit dem Auftrage,

„dort allmählich eine nachhaltige Hofjagd einzurichten. Die ganze Heide wurde von da ab zu einem Leibgehege Sr. Majestät bestimmt und Niemand außer den angestellten Forst- und Jagdbeamten durfte daselbst pürschen und Wild abschießen, wenn nicht Se. Majestät die spezielle Erlaubniß dazu ertheilt hatte.“

Ein hohes, festes Wildgatter, die Pfosten aus Eichenholz, die Querlatten aus Kiefernstangen, wurde schleunigst hergestellt und das Wild in das neue Wildgehege eingetrieben.

„Viele Einsprünge und Wildfänge längs des Wildzaunes wurden hergerichtet, um das noch außerhalb des Geheges stehende Wild, wenigstens theilweise, einzufangen. Ferner wurden in allen Reviertheilen, die man bei den Hofjagden voraussichtlich berührte, die Wege und Gestelle gehörig fahrbar hergestellt und theilweise mit Linden, Kastanien, Eichen, Birken und Pappeln bepflanzt.“

Im Wildgehege, welches 16,000 Hectare umfaßt, hat sich vor allen das Damwild bedeutend vermehrt; für die Rothhirsche scheint die Äsung nicht mehr reichlich genug zu sein, nachdem durch die Entwässerung des Dröm-



Füttern der Wildschweine in Jävenitz.

lings der Wasserspiegel in der Heide allmählich überall $1^1/_2$ bis 2 Meter gesunken ist. An verschiedenen Stellen der Forst bebaute man Blößen mit

Kartoffeln, Lupinen, Hafer u. dgl., friedigte diese Flächen durch verstellbare Gatter ein, um sie jedesmal kurz vor der großen Herbstjagd dem Wilde preiszugeben. In den wildreichsten Bezirken errichtete man Wildschuppen mit Raufen und fütterte dort in strengen Wintern das Wild. In allen fünf Oberförstereien wurden Saufänge gebaut, um starke Keiler für die Hofjagden zu fangen und „um sie dann in die eingestellten Jagen kurz vor der Jagd auszusetzen.“ Da Bachen und Frischlinge geschont wurden, so hob sich auch der Schwarzwildstand schnell. Die Sauen werden im Winter reichlich gefüttert und benehmen sich hierbei, wie unser Bildchen zeigt, gegen ihre Pfleger höchst gesittet.

Seit dem Herbst 1844 sind größere Hofjagden mit zahlreicher Jagdgesellschaft abgehalten worden. Im Jagdschloß sind später noch ein Eßsaal, ein Empfangszimmer und ein Billardzimmer angebaut. Dann wurde ein Kavalierhaus und ein zweites Logirhaus für die Gäste und Dienerschaft errichtet, in der Nähe des Schlosses wurde eine neue Kirche erbaut.

Unser Kaiser hat die Hofjagden in der Letzlinger Heide in der Weise seines verstorbenen Bruders seit 1858 fortgesetzt. In zwei bis drei Jagdtagen, im Oktober oder November, wird jedesmal vor ihm und seinen Gästen eine Menge Wildpret „gestreckt.“ Bisher wurde „im Jahre 1869 die größte Wildstrecke erreicht, indem 24 Stück Rothwild, 349 Stück Damwild, 250 Sauen, 2 Füchse und 1 Hase erlegt wurden.“ Der jetzige Vize-Oberjägermeister von Meyerinck berechnet in dem erwähnten Aufsatze, daß von 1844 bis 1878, in 35 Jahren, bei den dortigen Hofjagden in Summa geschossen wurden: 336 Stück Rothwild, 7652 Stück Damwild, 3806 Sauen, 4 Rehböcke, 12 Füchse, 10 Hasen und 3 Dachse, „mithin Summa Summarum 11,813 Stück, welches Jagdergebniß wohl kein anderes Jagdrevier der Welt mehr aufzuweisen haben dürfte.“

Die eingestellten Jagen, „die in den verschiedenartigsten Formen je nach der Beschaffenheit der Bestände und der Figur der geeigneten Forstorte hergerichtet werden,“ dürften freilich für Jäger, die im Hochgebirge Gemsen zu pürschen gewohnt sind, wenig Anziehendes haben. Das Roth- und Damwild wird in den Dickungen hin- und hergetrieben und dann dicht vor die Schützen gebracht. Die Sauen sind einige Tage zuvor durch ausgelegte

Köder in umfriedete Räume gelockt und dort mittelst Fallthüren in Kasten eingefangen, die an den Seiten eiserne Ringe haben. Diese bieten eine bequeme Handhabe, um jeden einzelnen Kasten mitsammt der eingefangenen Sau, falls sie bei einer sorgfältigen Prüfung sich geeignet erweist, bis unweit der Schieß-stände zu tragen. — Aus dem Kasten gelassen, läuft die Sau mit ihren Leidensgefährten in einen dicht umhegten Gang, den entlang sie vor die Stände der Schützen getrieben wird, um dort den sichern Tod zu finden.



Die Königseiche.

Die Kaiserjagden in Letzlingen sind für die ganze Umgegend hohe Festtage. Außer den vielen eingeladenen Gästen strömen von weit und breit die Leute herzu, um sich das lustige Getümmel bei der edlen Jägerei anzusehen. — In jedem Hause sind Gäste des Kaisers einquartirt. Die vielen kleinen Besitzer, Häusler und Erbpächter, zum Theil Nachkömmlinge von pfälzischen und französischen Kolonisten, haben sich ein kleines Logirzimmer eingerichtet mit Waschtisch und sauberen Betten, um es auf die drei Jagd-

tage zu hohen Preisen zu vermiethen. Im Schloß wohnen nur der Kaiser und von seinen Gästen die regierenden Fürsten nebst ihren Leuten. Die Regimentsmusik der altmärkischen Ulanen — die Trompeter, sind von Salzwedel und Gardelegen herzugeritten und spielen zur Tafel auf. Für das Publikum bildet das meist im Freien eingenommene Jagdfrühstück das Hauptschauspiel. Während der Jagd selbst, zu der die Neugierigen nicht zugelassen werden, vergnügt man sich auf Spaziergängen im „Thiergarten" zunächst dem Jagdschlosse und bewundert dort die herrlichen alten Eichen, vor allen die mächtigste von ihnen, von Friedrich Wilhelm IV. bei einer Besichtigung 1843 „Königseiche" getauft. Der prächtige Baum hat einen Umfang von mehr als 20 Fuß.

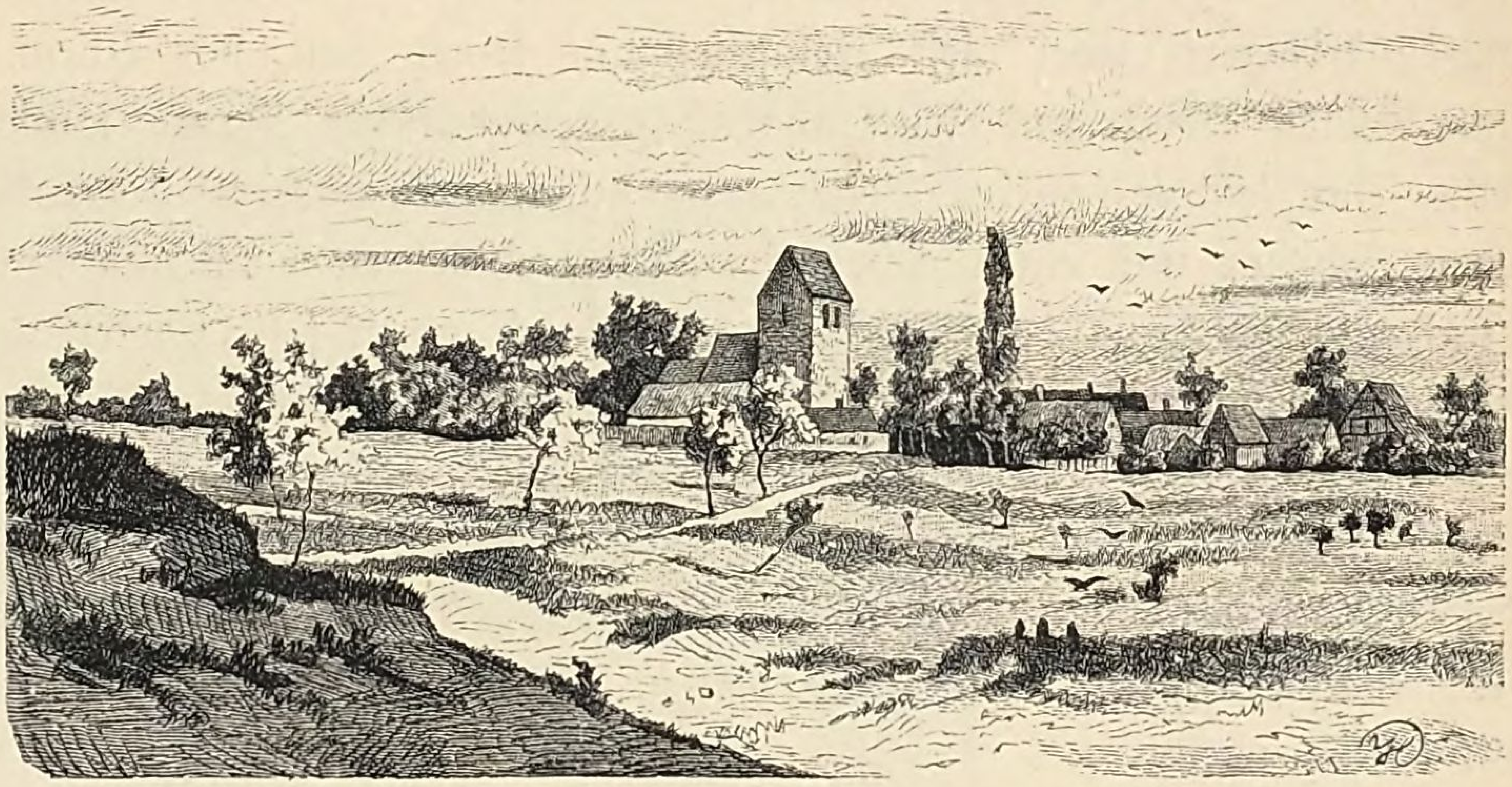
Ist die Königsjagd vorüber, so drängen sich in den breiten Straßen des Dorfes ganze Wagenreihen. Gefährte aller Art, feine Equipagen, Kaleschen und Leiterwagen der Besucher aus Stadt und Land in weitem Umkreise der Heide müssen Platz machen den zahlreichen Extraposten, welche mit sechs, vier und zwei Pferden bespannt und von Postillonen in schmucken Gala-Uniformen begleitet, den Kaiser mit seinen Gästen durch die weite Heide zurück zu dem Gardeleger Bahnhof zu fahren haben. Hat die ganze Wagenreihe unter lustigen Klängen der Posthörner das Dorf verlassen, so zerstreuen sich schnell nach allen Richtungen auch die übrigen Besucher, und wiederum auf ein ganzes Jahr ist Letzlingen das einsame, stille Heidedorf, fernab von der Landstraße.

*Könnigde und Henniges von Treffenfeld.

Im Lande an der Oder befinden sich die Edelsitze der berühmten Paladine Friedrich Wilhelms des Großen, jene drei Dörfer Gusow, Friedersdorf und Tamsel, über welche die Erinnerungen an den alten Derffling, an Görtzke und Schöning ihren verklärenden Schein gebreitet haben. Die feierlichen Hallen der St. Marienkirche zu Berlin umschließen die Reliquien der Sparr; in ihrem schönen, von gedämpftem Lichte erfüllten hohen Chore tritt der Schöpfer der brandenburgisch-preußischen Artillerie, Ernst Christoph von Sparr, in voller Rüstung und doch so mild und menschenfreundlich uns entgegen. Aber auch die Altmark darf sich rühmen, in ihrer Erde einem der getreuesten Kämpen des großen Kurfürsten die Stätte ungestörter Ruhe dargeboten zu haben: in Könnigde bei Bismark treffen wir das Grab und die kriegerischen Reliquien des General-Majors Henniges von Treffenfeld an, sicherlich nicht des letzten unter den Männern, welche einst den Ruhm Kurbrandenburgs so fest begründeten.

Das Dorf Könnigde, die Begräbnißstätte wie der Ruhesitz des wackern Kriegers, liegt eine halbe Wegstunde südöstlich von dem Flecken Bismark in lieblicher Landschaft am Rande einer Niederung, welche früher mit Eichen und Elsen bestanden war. Wer sich von Norden her dem stillen Weiler nähert, den grüßt dort rechter Hand die graue, munter klappernde Mühle und hier zur Linken die uralte, aus Feldsteinen erbaute Kirche, ein Gotteshaus, wie die älteren hier zu Lande allzumal sind: ein kleines Schiff mit einem in den Maßen verjüngten, geradlinig abgeschlossenen Chore, — im Westen der feste, gewaltige Thurm mit dem Satteldache und den rundbogigen Fenstern im oberen Geschosse. Nach diesem Gotteshause begeben wir uns zuerst.

Unter dem Kirchthurme, in einer über der Erde erbauten Grabkammer, ruhen die Gebeine des trefflichen und schneidigen Reiterführers Joachim Henniges. Ein sieben Fuß langer, mit rothem Plüsche überzogener Sarg



Könnigde.

umschließt dieselben. Wie man's bei märkischen Kirchen häufig findet, hat die eigenthümliche Beschaffenheit der Luft in dem Gewölbe den Leichnam in eine Mumie verwandelt; die Gesichtszüge des Generals, von denen eine überaus starke Bildung der Backenknochen auffällt, sind noch sehr wohl zu erkennen; nur ist die Nasenspitze auch hier eingesunken, wie weiland bei Karl dem Großen im Aachener Dome. Einen ganz sonderbaren Eindruck machen die fleischlosen, gefalteten, braunen Hände der Leiche. Derbe Schuhe, wie man sie damals trug, mit rothen Hacken versehen, bekleiden die Füße, während die rothseidenen Unterkleider von einem weißatlassenen, mit goldenem Muster durchwirkten, langen Gewande umhüllt sind. Das auf einem Kissen ruhende Haupt trägt eine Todtenhaube von gleichfarbigem Damaste.

Nicht ohne tiefe Bewegung vermögen wir auf die sterblichen Reste dieses berühmten Bauernsohnes der Altmark zu blicken. Unwillkürlich gedenken wir der gleichfalls noch erhaltenen, wenn auch jetzt nicht mehr zugänglichen Mumie des Feldmarschalls von Derffling in Gusow. Dort

herrscht der düstere Ernst des Todes vor; hier, bei diesem Waffengenossen des alten Haudegens, spüren wir etwas von dem Frieden, welchen der Tod als Bote Gottes uns bringt.

Doch nun in die Kirche selbst! Sie besitzt kein Monument des berühmten Kriegers, aber viele Reliquien aus seiner Zeit, vor Allem seine Rüstung, einen Brust- und Rückenharnisch gewöhnlicher Form, sowie sein Kaskett. Das letztere ist eine Reiterkappe mit einem vorderen, gerade abstehenden Schirme und einem sehr starken, tief eingebogenen Schutzblatte für den Nacken. Die Nase des Trägers wird durch einen sehr starken Bügel, die Wange durch breite, durchlöcherte Ohrenklappen geschützt. Am Hinterkopfe befindet sich die herkömmliche Rinne, in welche der Federschmuck oder, wie bei Fehrbellin, das Eichenreis eingesetzt ward. Bei dieser Rüstung befindet sich ferner ein recht wohlerhaltener Kettenpanzer, welchen der General wahrscheinlich unter dem weiten, blauen Waffenrocke und dem Kürasse getragen hat.

Wir haben noch des wichtigsten Schmuckes der Kirche zu Könnigde zu gedenken. Denselben bilden sieben, an der Chorwölbung befestigte Standarten, aus gelber, schwerer Seide gefertigt und mit silberner Stickerei geschmückt. Die letztere weist uns auf der einen Seite den Namenszug F. W. C. (Friedrich Wilhelm Churfürst), auf der anderen je einen Sinnspruch. Offenbar stammen diese Fähnlein von einem Regimente her, welches Henniges von Treffenfeld selbst geworben und geführt hat.

Außer diesen merkwürdigen Erinnerungszeichen an Henniges von Treffenfeld besitzt die Könnigder Kirche einen von ihm geschenkten silbernen, stark vergoldeten und mit Steinen besetzten Kelch sammt Patene, eine Abendmahlskanne und eine Hostienschachtel, allzumal geschmückt mit jenem Wappen, welches nach dem Siege von Fehrbellin dem altmärkischen Bauernsohne verliehen ward: dem Schilde mit dem gepanzerten, das Schwert schwingenden Arme und dem, die erbeuteten schwedischen Fahnen tragenden Adler Brandenburgs über dem gekrönten Helme.

Dies sind die Reliquien des brandenburgischen Feldobersten, welche sich auf seinem Herrensitze Könnigde noch vorfinden. Jetzt aber wenden wir

uns seinem Geburtsorte, dem Dorfe Klinke, zu, welches etwa eine Meile südlich von Könnigde belegen ist.

Mit voller Bestimmtheit wird in Klinke das Gehöft neben dem Schulzenhofe als das Vaterhaus Henniges' bezeichnet. Es gab, so sagt man, im 17. Jahrhunderte zwei Familien Henniges in dem Dorfe. Hier, neben dem Schulzen, wohnte Joachim's Vater. — Einen andern Hof aber hatte des nachmaligen Generals Oheim Lorenz inne. Das ist der Hof mit den prachtvollen alten Eichen, wie sie kein anderer im Dorfe besitzt, und mit der künstlichen, auf seiner Gemarkung belegenen Anhöhe, welche von der Sage als ein Burgwall bezeichnet wird. In Klinke leben hochangesehen noch heut die Nachkommen von Lorenz Henniges, eine rechte, ächte Erbschulzen-Familie; treu wird hier jede Erinnerung an den alten Kriegsmann Friedrich Wilhelm's gepflegt. Joachims Nachkommenschaft selbst ist in männlicher Linie erloschen; die letzten Nachkommen des Helden von weiblicher Seite sind die Herren von Görne auf Berkau.*) Auch sie haben noch ein Andenken von dem großen Joachim in ihrem Besitze: es ist seine Schweinsfeder, mit welcher er wohl oft den Ebern seiner Forsten nachgestellt haben mag.



Henniges' Hof in Klinke.

Die Geschichte unseres Helden ist bis über die Mitte seines Lebens hinaus fast völlig unbekannt. Wir wissen nur, daß ein Ackermann Henniges

*) Dieselben haben das letzte aus der Verlassenschaft des Helden herrührende Familien-Besitzthum, das kleine Rittergut Berkau, vor einigen Jahren ausgeschlachtet.

zu Klinke sein Vater gewesen ist; von ihm selbst aber kennen wir weder Jahr noch Tag der Geburt.

Da tritt denn die Sage mit ihrer ergänzenden Thätigkeit ein, und sie weiß viele Dinge über den altmärkischen Paladin des großen Kurfürsten zu berichten, die bezeichnender und wahrer sind als Alles, was man über den alten Derffling singt und sagt.

So heißt es in Klinke, Joachim Henniges, welcher in seiner Jugend die Pferde gehütet habe, sei gerade kein Musterknabe gewesen und habe keineswegs ein beschauliches Leben geführt. Im Gegentheil, er machte seinen Eltern durch Übermuth und Thorheiten gerade so viel Sorgen und Unruhe, wie später durch Muth und List seinen Feinden. Endlich aber ward ihm der weite Hof zu enge; er entlief und ward ein Kriegsmann.

Merkwürdiger Weise wird diese Sage durch aktenmäßige Nachrichten wenigstens zu geschichtlicher Wahrscheinlichkeit erhoben. Die Eltern Joachims lebten in Unfrieden; die Mutter, 43 Jahr alt, ließ sich von ihrem 59-jährigen Gatten scheiden — wegen unpassenden Altersverhältnisses! Aber sie heirathete sogleich wieder einen — 54ger! Da mag denn wohl der Unfriede zwischen den Eltern den herangewachsenen „Jochen" aus dem Hause getrieben haben in die weite, weite Welt hinaus. Als er später in seinem kriegerischen Schmucke und als ein „gemachter Mann" nach seinem Geburtsorte zurückkehrte, stieg er nicht auf dem elterlichen Hofe ab, sondern blieb bei einem Nachbar; dann ließ er seine Mutter zu sich rufen. In dem glänzenden Offizier erkannte sie freilich den armen Jochen nicht mehr. Der Kriegsmann fragte die Mutter nach ihren Kindern; sie nannte alle, nur „Jochen" nicht. — „Habt Ihr denn nicht noch einen Sohn?" fuhr Henniges von Treffenfeld fort. „Nun ja," antwortete sie, „den hew ick hat; aberst det war en Utbund, en Undaucht; de is weglopen, un ick weet nich, ob en der Dod all holt hat, oder wo he sick noch rumdrift in de Welt!" Da gab sich der böse Jochen zu erkennen. „Wie is et möglich," rief das Mütterchen, „dat ut minen ungeraden Jochen sön graden Herr, as he is, worren wäre!"

Noch eine andere Volkssage erzählt: „Henniges bewarb sich eifrig um die Gunst und die Hand eines jungen Mädchens in Klinke, aber vergeblich,

da sein mehr als leichter Sinn nur allzu bekannt war. Wie er nun als General wieder heim kam, da sagte er zu ihr — sicherlich im Tone des Vorwurfes: „Grete, hest Du't dan!“ — Die alte Grete aber antwortete treuherzig und völlig wahr: „Ja, Jochen, hett' ick't wußt'!“

Wir fügen sogleich noch zwei kleine Erzählungen hinzu, um die Zahl der Henniges-Anekdoten oder Sagen vollständig zu geben. In Wahrheit hat der bereits wohlhabende Rittmeister Henniges im Jahre 1648 das Lehn Könnigde von der Universität Frankfurt an der Oder erkauft; die Sage aber weiß es anders. Der große Kurfürst, so sagt sie, versprach dasselbe demjenigen von den Bewerbern, welcher von Stendal aus am schnellsten nach dem Gutshofe von Könnigde reiten würde. Da hatte denn freilich Henniges gewonnen Spiel; er kannte alle Verkürzungen des Weges und begrüßte am Thore des Gutshofes seine Mitbewerber mit dem für alle Zeiten klassischen Worte: „Ick bün all hier!“

Und endlich: Jochen hatte einen Bruder Lorenz; den unterstützte er fleißig, damit er sich ein ordentliches Wohnhaus schüfe. Jochen hieß ihn, aus seiner Truhe beliebig Geld nehmen, fügte jedoch hinzu: „Wenn ich einmal durch Krieg oder durch Unglück in Mangel kommen sollte, so gieb es mir wieder, Lorenz!“ — worauf Lorenz höchst naiv erwiderte: „Jo, wenn ick't Di doch wedder geven soll, so kannst't man behollen!“

Dies der ächt altmärkische Sagenkreis von Henniges von Treffenfeld. Von Kriegsfahrten und Abenteuern des Helden bis zum Jahre 1648 wissen wir, wie gesagt, fast nichts. Dann folgte eine kurze Friedenszeit. Der Rittmeister Henniges, nunmehr Erbherr zu Könnigde, dem Stammsitze eines gleichnamigen Adelsgeschlechtes, führte die Wirthschaft als ein ganzer Mann und hatte bald die Freude, zu sehen, daß die Wunden, welche der dreißigjährige Krieg dem Lande geschlagen hatte, nicht absolut unheilbare waren. Er war ein strenger, ein tüchtiger, ein weiser und gottesfürchtiger Herr!

Wir kommen jetzt endlich zu der kriegerischen Thätigkeit unseres Helden, welche ein kompetenter Beurtheiler, Friedrich der Große, sehr hoch anschlägt. Henniges hatte sich erst spät, etwa um 1660, mit Margaretha Sophie Striepe, berühmten bürgerlichen Geschlechtes aus der Altmark, verheirathet. Er scheint sich mehrere Jahre hindurch eines friedlichen Lebens erfreut zu

haben, denn erst in dem Rheinfeldzuge von 1674 wird des Oberst-Lieutenants Henniges gedacht und zwar mehrfach als Veranstalters von Streifzügen, welche ihm reichen Gewinn brachten. So erbeutete er am 29. Oktober 1674 das ganze Silberzeug des Marschalls Crequi, welches auf fünf Mauleseln fortgeschafft werden mußte. Durch dergleichen glückliche Coups erklären sich freilich leicht die bedeutenden Summen, welche er hinterließ. Stets heißt es von dem kühnen Reiter: „Er hat einen ansehnlichen Proviantzug abgefangen und brave Beute gemacht.“

Seinen glänzendsten Kriegesruhm erwarb Joachim Henniges indessen in der Schlacht bei Fehrbellin. Der Oberst Mörner und er waren es, die es verhinderten, daß die Schweden, namentlich das vorzügliche, von Baron Wachtmeister kommandirte ostrogothische Regiment sich der brandenburgischen Artillerie bemächtigten. Als der Sieg errungen war, gab es keinen Mörner mehr, um ihn zu belohnen; der tapfere Reiter war entseelt in des Kurfürsten Karosse vom Schlachtfelde geführt worden; aber der Oberst-Lieutenant Henniges vom Regiment Mörner lebte noch, wenngleich schwer verwundet. Er hatte die Gothen Wachtmeisters zusammengehauen. Dafür erhielt Joachim Henniges als Oberst das Regiment; außerdem aber ward ihm am 18. Juni selbst noch unter dem Namen „Henniges von Treffenfeld“ der Adelsstand verliehen. Die Sage kennt auch den Ursprung des Namens Treffenfeld. „Nun, Henniges, wie steht es mit dem Feinde?“ So soll der Kurfürst gefragt haben. — „Den habe ich im Felde tüchtig getroffen!“ antwortete der Offizier. — „Wohlan,“ lautete die Antwort, „so sollst Du hinfort Treffenfeld heißen.“

Hinter dem Ruhmesglanze des Tages von Fehrbellin, an welchem Joachim Henniges sein Blut so reichlich vergossen hatte, blieb der Schimmer jener Lorbeeren freilich zurück, welche auf den pommerschen und preußischen Zügen gewonnen wurden. In Pommern wurde schließlich nur kleiner Krieg geführt, und gewiß mit vollem Rechte sagt eine Relation damaliger Zeit:

> „Es passieret allhier vor Stralsund wenig, nur daß der Brandenburgische Oberst Treffenfeld mit seinen Truppen dieses Land in seinem Allarm hält und nimpt dem Landmann alles Viehe hinweg, welches annoch, weil unsere Leute noch meist auf Rügen stehen (nämlich die Schweden), wohl nicht zu verwehren.“

Alle Notizen über Viehwegtreiben, Patrouillen-Abfangen u. s. w., welche wir von den Treffenfeldern lesen, zeigen, daß ihr Oberst und Meister sich gerade auf den kleinen Krieg in hohem Maße verstand. Größeres wurde in dem preußischen Feldzuge von 1679 geleistet. Henniges von Treffenfeld hat hier den kurfürstlichen Befehl, dem Feinde immer auf den Hacken zu sein, trefflich befolgt. Der kühne Reiter war bei der wilden Jagd auf die Schweden allzeit voran.

Nach diesem Feldzuge verschwinden die kriegerischen Spuren unseres Helden. Das Heer des großen Kurfürsten wurde zum größten Theile entlassen und der General-Major — das war Henniges in Preußen geworden — scheint sich besonders seiner Güter angenommen zu haben. Er hatte nicht viel Freude in der Familie; nur ein Sohn, Joachim Heinrich, überlebte ihn. Im Jahre 1688 endlich, nachdem Herr Henniges seinen Herrn und Kurfürsten hatte sterben sehen, trat der Tod auch an ihn heran. Am letzten Tage dieses Jahres schloß er seine Augen, still und friedlich, ein lebensmüder Greis. Sein Stamm hat nicht lange nach ihm geblüht; im Jahre 1770 starb derselbe aus.

Ein verdienter Militairschriftsteller, der spätere General von Kessel, hat den berühmten Paladin des großen Kurfürsten auf's Glücklichste folgendermaßen charakterisirt:

„Man muß Henniges für einen der kühnsten und besten Parteigänger und Avantgardenführer Friedrich Wilhelms halten, der mit Leib und Seele beim Handwerke war, der mit Muth und Umsicht des Feindes Schwächen zu erkennen und zu benutzen verstand. Von Charakter liebenswürdig, angenehm im Umgange, fest und thätig in häuslichen Dingen und nachgiebig, wo dies ihm förderlich erschien und sich sonst mit der Ehre vertrug, war er ein ganzer Mann, ein Mann des Erfolges, ungemein frisch, immer vorauf, kühn und vorsichtig; aber er faßt dabei schnell und fest an, sucht, was zu machen ist, mit Energie durchzuführen, ist schnell aber davon, wenn's unklug wird."

Das ist vollkommen treffend und wahr. Ideale Charaktere haben wir in den Reiterführern des 17. Jahrhunderts ja nicht zu suchen!

O. S.



Bismark.

Bismark.

Bismark ist ein uralter Flecken inmitten der Altmark. Zum ersten Male wird er in einer Urkunde von 1209 erwähnt. Es war damals der Bischof Segebodus, der Probst Engelbert und das ganze Domkapitel der Kirche zu Havelberg, sowie der Markgraf Albrecht mit Gefolge in Biskopesmarke versammelt. Das Stift Havelberg ließ sich hier vom Markgrafen seine altmärkischen Besitzungen landesherrlich bestätigen. Aus einer Urkunde von 1186, durch welche das Bisthum Halberstadt das dicht bei Bismark belegene Dorf Döllnitz vom Havelberger Stift eintauschte, wird mit großer Wahrscheinlichkeit geschlossen, daß Bismark ebenso wie Döllnitz früher dem Havelberger Stift gehörte und gleichzeitig mit Döllnitz an Halberstadt vertauscht wurde.

In Bismark war in den ältesten Zeiten ein Schloß vorhanden. Dieses mag dem Stift Havelberg bei Beginn seiner Missionsthätigkeit geschenkt oder von ihm erbaut sein und zum Ansammeln des Fruchtzehnten gedient haben. Vielleicht war es auch eine Zufluchtsstätte der Domherrn, wenn diese von

den Wenden vertrieben und über die Elbe gejagt wurden. Das ist die Annahme von Klöden und Riedel, während Wohlbrück und Ledebur sich der Ansicht zuneigen, Biscopesmark habe ursprünglich zum Schutz der Zehntscheunen des Halberstädter Bischofs gedient.

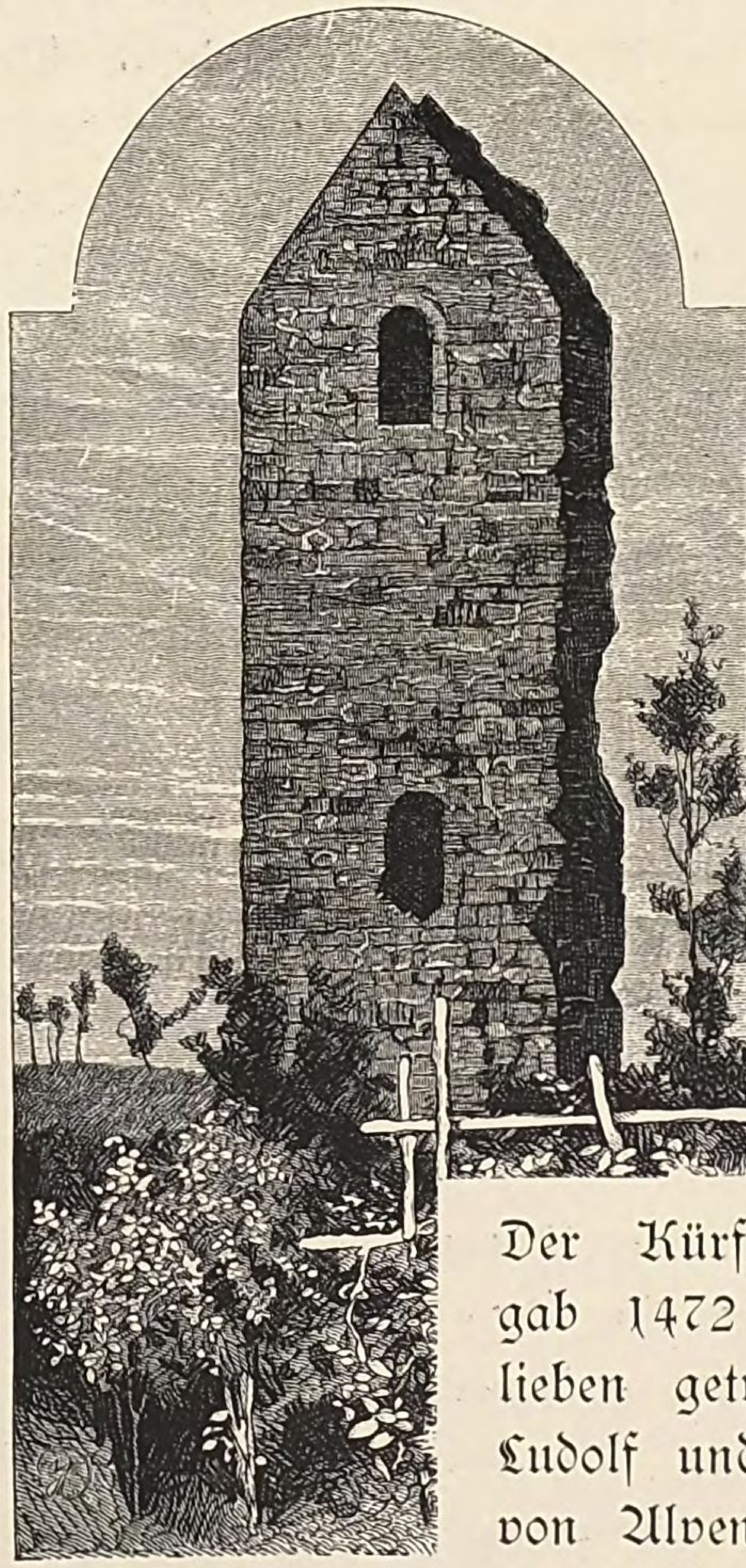
Zum zweiten Male wird der Ort, und nun bereits unter dem abgekürzten Namen Bismark, in der Schreckenszeit um die Mitte des 14. Jahrhunderts erwähnt. Als der schwarze Tod durch Europa zog und man in der Mark sich in jenen wirren Kämpfen um den falschen Waldemar befand, durchzogen die Geißler oder Kreuzbrüder (siehe Band I., Seite 40) auch Norddeutschland. Die Magdeburger Schöppenchronik schildert den wüsten Unfug der zumeist aus landfahrendem Gesindel bestehenden Büßer bis zu ihrer Vertreibung aus dem Erzbisthum. Sodann fährt sie fort:

„Desselben Jahres begann das Volk zu laufen nach Bismark. Da war ein wunderthätiges Kreuz. Da ward solange geopfert, daß sie sich zuletzt schlugen und mordeten um das Opfer. Also verging die Fahrt."

Nach dieser dürftigen Mittheilung scheint es fast, als ob schon in demselben Jahre 1349 die Wallfahrten wieder eingestellt worden wären. Dies ist aber nicht anzunehmen. Unweit der Stadt im freien Felde befindet sich noch heute „die goldne Laus", die Trümmer einer alten Wallfahrtskirche, die von dem Opfergeld gebaut sein soll, „der Weg von der Stadt nach der Kirche hieß der heilige Weg, denn ihn wandelten die Wallfahrer mit Gesängen und Gebet, mit Kreuzen, Fahnen und Lichten." [Klöden.]

Über den wunderlichen Namen der Wallfahrtskirche berichtet die Sage: Oben auf dem Thurm über dem Kreuzgewölbe sei der Teufel in Gestalt einer Riesenlaus an einer goldenen Kette festgehalten und täglich mit einem Pfunde Fleisch gespeist. An Wallfahrtstagen sei das Wunderthier den Gläubigen durch ein Loch gezeigt, das nur knapp die gehörige Kopfweite hatte, und durch welches man nichts als die höllische Finsterniß sah. Wahrscheinlicher klingt die Erzählung, über der Thür der Wallfahrtskirche habe eine lateinische Inschrift gestanden, mit den Anfangsworten Laus deo (Gottes Lob). Wegen der reichen Opfergaben erfand der Volkswitz daraus für die Kirche den Spottnamen der goldenen Laus.

Das „Städtchen“ oder der Flecken (bleck) Bismark ist schon unter den bayerischen Markgrafen in den Lehnsbesitz der Familie Alvensleben gekommen. In einer Urkunde von 1370 verschrieb Markgraf Otto der Wittwe Busso's von Alvensleben ein Leibgeding, darunter in dem Städtchen zu Bismark drei Wispel Roggen, zehn Hühner, acht Scheffel Hafer und den dritten Theil des Schosses zu St. Walburgentag und zu St. Martinstag und des Städte-Pfennings, des Zolles und Scharren-Zinses, wie solches die von Alvensleben besessen hatten. Unter den Hohenzollern wurde dies Verhältniß erneuert. Die „lieben und getreuen Rathmänner und Einwohner der Flecken Bismark und Kalbe hatten sich lange Zeit geweigert, denen von Alvensleben zu Kalbe Erbhuldigung zu thun, sie meinten, ihnen stünde dies nicht zu thun.“ — Darauf befahl ihnen dies Kurfürst Friedrich im Dezember 1464; er wies sie an die von Alvensleben „mit Hand und Mund, und hieß und befahl ihnen, daß sie ihnen Erbhuldigung thun und sich fürder mit allen billigen und redlichen Sachen an sie und ihre Lehnserben als ihre rechte Erbherrschaft halten sollten.“ — Der Kürfürst Albrecht sodann gab 1472 seinen Räthen und lieben getreuen Rittern Busso, Ludolf und Gebhard, Gebrüder von Alvensleben, unter anderen großen Besitzungen auch »dat blek to bismarcke mit aller siner tobehorunge, mit gerichten, hogest unde sidest, (hohen und niedrigen) dat kerklehn vnde eine vicarien« zu Lehen.



Die goldene Laus.

Die Alvensleben aber begannen, gegen Ende des Jahrhunderts, die daraus erwachsenen Rechte möglichst zu versilbern. So verkauften sie dem Rath und der Gemeinde zu Bismark ein großes Gehölz (Elsbruch) am Kahnstieg, ferner dem Vicar an der Pfarrkirche zu Stendal das Stättegeld, welches die Gewandschneider und Lakenmacher von Stendal, Tangermünde, Osterburg und anderen Orten im Flecken Bismark zu zahlen hatten, für 100 rheinische Gulden. Später kamen in der Veräußerung an die Marienkirche (1511) und die Peterskirche (1525) zu Stendal bedeutende Roggenpächte und die Bierziese (Biergeld) an die Reihe. Als in der Reformation den adeligen Patronen gestattet war, ihre Schenkungen an Kirchen unter gewissen Voraussetzungen zurückzuziehen, hatte Ludolf von Alvensleben Monstranzen, Kelche und Kreuze aus der Bismarker Kirche an sich genommen. Er mußte sie aber auf Verlangen der Kirchenvisitatoren zurückgeben, um so mehr, als sie keine Geschenke seiner Familie waren.

Ein Schloß war während der Besitzzeit der Alvensleben in Bismark nicht mehr vorhanden, von einem Burgwall kann man noch jetzt Überbleibsel in den Gärten der Stadt erkennen. Von den späteren Schicksalen Bismarks ist herzlich wenig zu berichten, — wie überall in der Altmark, hat auch hier die Pest oft entsetzlich gehaust, auch ist der Ort im dreißigjährigen Kriege viermal ausgeplündert. In Bismark selbst läßt sich über seine Vergangenheit nichts ermitteln, da durch eine furchtbare Feuersbrunst im Jahre 1676 der ganze Ort mit Kirche und Rathhaus vollständig zerstört wurde, und dabei auch alle städtischen Urkunden zu Grunde gingen. Nur vier Häuser blieben übrig, und selbst der massive Thurm war ausgebrannt.

Seitdem hat sich das Städtchen mit Hilfe der umliegenden Landschaft mehr und mehr zu einer wohlhabenden, lebhaften Ackerstadt entwickelt. 1730 hatte sie erst 530 Einwohner, 1801 — 842, 1816 — 945, bei der Volkszählung vom 1. Dezember 1871 fanden sich 2065 Einwohner in 282 Wohngebäuden vor. Die Zählung von 1880 wies 2099 Einwohner nach. Eine gewisse letzte Verbindung mit der Familie Alvensleben ist erst 1849 vollständig gelöst, da die Stadt bis dahin der Alvenslebenschen Patrimonial-Gerichtsbarkeit unterlag. Die Reichsjustizgesetze haben ihr endlich auch ein eigenes Amtsgericht verschafft.

In den Hopfendörfern.

Der Hopfenbau in der Altmark ist mehrere Jahrhunderte alt. Der Mittelpunkt desselben war vor Zeiten die Stadt Gardelegen. Der Hopfenhandel wurde im vorigen Jahrhundert durch ein verkehrtes Ausfuhrverbot fast vernichtet. (Siehe Band II. Seite 21.) Seitdem ging auch der Hopfenbau stetig zurück. Noch bis vor dreißig Jahren wurde die geringe Ernte des Hopfenbaues meist den Händlern in Magdeburg, Braunschweig und Lübeck durch Frachtwagen zugeführt oder von sogenannten Hopfenführern, die in den Hopfendörfern wohnten, weiter bis nach Königsberg und Riga mit eigenem Gespann gefahren. Erst in den fünfziger Jahren wurden dem altmärkischen Hopfenbau weitere aufnahmefähige Gebiete im In- und Auslande erschlossen und nunmehr der Kultur eine größere Ausdehnung gegeben. Heute bildet der Hopfenbau einen wichtigen Zweig der Landwirthschaft in den Kreisen Gardelegen, Salzwedel und Stendal. Der Ausfall der Hopfenernte und der Preis des Hopfens sind für alle Schichten der Bevölkerung von Bedeutung. In einem sehr guten Jahre werden in den 200 Hopfendörfern und den Städten Kalbe und neuerdings auch Gardelegen 25,000 bis 30,000 Zentner geerntet, das meiste in dem durch die Orte Gardelegen, Kakerbeck und Vinzelberg bestimmten Dreiecke. Die Preise hängen von den Ernten der hauptsächlichsten Hopfenländer Bayern, Böhmen und England ab: sie bewegen sich in den verschiedenen Jahren zwischen 25 und 320 Mark für den Zentner, als Durchschnitt wird man 80 Mark annehmen können.

Die Hopfendämme, in der Regel dicht bei den Hofstellen gelegen, geben den Hopfendörfern ein um so freundlicheres Aussehen, als sie zum Schutz

gegen rauhe Winde von Laubholz eingerahmt zu sein pflegen. Wird ein neuer Hopfengarten angelegt, so schneidet man einige überflüssige Ranken von alten Hopfenhaufen (hôp), legt sie in die frisch umgegrabene Erde und setzt, sobald junge Triebe aufschießen, ganz kleine Stecken oder Stangen dabei, damit der Hopfen „sich nicht müde wachse." Im ersten Jahre giebt es „Jungfernhopfen". Im folgenden Frühjahr bekommt jeder Haufen bereits zwei Stangen von 12 Fuß Länge; dann kann er schon tüchtig tragen. Im dritten Jahre giebt es Stangen bis 24 Fuß hoch, — je schwerer der Boden, desto länger die Stangen. Sechzig Haufen nennt man einen Stakhaufen. Nach diesem Maß bezeichnet jeder Bauer sein Hopfenland; er sagt: «drittig stakhupen hoppland hew ick.» Bei recht guter Ernte rechnet man einen Zentner Hopfen auf den Stakhaufen. Will man beim Pflücken des Hopfens überschlagen, wie viel Ertrag an trockenem Hopfen man haben werde, so zählt man die Kiepen oder die Säcke voll: 40 Kiepen — „Scheffelkiepen" — oder 10 Kornsäcke — „Dreischeffelsäcke" — geben einen Zentner; auf den Morgen kann man bei voller Ernte 5 bis 7 Zentner rechnen.

Die Hopfenernte ist für alle Hopfendörfer eine Festzeit, es sei denn, daß der Hopfen mißrathen wäre, in welchem Falle oft nicht einmal die Bestellungs- und Einerntungskosten gedeckt werden. Natürlich geht es um so fröhlicher zu, je besser die Ernte und je höher die Preise sind. Zwar steht der altmärkische Hopfen im Ganzen dem bayerischen und böhmischen erheblich an Güte nach, doch hat sich der Unterschied in dem letzten Jahrzehnt durch sorgfältigere Kultur bedeutend zu Gunsten des altmärkischen verringert. Hat die Altmark eine gute, die andern Hopfenländer aber eine schlechte Ernte, sind also hochsteigende Preise in Aussicht, so ist ein wunderbar unruhiges, rastloses Treiben in den Hopfendörfern bemerkbar. Neben den regelmäßigen Hopfenhändlern der Altmark, namentlich Gardelegens, und deren Aufkäufern eilen zahlreiche Agenten aus Nürnberg und Fürth von Hof zu Hof. Auf den Dielen der Scheunen oder auf den Höfen selbst sitzen die Hopfenpflücker. Wenn die ersehnte Zeit des Hopfenpflückens — Bartholomäi, 24. August, gilt als Anbeginn — herannaht, rüsten sich auch außerhalb der Hopfendörfer die Tagelöhner und kleinen Leute ringsum

in Stadt und Land zur angenehmsten Arbeit des Jahres. Ganze Familien wandern dann in's Hopfenland, nur die kleinen Kinder läßt man zu Hause. Auf den Höfen der Hopfenbauer ruht alle übrige Arbeit. Die Hausfrau hat von Morgens bis Abends zu backen und zu kochen und zu braten. In den Hopfendämmen werden die ganzen Ranken oder Reben abgeschnitten und von den Stangen heruntergenommen. Die Stangen werden uptreckt un afströpt. Die Ranken werden in Bündel gebunden und auf den Wagen geladen und schnell zum Hofe gefahren. — Wird der Hopfen abgeladen, greift jeder Pflücker nach dem vollsten Bund. Zögert aber einer, um auszusuchen, so ruft gleich alles: «Utsöken is nich, — immer up de Rêg weg!» — Die würzig duftenden Dolden von den Ranken zu pflücken und rechter Hand hernieder in den durch Bretter abgebuchteten Raum zu werfen, ist die leichte Arbeit der in langer Reihe hinter einander sitzenden Hopfenpflücker. Ein reger Wetteifer entwickelt sich. Jeder ist bestrebt, den Doldenhaufen zu



Hopfenpflücken auf der Diele des Wichmann'schen Hofes in Güssefeld.

seiner Rechten schneller wachsen zu lassen, als seine Vor- und Hintermänner, und dafür gebührendes Lob einzuernten. Freilich ist bei günstigem Wetter die Arbeitszeit überaus lang; von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang dauert sie mit geringen Pausen für Frühstück und Mittag. Die Zeit zu kürzen, wird von früh bis spät gesungen. Daher mag es kommen, daß gerade in den Hopfendörfern der Altmark sich eine größere Zahl alter Volkslieder in Wort und Weise erhalten hat, als in den Dörfern irgend einer anderen norddeutschen Landschaft.*)

Das Unangenehmste an der ganzen Hopfenernte ist das Trocknen, namentlich wenn das Wetter nicht gut ist. Der Hopfen wird in der Sonne auf großen Saatlaken, sonst auf geräumigen Böden getrocknet; dabei darf er aber nicht dick liegen, «süs löppt he an» und wird roth oder gar schwarz. Je heller, kleinköpfiger und dichter der Hopfen ist, für desto preiswürdiger gilt er. Ist der Hopfen so weit trocken, daß die Rippen nicht mehr grün sind, so wird er in große Ballen (Säcke) getreten und versendet. Im vorigen Jahrhundert wurde der Hopfen nicht nach Gewicht, sondern nach Scheffelmaß gekauft; natürlich gab man gehäufeltes Maß ohne Abstreichen. In Mieste geht noch das Sprichwort um: «So! — seggt de Miester Köster, — un strêk den Schäpel Hopp af.»

1882 war für die Altmark ein vorzügliches Hopfenjahr. Die Ernte war gut und reichlich, wohl über 25,000 Zentner. Der Preis stieg von 100 Mark schnell auf 200 Mark, ja zuletzt wurde altmärkischer Hopfen mit 320 Mark bezahlt. Der Durchschnittspreis soll 200 Mark gewesen sein, das würde einen Erlös von 5 Millionen Mark ergeben.**)

*) Vrgl. L. Parisius: Deutsche Volkslieder mit ihren Singweisen in der Altmark und dem Magdeburgischen, aus Volksmunde gesammelt. 1. Heft 1879. Einl. S. 4 und 5. Estedt, Cassieck, Mieste, Lüffingen sind Hopfendörfer. Die Frau Ackermann Jennrich in Estedt nannte ich dort die liederkundigste aller Frauen, die mir vorgekommen sei: „Ich bin der Überzeugung, daß sie damals (1857) noch weit über 100 Singweisen und Texte von Volksliedern kannte, dazu eine große Menge anderer weltlicher Lieder und Kirchenlieder."

**) Nach zuverlässigen Mittheilungen namentlich des um den Hopfenbau in der Altmark hochverdienten Kaufmanns Salomon in Gardelegen haben mindestens 43 Orte 1882 mehr als 100 Zentner Hopfen geerntet: 950 Calbe an der Milde, 850 Cassieck, Lindstedterhorst, 750 Schenkenhorst, 700 Berkau, 690 Kremkau, 675 Wollenhagen, 650 Badingen, Lindstedt, 560 Groß-Engersen, 550 Berge, Hemstedt, 530 Klinke, Seethen, 500 Lüffingen, Wernstedt, 450 Altmersleben, Estedt, 350 Algenstedt, Stadt Gardelegen, Klein-Engersen, Karritz, Neuendorf am Damm, 310 Faulenhorst, 300 Holzhausen, Solpke, Wiepke, Winkelstedt, 275 Wustrewe, 250 Bru-

Der Hopfen macht viel Mühe und Arbeit, aber fast alle zu seiner Kultur und Einheimsung erforderliche Thätigkeit bedarf keiner großen Kraftanstrengung und kann von Jedermann in Haus und Hof verrichtet werden. Wie sehr gute Hopfenjahre den Wohlstand der gesammten ländlichen Bevölkerung fördern, mag das Beispiel von Schenkenhorst zeigen. Dieses Dorf



„Schenkenhorst“.

hatte 1880 322 Einwohner (1871 302 Einwohner in 50 Wohnhäusern mit 54 Haushaltungen). 1882 sind hier etwa 750 Zentner Hopfen geerntet. Jeder Hofbesitzer — Ackermann, Halbspänner, Kossath — erntete zwischen 20 bis 50 Zentner. Aber Hopfen baut hier Jedermann, auch die Grundsitzer oder Häusler, ja sogar die Tagelöhner, die Einlieger. Die Grundsitzer ernteten 5 bis 26 Zentner, die Tagelöhner 2 bis 5 Zentner. Gezahlt

nau, Lotsche, Thüritz, 230 Jeetze, 200 Güssefeld, Vahrholz, Wartenberg, Zethlingen, 150 Plathe, Merin, 140 Dannefeld, 130 Ackendorf, Packebusch, 110 Miesterhorst. Nach einer Karte, welche der Gutsbesitzer Haberland-Holzhausen über den Hopfenbau in der Altmark für die Nürnberger Hopfenausstellung gefertigt und sodann dem landwirthschaftlichen Museum in Berlin überlassen hat, sollen jährlich annähernd 1000 Zentner und drüber ernten: Calbe a. d. Milde, Altmersleben, Badingen, Berge, Berkau, Cassieck, Kremkau, Lindstedt, Linchstedterhorst und Schenkenhorst; ferner 500 bis 1000 Zentner: Algenstedt, Brunau, Karritz, Groß-Engersen und Klein-Engersen, Estedt, Faulenhorst, Gardelegen, Güssefeld, Hemstedt, Holzhausen, Lotsche, Neuendorf am Damm, Seethen, Wollenhagen; sodann werden 55 Dörfer aufgeführt, die zwischen 100 bis 500 Zentner liefern, darunter 39, die oben nicht genannt sind. Ganze Reihen von Dörfern werden sodann mit weniger als 50 Zentner aufgeführt. Ein Versehen ist es jedenfalls, wenn Lüffingen als ohne Hopfenbau bezeichnet ist. — In Hermes' und Weigelt's 1843 erschienenem Handbuche des Regierungsbezirks Magdeburg wird der ganze Hopfengewinn des Regierungsbezirks, also einschließlich des auf 2000 Zentner geschätzten aus den bedeutenden Hopfen-Anlagen von Hornburg im Kreise Halberstadt, auf durchschnittlich 5200 Zentner à 10 Thaler angegeben.

wurde Anfangs 160 Mark, zuletzt 240 Mark durchschnittlich für den Zentner.

Ruf und Ansehen des altmärkischen Hopfens war arg heruntergekommen, — und Niemand wollte anerkennen, wie sehr ihm Unrecht geschah. Da kam seine Ehrenrettung durch die internationale Hopfen-Ausstellung vom Oktober 1877 in Nürnberg. Eine durch den Gutsbesitzer Haberland-Holzhausen vortrefflich geordnete Kollektiv-Ausstellung der Altmark erhielt den zweiten Preis, und nach vielen Dörfern kamen Medaillen und Ehrendiplome. Freilich haben die altmärkischen Hopfenbauer noch immer gerechte Beschwerde über die Nürnberger zu führen, die auf ihrem Hopfenmarkt den schlechten groben Hopfen, gleichviel woher er kam, einfach Altmärker nennen. Und so kommt es denn, daß unsere Hopfenbauer auf ihren Höfen für den besseren Hopfen stets einen höheren Preis erhalten, als der altmärkische Hopfen in Nürnberg gilt! — —

Mit Vergnügen erinnere ich mich noch dreier Tage, die ich vor dreißig Jahren zur Zeit des Hopfenpflückens in Amtsgeschäften in Seethen verbrachte. Um die Hypothekenbücher des Dorfes auf Grund des Separations-Recesses und mehrerer vorgekommener Hof-Dismembrationen zu reguliren, hatte ich als Referendar den Auftrag mit einem jüngeren Collegen durch Vernehmung aller Besitzer eine Menge Dunkelheiten klarzustellen. Wir hatten uns im Dorfkruge, den der Schulze unterhielt, einquartirt. Selten übernachteten dort Fremde, — die trefflichen alten Wirthsleute hatten wenig Kenntniß von den Bedürfnissen städtischer Logirgäste und waren um so ängstlicher bemüht, unsere Wünsche zu befriedigen. Mittags ging es hoch her. Als wir baten, unserethalben nicht so viele Umstände zu machen, schien die Wirthsfrau uns nicht zu verstehen. Bald kamen wir dahinter, daß die großen Massen gekochten und gebratenen Fleisches genau ebenso, wie schon die Tage zuvor den Hopfenpflückern aufgetragen wurden. Unter diesen entdeckten wir manche uns aus den Strafgerichts-Verhandlungen bekannte männliche und weibliche Angehörige berüchtigter Gardeleger Familien, die sich im Winter vom „Holzholen" (vom Holzstehlen) ernährten. Ich sprach unserem Wirth meine Verwunderung aus, als mich ein ganz verkommener Strolch auf dem Hofe freundlich gegrüßt hatte. Der alte Krüger aber

meinte: „Der kommt schon seit 20 Jahren zum Hopfenpflücken, und wenn die Leute sagen: «he lett nix liggen as glu Isen un Möllenstên» — hier ist er der ehrlichste Mensch, vor dem man nichts zu verschließen braucht." Am zweiten Mittag gab es für uns und die Hopfenpflücker eine kräftige Hühnersuppe. Als wir genauer zusahen, waren es Rebhühner. Unser Wirth hatte auf seiner Jagd, um eine Abwechslung in die Speisekarte zu bringen, ein paar Dutzend Hühner geschossen, die seine Frau leider nur als Suppenhühner aufzutragen gelernt hatte. Mit dem Getränk sah es weniger gut aus. Seethen gehörte noch nicht zu den damals seltenen Dörfern, die ein Lagerbier verzapften; man bekam nur das landesübliche Braunbier geschenkt. Dies mundete uns wenig. Ich suchte Ersatz in Milch und Buttermilch zum Entsetzen meines Collegen. Dieser probirte am ersten Abend verschiedene Grogarten durch, fand die Zuthaten aber abscheulich. Die alten Wirthsleute waren ordentlich unglücklich darüber. Endlich offenbarten sie uns, daß ihr Keller noch einige Steinflaschen des ältesten, schon bei den heidnischen Altmärkern beliebten Kneipstoffes enthielt, zweifelten aber, ob sie uns davon anbieten dürften. Das war ein glücklicher Gedanke! Ich ließ die Buttermilch fahren, mein Freund den schauderhaften Grog, und wir vereinigten uns, unserem Wirth, der einen hervorragenden Imker in seiner „Fründschaft" besaß, seinen kostbaren Meth auszuzechen. Mein Freund hatte sich einen gelinden Rausch angetrunken. Am frühen Morgen war er vom schrecklichsten Nachdurst geplagt; vergeblich suchte er in unserm engen Schlafzimmer (die Mägde hatten uns ihre Kammer einräumen müssen) nach Wasser, gern würde er selbst das Waschwasser ausgetrunken haben. Aber es war nichts vorhanden. Schnell zog er sich an und ging zur Wirthsstube. Die gute Krügerfrau war bestürzt, etwas versäumt zu haben; es stünde ja alles da, meinte sie. Richtig, in der Wirthsstube standen auf dem Tisch zwei mächtig große irdene Waschbecken und ein Krug frischen Brunnenwassers und neben der Thür hing das riesig lange und breite, mit der oberen und unteren Öse an dem Wandnagel befestigte Familienhandtuch bis zur Erde herunter. Die Leute waren gar nicht auf den Gedanken verfallen, daß wir wünschen könnten, in einem anderen Raum als der großen Wirths-

stube unsere Morgenreinigung zu vollziehen und uns an einem besonderen Handtuche zu trocknen.

Als wir unsere Geschäfte beendet hatten, machte die Rückreise einige Schwierigkeit. Wir konnten kein Gefährt für die Heimreise beschaffen, weil sich Niemand vom Hopfen trennen wollte. Wir wären am schönen Spätsommerabend die zwei Meilen gern zu Fuß gegangen, hätten wir nicht die sämmtlichen Grundakten und Hypothekenbücher des Dorfes bei uns gehabt. Schließlich blieb unserem Wirth in seiner gleichzeitigen Eigenschaft als Ortsschulzen nichts übrig, als von Amts wegen selbst anzuspannen und uns zurückzufahren.

Die Pferde waren schon angeschirrt und die Akten aufgeladen, unsere Wirthsleute aber mit der Rechnungs-Aufstellung noch nicht fertig. Andächtig hatten Vater und Mutter unsere Zeche für drei Tage und zwei Nächte mit Kreide auf den Tisch gemalt, nachdem ich ihnen die einzelnen Posten in's Gedächtniß zurückgerufen hatte. Das Addiren ging langsam von Statten; das Gesammt-Ergebniß schien ihnen nicht zu passen; sie wiederholten nochmals die Arbeit. Endlich kam die Frau damit hervor, ich glaube es waren 19 Silbergroschen für uns Beide zusammen. Als ich lachend erklärte, das ginge nicht, meinte sie: ja, es käme ihr selbst zu viel vor! — Und auf meinen Protest, wir dürften nichts geschenkt nehmen und es sei viel zu wenig, wies sie mir Posten für Posten nach, daß es die richtigen Preise seien, die Jedermann zahle. Für das Logiren freilich war nichts gerechnet, da sie sonst niemals Fremde anders als auf der Streu zur Nacht behielten, und für den Meth nichts, weil sie ihn selbst geschenkt erhalten hatten.

Ja, billig und gut lebte sich dazumal in den freundlichen, nahrhaften Hopfendörfern, — und es wird heut zu Tage nicht anders sein. Gott segne den Hopfen!

Kloster Crevese.

Es war im Jahre des Heils 1157; aber von Heil oder Segen war wenigstens in den Marken und den Slavenlanden gar wenig zu finden. Denn das Jahr 1157 war ein Jahr des Kampfes. Wieder war vor einiger Zeit die alte Veste Brennabor, die „Warte im Walde“, in die Hände der Slaven gefallen; jetzt ward dies Bollwerk wendischer Freiheit von den Deutschen wiederum bestürmt; kaum wußte man's, zum wievielsten Male. Hart tobte der Kampf an der Havel. Endlich aber überstiegen die sächsischen Krieger, von Albrecht, dem Grafen der Nordmark, geführt, die Erdwälle und die Pallisaden; für immer war Triglaffs, des dreiköpfigen Götzen heiliger Sitz dem Volke der Wenden entrissen. Aber dieser letzte Kampf hatte auch unendlich viel von deutschem Blute gekostet, und unter ihren gefallenen Edlen beklagten die Erstürmer der Burg auch den jungen Grafen Werner IV. von Osterburg, einen kühnen, ungestümen Degen. Gerade unter den Augen seines Oheims Albrecht des Bären war der theuerliche Held gefallen, der immer einer der Ersten im Kampfe zu sein pflegte. Tiefgebeugt beschloß sein Vater, Graf Werner III. von Veltheim oder Osterburg, zum Seelenheile seines Sohnes ein Kloster auf einem seiner Erbgüter aufzurichten. Bedurfte doch der geschiedene junge Held der Sühnemittel der Kirche gar wohl! Hatte er doch einst im Zweikampfe einen Grafen Walo erschlagen, der sein Weib, eine Anverwandte der Osterburger, verstoßen hatte! Für die von ihm beabsichtigte fromme Stiftung aber wählte Graf Werner III. eine stille Waldstelle in der Nähe des Dorfes Zerwest, Krewest oder Crewese, welches als «villa Kribci» schon im Jahre 956 in einer Schenkungs-Urkunde König Otto's I. an die Abtei Quedlinburg er-

wähnt wird. Das hatte seinen guten Grund. Denn hier, unter dem breiten Blätterdache einer alten Eiche, hatte man tief im Forste ein kleines Marienbild gefunden — oder vielmehr — dieser Eichbaum war seit alter Zeit dem Dienste der Götter geheiligt gewesen. Darum war hier der rechte Ort für ein Kloster. Selbstverständlich ward die neue Stiftung nun auch der Jungfrau Maria geweiht. Das schnell aufgeführte Benediktinerinnen-Nonnenkloster erhielt den Namen „St. Marienthal"; nimmer aber hat sich derselbe gegen das altwendische „Crevese" behaupten können. Graf Werner III. stattete das Stift auf's Reichlichste aus; Markgraf Albrecht der Bär, Werners Schwager, unterstützte dasselbe sehr eifrig, und so konnte denn das Kloster St. Mariens schon im Jahre 1160 eingeweiht werden. Auch der jüngere Bruder des vor Brandenburg erschlagenen Werner, Graf Heinrich von Osterburg, welcher nach alten Nachrichten die merkwürdigen Kirchen von Kalberwisch und Königsmark gestiftet hat, zeigte den frommen Frauen zu Crevese gegenüber eine fürstlich milde Hand. Auf's Angelegentlichste bat er die Nonnen, für das Seelenheil seiner Gemahlin Irmgard zu beten. Natürlich begabte er sie für diese ihre Mühe auf's Reichlichste. Glänzendere Wohlthaten aber noch erwiesen dem Kloster Crevese Graf Siegfried II. von Osterburg und seine Gemahlin Sophia, ein kinderloses Ehepaar. Siegfried, der Letzling seines edlen Stammes, ließ im Jahre 1208 sein Stammhaus, die Osterburg, abbrechen, um das Stift Crevese zu erweitern und künstlerischer auszubauen. Nachdem er endlich die Hoffnung, einen Erben zu erhalten, hatte aufgeben müssen, schenkte er den Nonnen einen Drittheil seiner Allodialbesitzungen.

Was die Osterburger gepflanzt, was sie mit so hoher Pietät gepflegt hatten, ward zu einem nicht unbedeutenden Theile schon nach wenigen Jahrzehnten zerstört. Im Jahre 1268 ging das Kloster in Flammen auf, die Hallen von Crevese wurden die Stätte einer erschütternden Tragödie.

In der Umgebung des Klosters war dermalen ein adlig Geschlecht angesessen, die Geldberge, Goldberge, auch die von Osterburg genannt. Wir hören von drei Mitgliedern desselben, zwei Brüdern, einer Schwester. Vielleicht war's den Edelleuten unbequem, die Schwester abfinden zu müssen; vielleicht hatten sie gerechteren Grund, das Fräulein aus der Welt und

aus den Augen der Standesgenossen zu entfernen: kurz, sie zwangen dasselbe zum Eintritt in's Kloster. Nun hat man aber etwa nicht erst im 15. Jahrhundert gesungen:

> „Gott geb' ihm ein verdorben Jahr,
> Der mich gemacht zur Nonnen!" —

nein, die Nonne Goldberg scheint dergleichen Empfindungen schon im dreizehnten gehabt zu haben. Wenigstens scheinen dies die Worte anzudeuten, welche ein alter Chronist in seiner Erzählung gebraucht:

> „Ihr war das Nonnenfleisch nicht gewachsen; sie hätte lieber nach Gottes Gebot im Ehestande leben wollen."

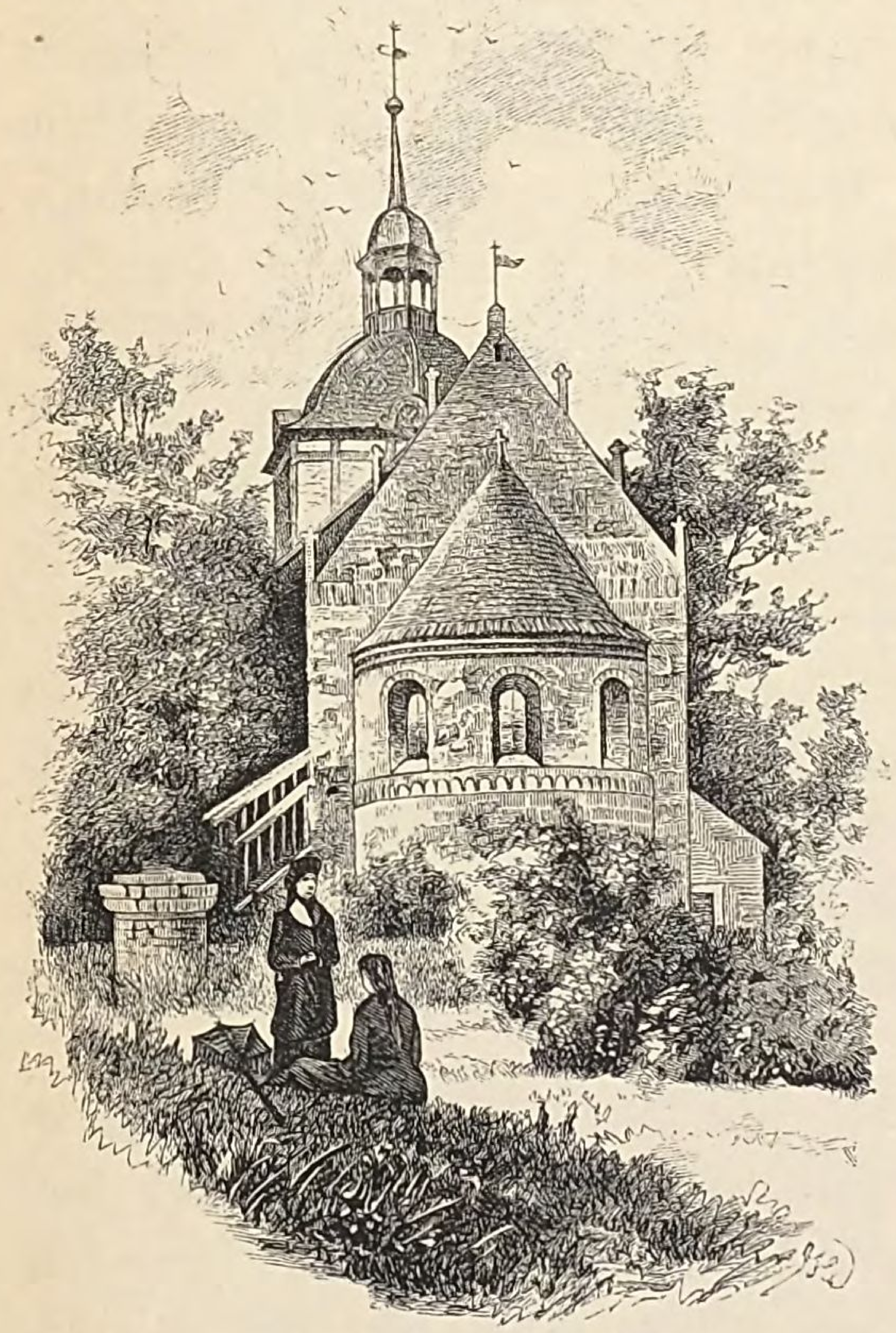
Schließlich muß die Leidenschaft übermächtig geworden sein; die Einkerkerung brachte die Unglückliche zur Raserei, oder vielleicht: es steht eine Wahnsinnige vor uns. Die Nonne zerriß ihren Schleier und legte Feuer im Kloster an. Als die Flamme emporloderte, fand sie leicht eine Gelegenheit zur Flucht; sie verbarg sich in einem nahen Walde. Sogleich aber ward ihr Fehlen entdeckt; sofort war der Verdacht auf sie gelenkt; sofort setzte die Äbtissin von Crevese die Brüder Goldberg von der Missethat ihrer Schwester in Nachricht. Diese suchten nach der Entflohenen, und als sie die Elende, die Irrsinnige endlich gefunden hatten, ermordeten sie dieselbe auf jener Stelle des Forstes, auf welcher sie sich verborgen hatte, um durch den Tod der Schwester die Schmach ihrer Familie zu tilgen. Doch auch für die Brüder hatte die Begebenheit den verhängnißvollsten Ausgang. Die geistlichen Behörden machten geltend, daß nur ihnen allein das Gericht über die Schuldige zugestanden hätte. Die Brüder wurden demnach in den Bann gethan und ihre Güter dem Kloster Crevese zugesprochen. „So sind die edlen Goldberge, die man auch von Osterburg hieß, aus dem Lande gekommen," schließt unser Chronist seine Darstellung. An jener Stelle im Gehölze, auf welcher die That der Brüder geschehen sein soll, stand noch im 16. Jahrhunderte ein Kreuz.

Schon 1282 brannten die Gebäude des Klosters von Neuem ab. Die Verwüstungen der Flammen blieben diesmal noch Jahre lang sichtbar, bis sich fromme Mitglieder des ballenstädtischen Fürstenhauses zur Renovirung des Klosters vereinigten. Albrecht III. und seine Gemahlin

Beatrix, die Tochter des großen Ottokar von Böhmen, sowie die Herzogin Anna von Breslau, die Gemahlin des Markgrafen Hermann, ermöglichten es durch ihre milden Spenden, daß das Gotteshaus des Klosters in jener Gestalt wiederhergestellt wurde, welche wir heute noch an ihm wahrnehmen. Nur eine kurze Glanzzeit; — unser Stift umfaßt oft 80 Nonnen; dann wieder der Verfall, — es finden nur 20 Klosterfrauen zu Crevese einen keineswegs glänzenden Unterhalt. Umrauscht von dichtem Walde, unbemerkt von der Welt, erhielt sich unser Kloster bis zum Jahre 1540, in welchem dasselbe säkularisirt wurde. Kurfürst Joachim II. verpfändete die Gebäude und die Liegenschaften Creveses an Andreas von Lüderitz, und die kurmärkische Landschaft löste dieselben nachmals gegen Zahlung von 3000 Gulden ein: man sieht also, Crevese war sehr zurückgegangen. Nun war das alte Stift zwar wieder landesherrliches Eigenthum, aber schon Kurfürst Johann George vertauschte Crevese, Schönhausen und Fischbeck gegen das stattliche Gut Burgstall, welches die Herren von Bismarck besaßen. Noch immer waren Klosterfrauen zu Crevese vorhanden; sie mußten, obwohl das Gut an einen Privatbesitzer übergegangen war, von diesem erhalten werden. Die letzte Domina, Katharina von Jeetze, starb im Jahre 1569, die letzte Benediktinerin von Crevese erst 1602. Die Klostergebäude verfielen und sind im Laufe dieses Jahrhunderts ganz abgebrochen worden. Gut erhalten aber blieb die kleine Klosterkirche.

Vor sieben Jahrhunderten rauschte hier der Wald; auch heut noch strecken die Bäume ringsum ihre Kronen hoch über das Kirchendach hin. Am eigenthümlichsten stellt sich der uralte Bau unserem Auge dar, wenn wir auf dem Steige hinter dem hohen Chore stehen. Von hier aus ist auch unsere Ansicht aufgenommen. Der östliche Giebel der Kirche ist mit zierlichen, kleinen Fialen geschmückt; aus ihm tritt die dreifenstrige, runde, äußerst schmucklose Apsis hervor. Alle älteren Theile der Klosterkirche sind im Feldsteinbau gehalten; nur im Süden legt sich ein spätgothischer Anbau in Ziegeln vor, welcher die sogenannte „Nonnen-Empore" enthält. Modern und nur sehr ärmlich gehalten ist der in Fachwerk errichtete Thurm, welchen man später dem Westgiebel der Kirche aufgesetzt und mit einer kleinen Laterne versehen hat.

Bietet demnach das Äußere der Kirche nur wenig Anziehendes dar, so ist der Anblick des Innern derselben ein hocheigenartiger und hier zu Lande wahrhaft überraschender. Alle Innenmauern, alle Pfeiler und Säulen sind in Granit-Quaderbau hergestellt. Da sie bestimmt waren, Gewölbe zu tragen, so sind die Verhältnisse bei diesen Trägern, welche abwechselnd — je eine Säule, je ein viereckiger Pfeiler — das Mittelschiff von den Seitenschiffen trennen, in sehr bedeutender Stärke gehalten. Die ernste, dunkelgraue Farbe des Granitgesteins, welches mehr oder minder sorgfältig behauen ist, die gedrungenen, fast plumpen Formen dieser Säulen, welche durch halbkreisförmige Bogen verbunden sind, mehr noch die hochalterthümlichen Formen der Kapitäle — dies Alles giebt dem Gotteshause von Crevese einen ganz eigenthümlichen Charakter. „Trotz ihrer geringen Größe gehört," wie Adler sagt, „diese Kirche zu den interessantesten Bauwerken der Mark Brandenburg. — Einmal muß sie als der älteste Gewölbebau der Mark betrachtet werden; andererseits gewährt sie ein anschauliches Bild von dem Bestreben jener frühesten Zeiten, eine altgeübte Bauweise, die des schweren Granitbaues, mit einer neu in das Land übertragenen, der des Backsteinbaues zu verschmelzen. Die kleine runde Säule im Vordergrund ist das letzte Ueberbleibsel vom Kreuzgang des alten Klostergebäudes. Die Inschrift einer neuerdings auf der oberen Fläche der Säule eingelassenen Metallplatte bewahrt die Erinnerung daran. Bemerkenswerthen alten Schmuck hat dies Gotteshaus,



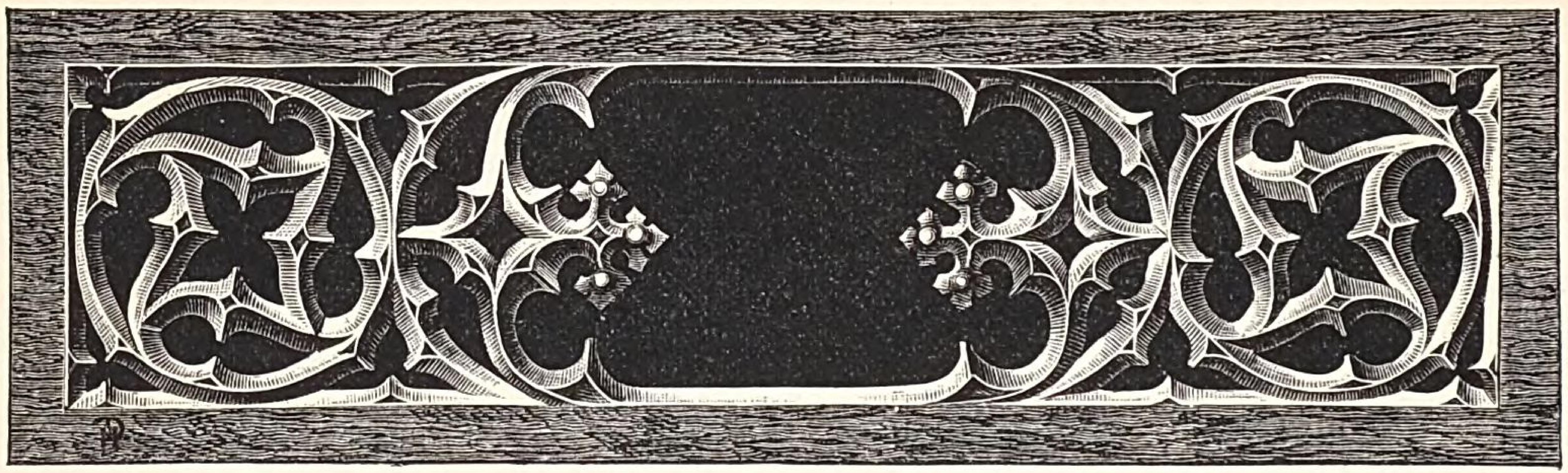
Klosterkirche in Crevese.

von welchem einzelne Theile sicher bis auf das Jahr 1160 zurückgehen, nun nicht mehr. Vergebens suchten wir namentlich nach einem Denksteine der alten Grafen von Osterburg-Veltheim, welche hier, wo die heilige Maria im Hage gefunden worden war, sicherlich auch bestattet worden sind. Keine Grabesplatte verräth mehr die Ruhestätte dieser Anverwandten der großen Ballenstädter. In altmärkischen Archiven aber findet sich das Bildniß jenes obenerwähnten frommen Siegfried, welcher als der letzte Graf von Osterburg hier in Crevese bei seinen Ahnen mit Schild und Helm in die Gruft gesenkt ward. Auf einem Siegel von ovaler Form tritt uns seine gerüstete Gestalt entgegen. Über dem Panzer trägt er das lange, farbige „Hemd", auf dem Haupte den Topfhelm, in der Rechten das Schwert, während die Linke das Banner hält. Auf dem letzteren, sowie auf dem Schilde, gegen welchen die Kniee des Ritters gelehnt sind, sehen wir in der unteren Hälfte drei Rautensteine.

Und noch eine Gestalt steigt vor uns aus den Grüften von Crevese auf: es ist die des ritterlichen Werner IV. Ohne Zweifel ist der kühne Mann hier bestattet worden; um seinetwillen ward ja dies Kloster gestiftet! Ja, er steht vor uns in seinem letzten Kampfe; — auf einem Nachen hochaufgerichtet, nähert er sich der Veste Brennabor. Nicht kümmern ihn die Pfeile, welche ihn umfliegen, — er scheint gegen dieselben gefeit zu sein. Jetzt landet der Nachen und alle die Fahrzeuge, welche ihm folgen. Werner IV. stürzt vor; — ein furchtbar Ringen beginnt am Ufer der Havel. Da tritt ihm ein hünenhafter Wendenkämpfer entgegen. Wie rasseln die Schwerter, wie klingen die Schilde! Wenige Augenblicke, und ein blühendes deutsches Heldenleben hat sich verblutet: ein furchtbarer Schlag hat Werner's Helm zerschmettert. —

Ja, es sind wackere Kämpen gewesen, diese alten Grafen von Osterburg, — wackere Kämpen für die Größe des Hauses Ballenstädt!

Frieden darum ihren stillen Grüften bei den frommen Frauen von Kloster Crevese!



Aus der Marienkirche in Stendal.

Arneburg.

Wir stehen nunmehr auf einer Stätte, welche für die älteste Geschichte und die Kultur der märkischen Elblande von höchster Wichtigkeit gewesen ist: auf dem Schloßberge bei Arneburg.

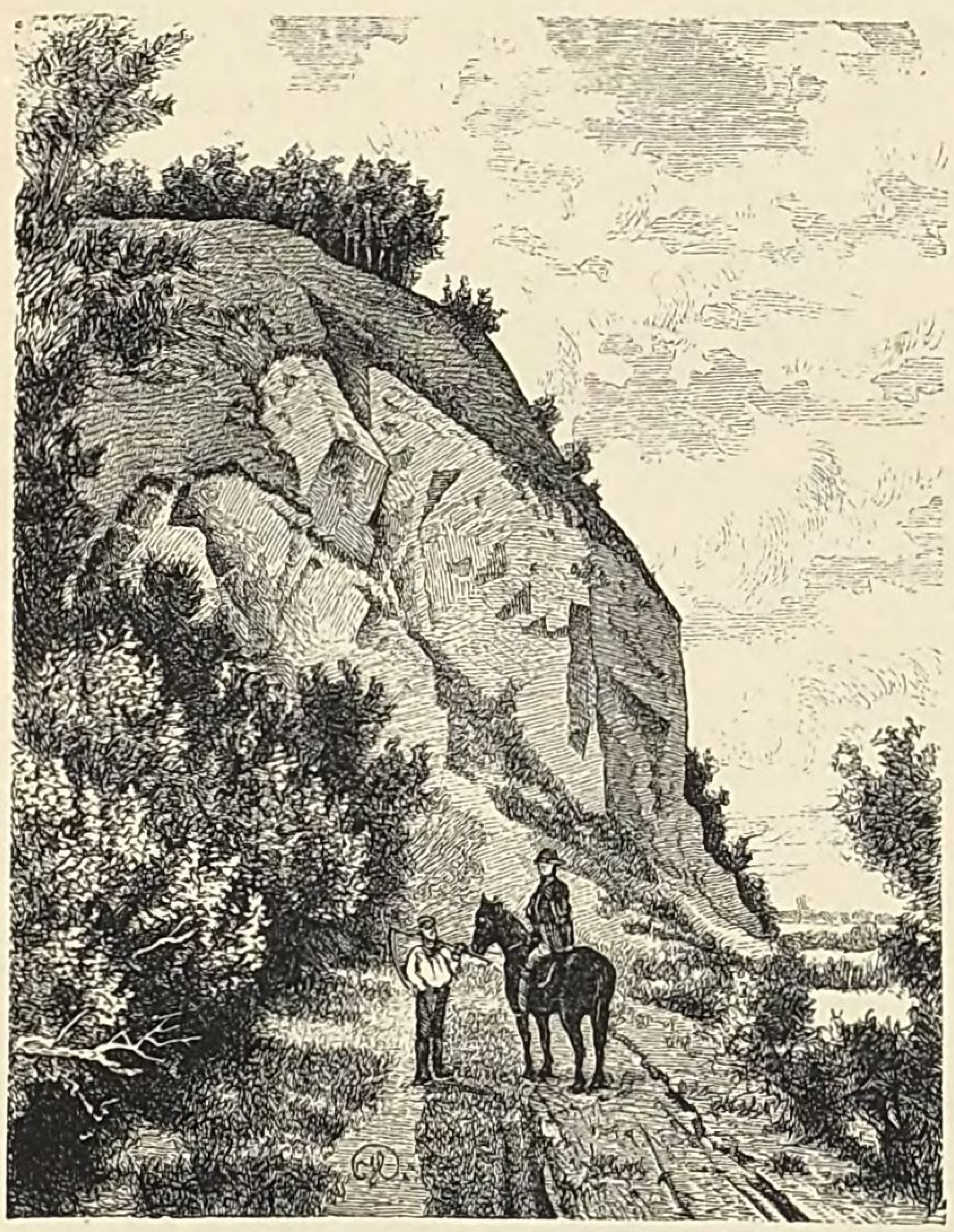
Die Landschaft, welche wir überblicken, trägt in ausgeprägter Weise jenen schwermüthigen Charakter, welcher dem norddeutschen Tieflande eigenthümlich ist. Langsam, leise rauschend zieht unter dem steil ansteigenden diesseitigen Ufer die Elbe dahin; die graugrünen Weidenbüsche, welche drüben am jenseitigen, flachen Rande des Flusses weithin sich ausdehnen, wissen davon zu erzählen, wie wüthend in mancher stürmischen Frühlingsnacht die Wasser des Stromes das Land überfluthen. Hinter diesen Weiden aber breiten sich fast unabsehbar die Wiesen aus; es ist das „Ländchen Schollähne und Klietz,“ in welches wir blicken. Nur drüben im Südosten zeigt sich blauschwärzlicher Hochwald; es sind die Forsten von Hohengöhren und Schönhausen, welche dort vor uns auftauchen. Wenden wir uns nach Westen: hier ebenes Land ohne hervorragende Ruhepunkte für das Auge. Auf dem Berge aber hier über der Elbe erhebt sich vor uns ein burgartig Gebäude aus neuerer Zeit, welches die Stätte des alten, erinnerungsreichen Schlosses von Arneburg bezeichnet, und unten am Bergesabhange gewahren wir das Städtchen Arneburg selbst. Wenden wir der Geschichte des Schlosses uns zuerst zu!



J. F. Richter's X. A. Hamburg.

Arneburg.

Die überaus günstige Lage dieses Berges am Ufer der Elbe hat wahrscheinlich gleich unmittelbar, nachdem die deutschen Waffen und mit ihnen das Christenthum bis hierher vorgedrungen waren, zur Erbauung einer Burg Veranlassung gegeben, welche wir als eine der ältesten Vesten der Altmark, älter selbst als Werben, kennen lernen. — Die sächsischen Kämpfer legten ihr den Namen „Adlerburg" bei; — sollte doch von hier aus der Adler des deutschen Reiches seinen Flug fortsetzen bis zu den fernen, noch wenig gekannten Wäldern und Sümpfen des Wendenlandes! Diese Burg muß von hoher Wichtigkeit für die sächsischen Eroberer gewesen sein. Um 977 weilte auf dieser Veste sogar ein Verwandter des großen Ludolfingischen Kaiserhauses, der Graf Bruno mit seiner Gemahlin Friderun und seinen drei Söhnen Rikbert, Ziazo und Arno. Der heiligen Jungfrau und dem Apostel Thomas zu Ehren stiftete derselbe zu Arneburg, vielleicht auf dem Burgberge selbst, vielleicht dort unten im Frieden und Schutze des Schlosses, ein Benediktiner-Mönchskloster, welchem der Papst Benedikt VII. gern die Bestätigung ertheilte. Dann zog Graf Bruno mit Kaiser Otto II. in den Kampf gegen die Westfranken. Auf dem Zuge nach Paris starb er, „lobenswerth erfunden in allen Dingen," wie Dithmar von Merseburg rühmend ihm nachruft.



Der Burgberg.

Furchtbar wild hat um die Arneburg in jenen alten Tagen der Völkerkampf getobt. Oft haben zur Nachtzeit die Slaven sich bis zu den Befestigungen dieser deutschen Warte herangeschlichen. Dann rissen sie wohl die Pallisaden aus der Erde und schleuderten mit starkem Arme die Brand-

fackel in weitem, feurig glühenden Bogen auf die Holzdächer der Arneburg. Im Jahre 997 aber stürmte Kaiser Otto III. heran; er trieb die Wenden zurück, und seine Krieger mußten Schaufel, Hacke und Beil ergreifen, um die Arneburg neu zu befestigen. O hätte der jugendliche Held hier länger verweilt! So aber zog ihn der lockende Traum von römischer Kaisergröße nach dem Süden, — der Burg Paterno im Albanergebirge zu, auf welcher er in Fieberphantasien von der Welt abscheiden sollte. Die Bewachung der Adlerburg an der Elbe hatte er jenem Erzbischofe Gieselher von Magdeburg anvertraut, dessen Erzbild, starr und streng, noch heut die Kathedrale des Hochstiftes schmückt. Ein guter Wächter aber war Bischof Gieselher nicht. Fast wäre er selbst den Wenden in die Hände gefallen; nur mit genauer Noth rettete er sich nach der Arneburg, welche er indessen als einen äußerst gefährdeten Posten sogleich wieder verließ, als die Zeit seines Wachdienstes vorüber war, ohne den ihn ablösenden Markgrafen Lothar abzuwarten. Die Mannschaften des letzteren fanden deshalb die Burg nur als einen rauchenden Trümmerhaufen vor.

Erst im Herbste des Jahres 1005, nachdem König Heinrich der Heilige die slavischen Völkerschaften blutig wegen ihrer stets erneuten Aufstände gestraft hatte, wurde die Veste Arneburg wieder hergestellt. Mit dem Stifte Arneburg konnte das Gleiche nicht geschehen; „die Benediktiner irrten," um den biblischen Ausdruck der damaligen Chronisten zu gebrauchen, „wie Schafe umher, deren Hirten man geschlagen hatte"; ja, der Graf Ziazo, der Sohn des Stifters dieses Klosters, hatte jene Hälfte von Arneburg, welche sein Vater der Kirche überwiesen hatte, wieder eingezogen. Da kaufte der deutsche König im Jahre 1006 die ganze Arneburg mit allem Zubehör an sich und schenkte dieselbe dem heiligen Moritz zu Magdeburg, jedoch nur unter der Bedingung, daß die Erzbischöfe die zerstreuten Mönche sammeln möchten und ihnen Unterhalt gewährten. Allein das Stift Arneburg erhob sich nimmer wieder aus seinen Trümmern; wir wissen nicht einmal seine Stätte mehr zu bezeichnen. Der Grund für den Untergang des Klosters muß indessen weniger dem Übelwollen des Bischofs, als vielmehr den furchtbaren Verwüstungen dieser Gegenden zugeschrieben werden.

Im Jahre 1012 treffen wir den deutschen König Heinrich auf der Arneburg an; er war gekommen, um friedlich mit den Wenden zu verhandeln; und auch die Mauern der Arneburg vernahmen jene feierlichen Schwurformeln, mit welchen man die wilden Geister des Krieges zu bannen versuchte. Wirklich muß die alte Veste und das Städtlein, welches seit dem 10. Jahrhundert unter derselben aufgeblüht war, sich nun einer längeren Zeit der Ruhe erfreut haben; denn bei der Gründung Stendals erscheint Arneburg bereits als eine völlig ausgebildete Stadt und als Zollstätte. Es scheinen damals Grafen von Arneburg hier gewaltet zu haben, und die jüngere Linie der Ballenstädter verschmähte es nicht, sich also zu nennen.

Im Jahre 1196 erfolgte eine für Arneburg's Schicksal bestimmende Begebenheit. Vor dem Hochaltare des Domes zu Magdeburg standen im Winter jenes Jahres die Markgrafen Otto und Albrecht, umringt von ihren edelsten Vasallen; tief gedemüthigt übertrugen sie dem Erzbischofe Ludolf ihre Erbgüter im Westen der Elbe, „also, daß dieselben dem glorreichen und unüberwindlichen Blutzeugen St. Mauritius ein volles Eigenthum seien, daß ferner sie selbst die Gnade des Erlösers zum Heile ihrer Seelen wieder gewännen und in das segenbringende Gebet der Domherren eingeschlossen würden." So war auch Arneburg ein erzbischöfliches Lehn und Gut geworden. Erst 1449 erfolgte jener Vergleich mit Magdeburg, welcher den Markgrafen von Brandenburg die Herrschaft über die Altmark zurückgab und das unliebsame Lehnsverhältniß löste.

Im 12. Jahrhunderte hatten Burggrafen auf der Arneburg Wacht gehalten. Wir wissen freilich kaum mehr von ihnen, als ihre Namen. Das aber spricht einer von ihnen, Graf Siegfried, im Jahre 1187 als seines Geschlechtes Ruhm und Ehre aus:

„Wir haben die Kirche Gottes in diesen Landen gegründet und Heidenblut in Hülle und Fülle vergossen."

Und wie das Bild der alten Arneburg sich etwa dargestellt haben mag? — Sicher war diese Veste nur eine hölzerne Burg. Ihr folgte die Warte, der hohe feste Thurm mit feldsteinernem Mauerkranze und diesem endlich das aus Backsteinen aufgeführte Schloß, welchem die Pracht und Zierlichkeit gothischer Thürme und Erker nicht fehlte.

Denn Arneburg blieb auch nach dem Aussterben seiner alten Grafen eine von fürstlichen Personen gern aufgesuchte Residenz. Mochte doch hier manchem leidvollen Herzen leichter werden, wenn der Blick sich richtete auf das grünende Land und auf den blitzenden Strom! Ja gerade diejenigen, die trauerten, weilten hier oft. Hier hatte Anna von Österreich, die Tochter des ermordeten Kaisers Albrecht, ihren Wittwensitz: sie beklagte ihren edlen Gemahl, den Markgrafen Hermann, von welchem ein Zeitgenoß es gerühmt hatte:

„Er war stark an Weisheit, im Kampfe kühn und so unermüdlich thätig, daß sein Ruhm sich weithin ausbreitete."

Im Jahre 1308 war dieser hochsinnige Fürst plötzlich gestorben. Und noch ein schwerer geprüftes Herz suchte Ruhe hier auf der Arneburg. Das war Ingeburg, Gräfin von Holstein und zu Stormarn, die Wittwe des Markgrafen Ludwig des Römers, welche noch um 1384 hier residirte, nachdem ihr Gemahl bereits im Jahre 1365 in der Franziskaner-Kirche zu Berlin sein Grab gefunden hatte. Nur acht Jahre war ihr vergönnt gewesen, mit dem geliebten Gatten zusammenzuleben, und diese kurze Zeit — was hatte sie dem markgräflichen Paare nicht an Leid und Demüthigung gebracht! Erdrückend viel traurige Stunden und nur wenige fröhliche Tage waren der fürstlichen Frau auf Schloß Arneburg beschieden! Zu jenen spärlichen Augenblicken der Freude mag es gehört haben, wenn — wie es z. B. anno 1362 geschah — der Helmbusch des Gatten in der Ferne sich zeigte, und Ludwig der Römer den steilen Burgpfad hinaufritt, um die Gemahlin zu besuchen. Damals ertheilte der Markgraf den getreuen Bürgern von Arneburg ein gar merkwürdig Privilegium; er befreite dieselben davon, seine Beamten, Vögte oder Richter ihre Briefe und Freiheiten einsehen zu lassen; nur ihm selbst als dem rechten Erbherrn sollten die Pergamente in der „Gerbkammer," d. h. in der Sakristei des Gotteshauses zu St. Georg, des Märtyrers und Ritters, vorgewiesen werden. Deutlich zeigt diese Urkunde, wie sorgsam und mißtrauisch man in jenen Tagen „der Stadt Briefe" bewahrte.

Auch die ersten Hohenzollern in der Mark haben gern zu Arneburg geweilt. Auf dem Schlosse, welches zu jener Zeit den Bedürfnissen eines

fürstlichen Haushaltes gemäß ausgebaut worden sein mag, hat Einer von ihnen, Markgraf Friedrich der Feiste, der jüngste Sohn des Kurfürsten Friedrichs I., oft Hof gehalten; hier ist derselbe am Donnerstag nach St. Franziskus 1463 auch verstorben. Ihm war in der Erbtheilung mit seinen Brüdern die Altmark und die Priegnitz zugefallen; — ruhig und still hatte er seines Amtes gewaltet, ruhig und still ist er entschlafen; denn schon schien es oft vortheilhafter, ein abgefundener Prinz zu sein, als die Sorgen einer Regierung zu tragen, wie sie Friedrichs gleichnamigem, eisernem Bruder beschieden war. Die Grabesruhe dieses Prinzen Friedrich blieb indessen nicht ungestört; im Jahre 1636 öffneten die Schweden seine nun völlig verschüttete Gruft, welche ohne Zweifel in der Schloßkapelle von Arneburg sich befunden hat.



Johannes Cicero.

Am 9. Januar des Jahres 1499 sah die alte Veste noch eine erschütternde Scene. In einem weiten und hohen Gemache der Burg, dessen Fenster die freundliche Aussicht über den breiten Strom und über das schneebedeckte Wiesenland gewährten, lag Kurfürst Johannes Cicero im Sterben. Die Ärzte hatten den schon seit langer Zeit kränkelnden Fürsten hierher zu bringen gerathen, weil sie die Luft Arneburgs als vorzüglich gesund erachteten; aber ihre Kunst vermochte den Fortschritten der

Wassersucht keinen Einhalt mehr zu thun. Am Morgen jenes 9. Januar war ein jugendlicher Reiter mit zwei Knechten auf dampfenden Rossen in den Schloßhof gesprengt; auf den Wunsch seines Vaters, welcher das Nahen des Todes empfand, war der Kurprinz Joachim nach Arneburg berufen worden: der junge Fürst fand hier die Räthe Johanns bereits vor. Und jetzt, als der Sohn vor seinem Bette kniete, richtete Johannes Cicero das männlich schöne Haupt mit dem lockigen Barte noch einmal auf und mahnte den Prinzen zu kraftvoller und gerechter Regierung mit jenen unvergeßlichen Worten, welche eine alte Überlieferung uns aufbewahrt hat:

„Deinen Fürstenthron wirst Du nicht besser befestigen, als wenn Du den Unterdrückten hilfst, den Reichen nichts nachsiehst, falls sie den Geringen überwältigen, und wenn Du gleiches Recht einem Jeden angedeihen lässest. Vergiß nicht, mein Sohn, den Adel im Zaume zu halten, denn sein Übermuth verübt das meiste Böse. Strafe die Edelleute, wenn sie die Gesetze übertreten, und laß' nicht zu, daß sie irgend Jemand, wer es auch sei, über Gebühr beschweren. Denn ich hinterlasse Dir ein großes Land, mein Sohn; allein es ist kein deutsches Fürstenthum, in welchem mehr Zank, Mord und Grausamkeit im Schwange gehen, als in unserer Mark."

Nachdem der Kurprinz in die Hand des Vaters das Gelöbniß geleistet hatte, so edler Vorschrift immer zu folgen, legte sich Johannes Cicero auf die Kissen zurück. Bald hatte das edle, friedliebende Herz des Kurfürsten zu schlagen aufgehört; die Mark hatte einen neuen Herrn, einen Herrn, welcher es niemals vergessen hat, was er dem sterbenden Vater gelobt hatte. Von Schloß Arneburg setzte sich der Leichenzug Johann Cicero's nach dem Kloster Lehnin in Bewegung.

Nun ist von diesem alten, erinnerungsreichen Baue, dieser altmärkischen Burg des Deutschen Kaisers nichts mehr übrig geblieben als wenige Grundsteine einer alten Mauer. Den geschichtlich geweihten und zugleich anmuthigen Burgberg erkaufte in den 30er Jahren der Oberst a. D. von Meyern auf Hohenberg, der langjährige Vertraute und Reisegefährte des blinden Herzogs von Braunschweig, vom Fiskus für ganze 1600 Thaler und baute sich dort ein Schlößchen, zu welchem er das allein von den alten Gebäuden noch vorhandene wenige Fuß hohe Stück einer Thurmmauer mitverwendete. Das Schlößchen mit dem neu angelegten Park besuchte König Friedrich

Wilhelm IV. 1841 bei seiner Huldigungsreise und erfreute sich der überraschend schönen Aussicht.

In neuester Zeit ist die Arneburg gleich der alten Burg Gardelegen, der Isenschnippe, in den Dienst der Industrie getreten; Oberst von Meyern verkaufte seinen Besitz 1865 an einen Industriellen; das Schlößchen wurde zu einer Ofenfabrik umgebaut.

Das Städtchen Arneburg, welches im Schutze und Frieden der Burg entstanden ist, hat keine Merkwürdigkeiten, keine Geschichte. Einst war dasselbe von einer Mauer umgeben, durch welche drei Thore hindurchführten, eins nach Stendal, eins nach Tangermünde, eins nach Werben zu. Längst sind die Mauern, die Thore gefallen. Jetzt hat Arneburg nur noch eine Hauptstraße, in deren Mitte der Marktplatz sich befindet, und von welcher einzelne enge und schmale Gassen sich abzweigen; denn ein großer Brand hat im Jahre 1767 den Flecken fast völlig vernichtet. Friedrich der Große steuerte 26,664 Thaler zum Aufbaue des gänzlich verarmten Ortes bei. Das neue Arneburg hat sich nur langsam gehoben. Vom Eisenbahnverkehr ausgeschlossen, treiben die Bewohner, deren Zahl sich allmählich bis zu 2191 vergrößerte, neben den üblichen Kleingewerben vornehmlich Landwirthschaft und auch etwas Großindustrie und Schifffahrt. Nachdem der Flecken im Jahre 1778 das Stadtrecht erhalten hat, ist am Markte das bethürmte Rathhaus entstanden, die niederen Fachwerkbauten des Ortes hoch überragend. Zweierlei aber ist's, was den Fremden gerne zu Arneburg weilen läßt: diese sehr anmuthige Lage des Städtchens hoch über der Elbe und die Bedeutsamkeit der geschichtlichen Erinnerungen des Ortes. Und von denen weiß nicht allein der Schloßberg, sondern auch die alte Kirche des Städtchens zu erzählen, welche aus Granitsteinen in Kreuzesform, aber ohne Gewölbe erbaut ist. Sie stammt aus den Tagen der ersten ballenstädtischen Markgrafen her und ist, wie wir bereits erwähnten, dem Ritter St. George geweiht, unter dessen Banner deutsche Krieger und Mönche fort und fort zum Strande der Elbe zogen, bis die Marken ein deutsches Land wurden, und der blutgetränkte Schloßberg der Arneburg den Wenden für immer entrissen ward.

Die Familie von Bismarck.

Unter den schloßgesessenen Geschlechtern der Altmark wird bereits in einem Verzeichniß vom Jahre 1444 die Familie von Bismarck aufgeführt.

Der Unterschied zwischen dem beschlossenen oder schloßgesessenen, burggesessenen Adel und den Zaunjunkern führt auf die alte Verfassung der Markgrafschaft als Militärgrenze des deutschen Reichs zurück. Die ersteren hatten Wohnsitze, die mit Mauern, Wällen und Gräben umwallt oder „bezingelt und bezugbrückt" waren, die letzteren unbefestigte Rittersitze auf dem platten Lande inne. In der Bemannung der Burgen, der Mannschaft, die unter dem Burgvogt stand, trat im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert eine Änderung ein, indem die Markgrafen viele ihrer Burgen oder Schlösser, die sie früher in unmittelbarem Besitz festgehalten oder doch nur auf Jahre oder Lebenszeit militärisch ausgezeichneten Befehlshabern eingeräumt hatten, an Familien ritterlichen Herkommens zum erblichen Lehnbesitz gaben. Die zu erblichem Schloßbesitz gelangten ritterschaftlichen Familien erhielten zwar nicht den Rang der wenigen alten Adelsgeschlechter, die schon in der ältesten Zeit Burgen erblich inne gehabt und einen vollständigen Lehnshof rittermäßiger Vasallen unterhalten hatten, wie die edlen Herren zu Puttlitz und die Grafen von Lindow als Herren von Ruppin; immerhin aber stiegen sie an Ansehen und Glanz, im Gegensatz zu den Zaunjunkern. Abgesehen von Titulaturen war ihr wesentliches Vorrecht ein privilegirter Gerichtsstand. Sie hatten unmittelbar von des Markgrafen Person ihr Recht zu empfangen, standen also nicht unter seinem Stellvertreter, dem Hofrichter. Erst später

schlich sich allmählich eine Stellvertretung ein, indem der Landeshauptmann die Rechtsprechung über sie an Stelle des Markgrafen übte.*)

Die Erinnerung an die Entstehung dieser Verhältnisse war nach dem dreißigjährigen Kriege erloschen, und die Nachkommen der alten Zaunjunker wollten sich die vermeintliche Anmaßung der meist reicheren schloßgesessenen Familien nicht mehr gefallen lassen, sondern prozessirten dagegen. Der gesammte unbeschlossene Adel der Altmark, vertreten durch je einen aus der Sippe der Lüderitze, Itzenplitze, Üchteritze, Grävenitze, Krusemarks, Schwarzkopfs und Borstels klagten gegen die Geschlechter von der Schulenburg, von dem Knesebeck, von Alvensleben, von Bartensleben, von Jagow, Schenk und von Bismarck, und verlangten vom Kurfürsten die Beseitigung der Vorrechte der Verklagten. Kurfürst Friedrich Wilhelm wohnte am 3. Juni 1662 in eigener Person dem Klagbeantwortungs-Termin bei und versuchte vergeblich, die Parteien zu versöhnen. Schließlich aber wurde durch den geheimen Rath am 21. Juli 1662 das Erkenntniß gesprochen, welches der Eintheilung der Ritterschaft in Beschlossene und Unbeschlossene, und den Vorrechten der ersteren für immer ein Ende setzte.

Unter den im Prozeß verurtheilten sieben schloßgesessenen altmärkischen Familien ist das Geschlecht derer von Bismarck das einzige, dessen Ursprung nicht auf die Mannschaft der ersten markgräflichen Burgen, sondern auf eine schlichte Bürgerfamilie zurückzuführen ist. Der geheime Archivrath Professor Dr. Riedel hat dies überzeugend in seiner Geschichte „des schloßgesessenen adligen Geschlechtes von Bismarck bis zur Erwerbung von Crevese und Schönhausen" nachgewiesen. Diese Schrift hat der Verein für Geschichte der Mark Brandenburg auf Beschluß vom 12. September 1866 „in dankbarer Anerkennung der Verdienste, durch welche der Ministerpräsident das Wachsthum des brandenburgisch-preußischen Staates gefördert hat", verfassen, als Festschrift drucken lassen und dem jetzigen Reichskanzler Fürsten Bismarck am 20. Dezember 1866 als ein Denkmal seiner Verehrung überreicht. Riedel faßt das Ergebniß einer gründlichen Untersuchung dahin zusammen:

*) Kühns: Geschichte der Gerichtsverfassung und des Prozesses in der Mark Brandenburg vom 10. bis zum Ablauf des 15. Jahrhunderts. 1865 Band I., Seite 224.)

„Von den in den Städten der Mark und besonders in Stendal mit dem Namen von Bismarck auftretenden Bürgerfamilien, aus denen der Zweig entsproß, dessen Lebenskraft nicht nur die von Bismarck den höchsten Adelsgeschlechtern der Mark anreihete, sondern auch alle übrigen Familienzweige in ihrem Dasein überragt hat, kann nach Grundsätzen vorurtheilsfreier Geschichtsforschung nur angenommen werden, daß sie von Hause aus nichts Vornehmeres waren, als durch persönliche Tüchtigkeit ausgezeichnete Nachkommen schlichter Bürger des unter dem Krummstabe glücklich erblühten Städtchens Bismark." (Siehe Märkische Forschungen Band XI., Seite 16.)

In Stendal erscheint zuerst 1270 ein Herbord von Bismarck als Aldermann oder Altmeister der Gewandschneidergilde. Vermuthlich gehörte zu seinen Enkeln Rule oder Rudolf von Bismarck, der 1309 als ministrirender Genosse der Gewandschneider vorkommt, der erweisliche Stammvater des Reichskanzlers. Später Altmeister der Gewandschneidergilde und Mitglied des Stadtraths war er bei einem Streite betheiligt, welchen die Stadt über eine von ihr begründete, städtische Schulanstalt mit der Kirche führte. Das Domstift wollte sich diese Konkurrenz mit ihrer klösterlichen Domschule nicht gefallen lassen und setzte beim Bischof das Verbot der Stadtschule und, als dies nichts half, die Exkommunikation der Schöppen, Rathsherren und Gildemeister durch. Rule von Bismarck starb im Kirchenbann.

Sein ältester Sohn Klaus (Nikolaus) muß als Begründer des schloßgesessenen adligen Geschlechtes derer von Bismarck bezeichnet werden. Derselbe wurde nach dem Tode seines Vaters um 1339 in das Rathskollegium aufgenommen und half in diesem zu einem Vergleich mit der Kirche (9. März 1342), die für Geld und gute Worte sich den Fortbestand der Schule gefallen ließ, — gegen die Bewilligung, daß der vom Rath berufene Schulmeister dem Domstifte präsentirt und von diesem eingesetzt werde.

In den damaligen Kämpfen zwischen dem Markgrafen Ludwig dem Bayer und Herzog Otto von Braunschweig, dem zweiten Manne von Markgraf Waldemar's Wittwe Agnes, unterstützte Klaus schon bei Lebzeiten seines Vaters, eines getreuen Anhängers der Herzogin Agnes, den Markgrafen Ludwig „mit dem Wichtigsten, dessen er bedurfte, mit Geldmitteln." Die Finanz-Operationen, die Klaus von Bismarck für ihn unternahm, sind von Riedel (a. a. O.) und Götze (Geschichte der Stadt Stendal, Seite 132 ff.) ausführlich geschildert.

Schon seit 1341 gab Klaus von Bismarck dem Markgrafen erhebliche Darlehne (40, 135, 940 Mark), natürlich gegen angemessene Sicherstellung, wie Verpfändung des Havelberger Zolles und der Urbede von Stendal und Osterburg. Zu einem größeren Darlehn und „waglichen Geschäft" verbündete er sich 1343 mit sieben anderen reichen Bürgern und ließ sich zur Sicherstellung die Stendaler Münze, die schon anderen auf 14 Jahre verschrieben war, sowie die noch auf 12 Jahre anderen verschriebene Kyritzer Münze auf die dann folgenden je 12 Jahre verpfänden. Für das Finanzkonsortium hing alles davon ab, daß der Markgraf, der persönlich nicht für einen Pfennig Sicherheit bieten konnte, im Kriege wider den Herzog Otto den Sieg davon trüge. Schon darum bewirkten die Betheiligten durch ihren großen Einfluß auf die Stadtverwaltung, daß auch die Stadtkasse dem Markgrafen große Geldsummen herlieh. Im September 1343 besiegte dieser wirklich den Herzog Otto in der Schlacht auf der Gardeleger Heide und kam dann auf ein paar Wochen nach Stendal, um mancherlei Angelegenheiten zu ordnen. Die vornehmen Bürger erhielten Privilegien, die ärmeren bekamen nichts als neue Lasten. Darüber entstanden in den Jahren 1344 und 1345 schwere politische Kämpfe zwischen den vornehmen Konservativen unter der Führung von Klaus von Bismarck und den mit Recht erbitterten Kleinbürgern, welche die demokratische Partei bildeten. Diese trug bereits 1344 bei der Wahl neuer Aldermänner der vornehmen Gewandschneidergilde einen entschiedenen Sieg davon. Die Beschwerden der demokratischen Partei waren gerecht.

„Man klagte" — sagt Götze a. a. O. Seite 138 — „daß die armen Bürger nicht denselben Antheil an Wasser und Holz, an Wiese, Feld und sonstigem städtischem Eigenthum hätten; man verlangte, daß über die Führung des städtischen Haushalts öffentlich Rechnung gelegt würde; daß keine Gilde der andern Abbruch thun sollte, was direkt auf die Gewandschneidergilde gemünzt war; daß bei der Berechnung der städtischen Abgaben alles Besitzthum verschoßt würde, nicht, wie die reichen Bürger mit ihren Lehngütern thaten, blos zur Hälfte; man verlangte, daß alle 14 Tage ordnungsmäßig Gericht gehalten, und daß die Schöppenbank dann mit dem Richter und der gesetzlichen Anzahl der Schöppen besetzt sein sollte; man beschuldigte die Rathmänner, daß sie das Gut der Stadt verthäten, daß sie aus dem Rathskeller ohne Bezahlung Wein holten und auf der Laube viel mehr Bier tränken, als ihnen zu-

käme, ohne daß die Anwesenheit eines vornehmen Gastes dies rechtfertige; vor allem aber verlangte man Theilnahme an der Rathswahl."

Durch den Volksaufstand von 1344 wurde Stendals bisherige Verfassung für immer beseitigt, die Gewandschneidergilde zu der Bedeutung einer gewöhnlichen Gewerbs-Innung herabgesetzt, ihre Güter konfiszirt und eine Anzahl der vornehmsten Familien aus der Stadt vertrieben. Mit ihnen Klaus von Bismarck, der noch in den Jahren 1342 und 1343 dem Rath angehört hatte. Der Markgraf mußte die ihm von Klaus geleisteten Dienste sehr hoch schätzen, denn schon 1345 belehnte er ihn mit einer der Hauptburgen des Landes, mit dem Schloß Burgstall nebst Zubehörungen und erhob dadurch dies Geschlecht zu einer schloßgesessenen Familie der Altmark. Klaus behielt indessen noch manches Jahr die Eigenschaft eines Stendaler Bürgers bei. Erst in Urkunden von 1355 wird er nicht mehr als Bürger von Stendal, sondern als Knappe oder Knecht bezeichnet; erst damals also war er in den Hofstaat des Markgrafen und damit in den Ritterstand des niederen Adels aufgenommen.

Markgraf Ludwig erkannte die neue Stendaler Stadtverfassung an, ohne indessen die Aussöhnung seines getreuen Klaus mit der Stadt Stendal durchsetzen zu können. Inzwischen erschien der falsche Waldemar und nahm die Altmark in Besitz. Erst nach dessen Beseitigung verpflichtete sich Stendal, die verjagten Bürger wieder aufzunehmen und zu ihrem früheren Gewerbe zuzulassen. Während Klaus' Brüder nach Stendal zurückkehrten, trat er nun ganz in den Rath des Markgrafen ein (1353) und widmete sich mit Eifer der Finanzverwaltung desselben. Allein Ludwig kam aus der Noth nicht heraus. Schon einmal (1348) hatte er in München, weil er die Zeche nicht bezahlen konnte, im Wirthshaus sein Pferd zurücklassen müssen; einige Jahre später war er wieder ohne Reitpferd und mußte einem Ritter von Bertikow, der ihm sein Roß verkaufte, dafür bis zur Abtragung der Schuld Freiheit von der Urbede bewilligen.

Klaus blieb am markgräflichen Hofe bis 1360. In diesem Jahre wurde ein naher Verwandter von ihm, Dietrich Kagelwid, Erzbischof von Magdeburg. Die Schöppenchronik bezeichnet ihn als eines Gewandmachers Sohn von Stendal. Als grauer Mönch hatte er zu Lehnin seine kirchliche

Laufbahn begonnen. Dietrich wurde durch den Papst auf Vorschlag des Kaisers ohne Betheiligung des Domkapitels zum Erzbischof ernannt; Klaus von Bismarck aber vermittelte, daß die Domherren ihren Widerstand gegen ihn aufgaben. Hierauf trat er in den Dienst seines Vetters, der in der Regel in Wolmirstedt, unweit Burgstall, residirte. Es gelang ihm, dem Bischof, mit Hilfe seiner „Heimlichen" — seiner Vertrauten —, als welche die Magdeburger Schöppenchronik Klaus Bismarck und einen „Juden Schmol" nennt, die Finanzen und den Staatshaushalt des Erzstiftes bald ausgezeichnet zu ordnen. Die vielen verpfändeten Besitzungen wurden eingelöst, neue werthvolle Besitzungen erworben und durch Burgen, Mauern und Gräben befestigt. Die herrliche Domkirche, deren Bau 150 Jahre unterbrochen war, wurde vollendet und 1363 feierlich eingeweiht. Auch der Landfriede wurde im Erzbisthum hergestellt und Friedensbrüche der Nachbarn nachdrücklich bestraft. Die Regierung des Erzbisthums Magdeburg scheint damals eine wirkliche Muster-Regierung geworden zu sein. Überall aber stößt man dabei auf die Mitwirkung des bischöflichen „Ohm" Klaus Bismarck. Nur an Dietrichs Bestrebungen, die Mark dem Bayern zu entreißen und dem Kaiser Karl IV. zuzuwenden, scheint er sich nicht betheiligt zu haben.

Bischof Dietrich starb schon im Dezember 1367, nachdem er zuvor in einem Testamente Klaus von Bismarck zu seinem Testamentsvollstrecker ernannt hatte. Dieser nahm sofort nach dem Tode des Erzbischofs dessen Geld, Silber, Gold, Edelsteine, Ringe und andere Kleinodien in Verwahrung. Später gab es darüber einen langwierigen Streit, der endlich 1370 durch ein Schiedsgericht dahin beendet wurde, daß Klaus von Bismarck den gesammten Nachlaß behalten und dem Erzstifte dafür tausend vollwichtige Goldgulden vergüten und sieben goldene Fingerringe, sowie Verschreibungen über Wanzleben und Hötensleben herausgeben mußte, wogegen ihm Verschreibungen über andere Güter, sowie die ihm verliehenen Lehngüter verblieben. Sein ausgezeichnetes Verwaltungstalent führte ihn wieder in den Dienst der brandenburgischen Markgrafen zurück. Dem Rath des Markgrafen Otto gehörte er als Hofmeister an, also als Inhaber eines Amtes, das damals die höchste Verwaltungsstelle des Kurfürstenthums

bildete. Dem neuen Hofmeister gelang es, durch eine „klug ersonnene und kräftig durchgeführte Finanz-Operation" in Ansehung der Münzen die Einnahmequellen des Markgrafen bedeutend zu vermehren und den alten Territorial-Grundbesitz im Süden und Westen der Markgrafschaft so ziemlich wieder herzustellen. Auch die schwere Aufgabe, die Mecklenburger aus der Uckermark und Priegnitz mit Waffengewalt zu vertreiben, würde schliesslich wohl gelungen sein, wenn nicht Kaiser Karl IV. mit Heeresgewalt eingeschritten wäre und die Bayern zum Verzicht auf die Herrschaft über die Mark (Fürstenwalder Vertrag vom 15. August 1373) gezwungen hätte.

Jedenfalls ergiebt die ausführliche Darlegung Riedel's (a. a. O. Seite 27—144), daß Klaus von Bismarck ein ausgezeichneter Staatsmann war, der namentlich auf dem Gebiete der Finanzen unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen die größten Erfolge erzielte. Die letzten Lebensjahre — als sein Todesjahr kann man 1378 annehmen — verbrachte er fern von Staatsgeschäften in der Sorge um sein Seelenheil. Durch große Vermögensopfer scheint er sich aus dem Kirchenbann befreit zu haben. Er hinterließ einen mächtigen Grundbesitz. Das Schloß Burgstall muß dazumal „ein großartiger Herrschaftssitz" gewesen sein. Klaus hatte daselbst im Jahre 1370 den Erzbischof von Magdeburg und den Markgrafen Otto von Brandenburg mit ihrem ganzen Gefolge auf mehrere Tage bei sich aufgenommen, auch später öfters den Kurfürsten mit zahlreicher Jagdgesellschaft beherbergt. Neben vielen anderen Besitzungen in der Altmark und dem Magdeburgischen hinterließ Klaus nach Riedel's Berechnung ein Kapitalvermögen, das nach heutigem Werthe etwa „eine halbe Million Thaler repräsentiren würde."

Unter seinen drei Söhnen erlangte der jüngere, Klaus II., die Ritterwürde, während die anderen gleich ihrem Vater nur Knappen waren. Das Schloß Burgstall blieb, ähnlich wie Beetzendorf für die Schulenburgs, durch eine Reihenfolge von Geschlechtern der gemeinschaftliche Wohnsitz derer von Bismarck. In den bösen Fehdezeiten unter Jobst von Mähren und dem ersten Hohenzoller haben die Bismarcks, vielleicht eingedenk ihrer bürgerlichen Vergangenheit, sich nirgends an den Raubthaten und Fehden des altmärkischen und magdeburgischen Adels betheiligt. Ein einziges Mal findet sich

in den Schadenrechnungen jener Zeit ihr Name aufgeführt, aber nur unter den Beschädigten: 1417 hatte eine Schaar magdeburgischer Edelleute unter Führung des Grafen Reinstein die zu Burgstall gehörigen Dörfer Beiendorf und Uchtdorf ausgeplündert und niedergebrannt. Dem ersten Hohenzoller huldigten die Bismarck bereits, als noch alle anderen Schloßgesessenen ihm feindlich gegenüberstanden.

In der Mitte des 16. Jahrhunderts wurde das Bismarck'sche Familienschloß Burgstall dem Kurfürsten als Jagdschloß im Tauschwege abgetreten. Dazumal hatten zwei Brüderpaare von Bismarck mit ihren Familien dort ihren Wohnsitz. Mancherlei Zank und Streit über die Jagd war voraufgegangen, der Kurprinz wollte „die von Bismarck an der Heide und dem Tanger durchaus los werden." Als sie die ersten Anerbietungen zurückgewiesen hatten, wurden sie mit allerlei jagdpolizeilichen Chicanen verfolgt. Verdrießlichen Weiterungen zu entgehen, erklärten sie sich endlich zu Tauschverhandlungen bereit. Dem einen Brüderpaar wurde die Propstei des Klosters Crevese mit Zubehörungen in 13 Dörfern und mit 6 Höfen in der Wische angeboten, dem andern Schönhausen und Fischbeck nebst vielen Hebungen an baarem Gelde, Getreidepächten, Rauch- und Pachthühnern. Diese Tauschgegenstände erschienen den Bismarcks nicht ausreichend. Dennoch kam im Jahre 1562 das Geschäft zu Stande, nachdem Johann Georg noch Verschiedenes an baarem Gelde und Grundbesitz (für die Schönhauser Linie unter anderem Antheile an den wüsten Dörfern Briest und Ostermark) zugelegt hatte. Der Reichskanzler scheint nach Busch's Mittheilungen noch jetzt anzunehmen, daß seine Familie damals schwer benachtheiligt sei,*) eine Annahme, die bei genauerer Untersuchung kaum stichhaltig sein dürfte, wenn man nicht etwa bei der Jagd den Werth der besonderen Vorliebe mit in Anschlag bringt. In den Lehnsverpflichtungen der Familie wurde durch

*) Der Glaube an eine ungerechte Benachtheiligung wurde Familienüberlieferung. Sonderbarer Weise ist im stenographischen Bericht unter den an die demokratische Berliner Nationalversammlung von 1848 gerichteten Petitionen die Nr. 11,028 dahin verzeichnet: „Gebrüder von Birmark auf Döbbelin bei Stendal bitten um Schutz ihrer Rechte für die an den Staat abgetretenen Domäne Burgstall u. s. w." Döbbelin gehörte 1376 Nicolaus Bismark. Seitdem verblieb es der Familie. Doch wurden die meisten Grundstücke des Ritterguts 1786 den Bauern in Erbpacht gegeben. Das Restgut, 86 Hektaren groß, ist 1863 auf Grund eines Ministerialerlasses aus der Matrikel der Rittergüter gestrichen.

den Tausch nichts geändert; die von Bismarck blieben auch mit Schönhausen und Fischbeck im Verbande der altmärkischen Ritterschaft.

Schönhausen war wie Crevese seit uralter Zeit geistlich. Es gehörte zu der Dotation, mit der Kaiser Otto I. im Jahre 946 das Bisthum Havelberg ausgestattet hatte, und wurde nicht, wie mehrere Nachbarorte, zur Stiftung des Klosters Jerichow benutzt, sondern verblieb im unmittelbaren Besitz der Bischöfe. Das Land Jerichow, zu welchem auch Schönhausen gezählt wird, hatte vor Zeiten zur Altmark gehört und war im vierzehnten Jahrhundert dem Erzstift Magdeburg einverleibt. Im Lande Jerichow befindet sich noch jetzt eine Anzahl romanischer Dorfkirchen, in Backstein ausgeführt. Die größte und vollständigste unter ihnen ist die Kirche zu Schönhausen, 1212 vom Bischof Segebodo von Havelberg geweiht.

Die Bismarcks verlangten und erhielten außer dem bischöflichen Hof, der seit der Reformation in ein kurfürstliches Amt verwandelt war, auch noch den in Schönhausen befindlichen kleinen Bardeleben'schen Edelhof.

Von den vier Familien, die Ostern 1563 Schloß Burgstall verlassen hatten, waren bereits in der ersten Generation drei im Mannsstamm erloschen. Ende des sechszehnten Jahrhunderts vereinigte Friedrich von Bismarck-Schönhausen die sämmtlichen Besitzungen des älteren und jüngeren Stammes von Crevese und Schönhausen. Unter seiner zahlreichen Nachkommenschaft befanden sich, wie bei andern altmärkischen Adelsfamilien, viele Kriegsmänner, die sich in verschiedener Herren Länder durch Muth und Tapferkeit auszeichneten. Aus zwei Linien gingen Generäle hervor, die in den Grafenstand erhoben wurden. Inzwischen verloren die altmärkischen Bismarcks ein Besitzthum nach dem andern.

Der Schönhäuser Grundbesitz war in zwei Rittergüter getheilt, von denen das eine kurz vor oder nach den Freiheitskriegen zur Zwangsversteigerung gelangte und in bürgerliche Hände überging. Das kleinere Gut, der dicht neben der Kirche belegene alte Klosterhof mit dem viereckigen, schlichten Herrenhause aus den letzten Jahren des 17. Jahrhunderts, kam durch Erbgang auf den am 13. November 1771 geborenen Rittmeister a. D. Karl Wilhelm Ferdinand von Bismarck, der sich am 7. Juli 1806 mit Luise

Wilhelmine Menken, geboren den 24. Februar 1790, verheirathete. Dieses sind die Eltern unseres Reichskanzlers. Seine Mutter war die nachgelassene Tochter des geheimen Kabinetsraths Menken, eines durch Gelehrsamkeit, Geschäftserfahrung und Freisinn ausgezeichneten Staatsmannes.

In dem Herrenhause von Schönhausen ist am 1. April 1815 Otto von Bismarck geboren. Geburtsort und Geburtshaus sind in neuerer Zeit vielfach ausführlich geschildert. Das Schloß und der durch herrliche Bäume



Geburtshaus Bismarcks in Schönhausen.

ausgezeichnete Garten lassen leider eine liebevolle Pflege vermissen. Der Besucher erkennt sofort, daß eine Herrschaft hier seit Jahrzehnten nicht mehr gewohnt hat. Man kann es den Bewohnern von Schönhausen nicht übel nehmen, daß sie klagen, der Reichskanzler vernachlässige seine Geburtsstätte. Vielleicht ist eine gewisse Abneigung gegen Schönhausen bei ihm auf die Thatsache zurückzuführen, daß es ihm nicht gelungen ist, das größere Ritter-

gut, dem Staatsanwalt a. D. Gärtner gehörig, für sich zu erwerben und mit seiner väterlichen Besitzung zu vereinigen. Wer will es dem mächtigen Fürsten verargen, wenn es ihm nicht paßt, auch nur zeitweilig in seinem Geburtsorte zu residiren, solange dort das größere Stammgut seiner Familie, welches ihr nach einer Besitzzeit von einem Viertel-Jahrtausend verloren ging, sich in fremden Händen befindet?

Aber gleichviel, aus welchen Ursachen der Reichskanzler die altmärkische Heimat vermeidet — die Altmark wird allezeit stolz sein, den um die Wiederherstellung des einigen deutschen Reichs zu alter Macht und Herrlichkeit so hochverdienten Staatsmann ihren Sohn nennen zu können. Und jeder Altmärker muß sich freuen, daß der große Mann auch vor dem Lande seine Eigenschaft als Altmärker betont, wie am 21. Februar 1881 im preußischen Herrenhause durch den Ausspruch:

„Niemand weiß genauer als Se. Majestät der König, daß er nicht nur keinen treueren, sondern auch keinen unterthänigeren Diener haben kann als mich, nicht bloß in meiner Eigenschaft als Beamter, Staats- und Reichsbeamter, sondern auch von Geburt ab in meiner Eigenschaft als kurbrandenburgischer Vasall und obendrein Altmärker, als Mitglied einer Familie, die dem regierenden Hause so lange treu gedient hat, als wir überhaupt das Glück haben, dasselbe als Landesherrschaft zu besitzen."

*Osterburg.

Als im Jahre 1579 der Magister Christoph Entzelt seine „Altmärckischen Chronika" herausgab, lebte noch Manches aus der Geschichte und Sage der Altmark im Munde des Volkes, was heut unwiderbringlich verloren ist. Noch erzählte man damals von den Kämpfen Albrechts des Bären; wer aber eigentlich dessen Gegner gewesen waren, das hatte man bereits vergessen. Die Volkspoesie wußte sich aber wohl zu behelfen; sie faßte Slaven und Welfen zusammen und verkörperte die Feinde Albrechts in der Persönlichkeit eines Grafen Huder von Stade.

Als Schauplatz des Kampfes zwischen Albrecht und diesem sagenhaften Huder galt dem Volke die Umgegend von Osterburg. Zwar der erste Kampf hatte auf der Höhe von Darenstedt über Tangermünde stattgefunden. Dort ward noch lange auf einem großen Steine der Abdruck vom Hufe des Rosses Albrechts des Bären gezeigt, denn gleich wie Hoyer von Mansfeld der Ungeborene in der Schlacht am Welfesholze, hatte der Markgraf Albrecht vor Beginn des Kampfes dem Heere zur Ermuthigung die Worte ausgerufen:

„So wahr ich trete in diesen Stein,
Auch dieser Sieg muß meine sein!" —

Die endgültigen Entscheidungsschläge aber fielen der Sage nach in einer zweiten und dritten Schlacht bei Osterburg.

„Markgraf Huder kam mit vielen Tausenden von Wenden zu einem Sumpfe und einem Bruche bei Osterburg, geheißen das „wendische Luch" — dorthin, wo das Wässerlein Schilddorf fleußt. Albertus aber griff ihn mit dem fröhlichen Feldgeschrei „Ballenstedt!" an und schlug ihn gewaltig. D'rum findet man an dem Orte in einem Busche von Dornen noch einen Haufen grausam großer Steine, darunter die erschlagenen Wenden liegen sollen."

Was man allda für Gespenster sah — welch' seltsam Geschrei bei Tage und bei Nacht man dort oft hörte, davon wußten die Bauern dermalen noch viel zu erzählen.

„Bald aber erholte sich der Markgraf Huder wieder; er lieferte dem Bären Albrecht eine dritte Schlacht, gleichfalls bei Osterburg, in der Nähe des Dörfchens Krumke. In derselben ist eine so große Menge Menschen um's Leben gekommen, daß die Erde rund umher von deren Blute dunkelroth geworden ist. Die Farbe läßt sich nimmer vertilgen! Das Bächlein dabei, welches früher Clia hieß, heißt deshalb auch „die rothe Furth."

Verworrene, verdunkelte Erinnerungen also an die blutigen Kämpfe der Deutschen gegen die Wenden! Daß dieselben in der That die Gegenden um die Stadt Osterburg an der Biese einst wüthend durchtobt haben, entnehmen wir aus der Thatsache, daß Osterburg im 12. Jahrhunderte als der Sitz eines deutschen Grafengeschlechtes erscheint. Nur auf heftig umworbenen Burgen der slavischen Lande wurden Grafengeschlechter als Grenzhüter angesiedelt. „Werner," so heißt es in den alten Chroniken, „ist der erste Graf von Osterburg gewesen"; er soll von einer Seiltänzerin, welche er im Rausche beschimpft hatte, mit einer Keule erschlagen worden sein.

Der Sitz dieser alten Grafen, der Stifter des Klosters Crevese, soll sich westlich von der heutigen Stadt Osterburg vor dem alten Stadtthore und in der Nähe der nunmehrigen Begräbnißkirche zu St. Martin befunden haben. In dem Frieden und Banne der Grafenburg erstand allmählich der Flecken und die Stadt Osterburg. Von dieser ersten Stadt Osterburg ist indessen kein Rest mehr vorhanden, als ihre ehrwürdige Kirche zu St. Martin, denn die Stadt Osterburg ist — man weiß nicht mehr, wann und warum — weiter nach Osten verlegt worden, dahin, wo sie sich jetzt südlich von der abgeleiteten Biese in anmuthigem und fruchtbarem Wiesenlande erhebt. Wie einst um die Grafenburg und um St. Martin, so sammelten sich später die Bürger um St. Nikolai, Osterburgs jüngeres Gotteshaus.

Besuchen wir zuerst die ältere Pfarrkirche. St. Martin tritt uns als ein überaus schlichter, aber sehr sorgfältig mit Backsteinen verblendeter Granitbau entgegen. Das Schiff der Kirche ist im Jahre 1866 als baufällig abgebrochen und durch ein kürzeres und schmaleres ersetzt. Dieser Vorbau, der als Vorderraum zum hohen Chore dient, ist von Feldsteinen



J. F. Richter's X. A. Hamburg.

Osterburg.

aufgeführt und hat eine Brettdecke erhalten. Der hohe Chor dagegen ist mit einem Kreuzgewölbe überspannt und mit einer halbkreisförmigen Apsis abgeschlossen. Von den früheren Fresken, Darstellungen des Sündenfalls und der Legende St. Martins, ist nichts mehr vorhanden. An diese stille Stätte aber knüpft sich eine gar trübe Erinnerung: Hier endete die Tragödie des Lebens Nikolaus Leutingers, des berühmten Verfassers der „dreißig Bücher märkischer Geschichte.“

Der unstäte, selbstwachsene Mann hatte im Jahre 1547 zu Landsberg an der Warthe als Predigersohn das Licht der Welt erblickt. Schwere Unglücksfälle und düstere Eindrücke verbitterten seine Jugend; innerhalb weniger Stunden verlor er seine Mutter und fünf blühende Geschwister an der Pest. Sorgfältig vom Vater erzogen, ward er, erst 14 Jahre alt, auf die Fürstenschule zu Meißen gesendet; dann bezog er die Universitäten Wittenberg und Frankfurt an der Oder. Sein wissenschaftlicher Eifer, seine großen Fähigkeiten berechtigten zu den schönsten Hoffnungen; immer aber traten zwei Umstände seinem Glücke hindernd entgegen: das waren sein Eigensinn und seine gänzliche Mittellosigkeit. Nirgends fand er Ruhe und Frieden, als Rektor nicht, weder zu Crossen noch zu Spandau, auch als Geistlicher nicht in der Vaterstadt. Endlich trieb's den friedlosen Mann nach dem geliebten Wittenberg zurück; aber auch hier beengten ihn Menschen und Verhältnisse. Nun ein unstätes Wandern durch Deutschland, durch Italien, Frankreich, England, Dänemark — dann ein Lächeln des Glückes: König Friedrich III. von Dänemark krönte ihn zum Dichter und schlug ihn zum Ritter. Jetzt wieder Reisen durch Schweden, Polen, Preußen und Rußland, oft unter den härtesten Entbehrungen, und endlich die Rückkehr in die Heimath, aber nur, um zu sterben! Man traf ihn krank auf der Landstraße an. Im Osterburger Kirchenbuche findet sich beim Jahre 1612 die folgende Nachricht:

„M. Nicolaus Leutingerus ist allhier Montags nach Misericordias domini von der Warte hieherein bis zu St. Martini geholet und ufm abend von dieser Welt abgeschieden und des Dienstages zur Erden bestättiget worden.“

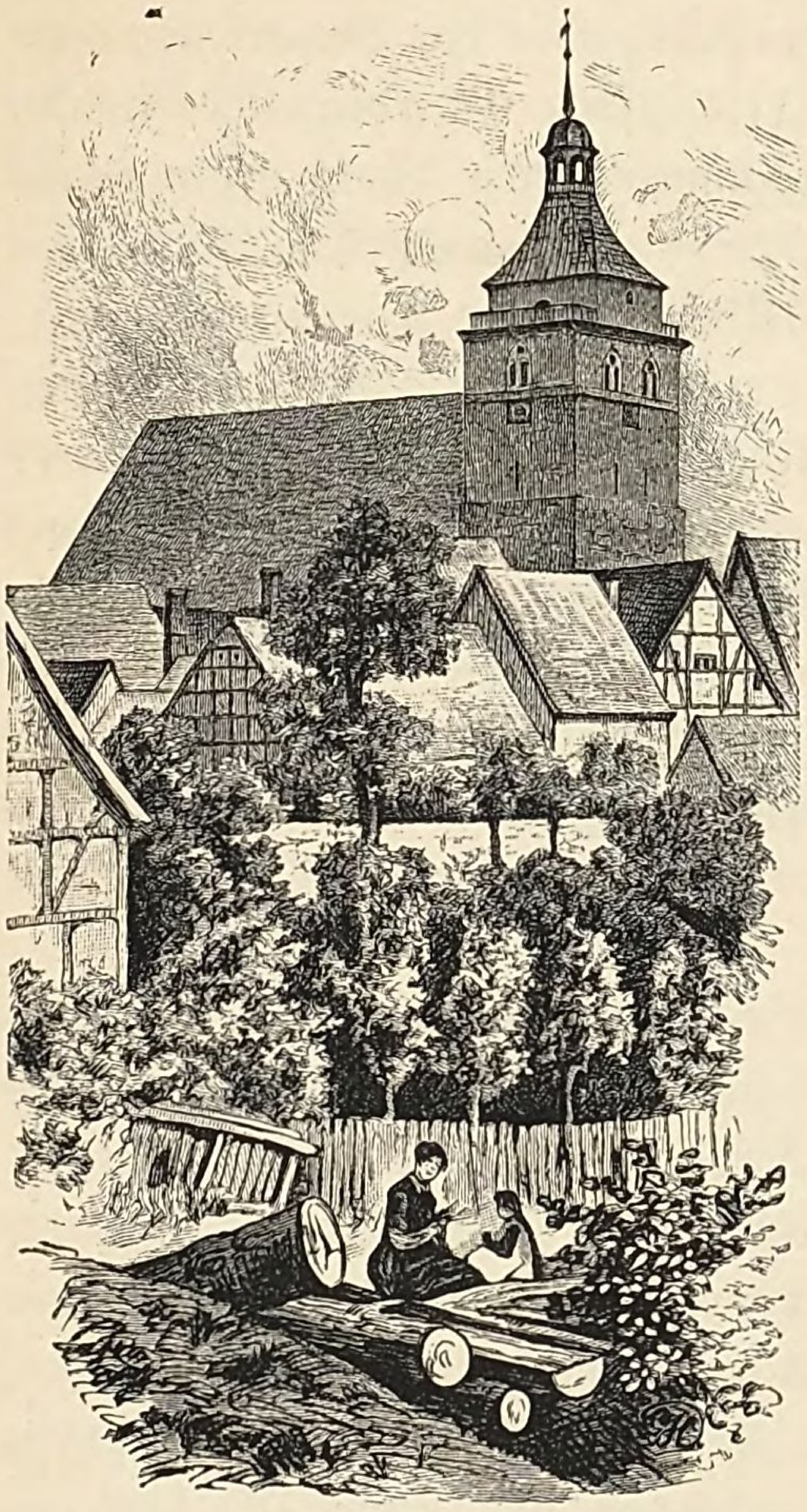
Wer je einen Blick in die klare Schönheit und die rhetorische Pracht gethan hat, welche das Latein dieses gelehrten Mannes auszeichnet, der

wird den schmerzlichen Ausruf nicht unterdrücken können: „Welche Fähigkeiten und welch' ein Ende!"

Von St. Martin aus begeben wir uns nach der Stadt Osterburg, welche von ihren alten Granitmauern nur noch geringe Überreste besitzt; von ihren drei Thoren ist nichts mehr erhalten. Osterburg ist heut ein freundlicher Ort, ziemlich regelmäßig und gut gebaut, die Häuser natürlich zumeist aus Fachwerk errichtet. Große Brände in den Jahren 1521, 1565, 1631 und 1761 haben mit den Resten der alten Zeit innerhalb der Mauern, die Kirche zu St. Nikolai allein ausgenommen, völlig aufgeräumt. Bemerkenswerth aus der Stadtchronik ist, wie jene Feuersbrunst von 1761 entstand. „Einem Brauer zu Osterburg," so heißt es, „wollte kein Gebräu mehr gerathen; er mußte zuletzt glauben, daß seine Bottiche ihm verhext seien. Als kein Mittel mehr anschlagen wollte, ließ er aus Stendal einen Mann herbeiholen, welcher behauptete, nichts sei ihm leichter, als diese Hexerei „auszubrennen". Der Versuch wurde gemacht; ehe aber der Brauer sich dessen versah, schlug ihm die helle Flamme aus seinem Hause entgegen; zwei Drittheile der Stadt brannten nieder, — mit ihnen der Kirchthurm von St. Nikolai, welchen man ehedem für den höchsten und künstlichsten Thurm in der Altmark gehalten hatte."

Diese St. Nikolai-Pfarrkirche zu Osterburg stellt sich uns heut als ein sehr unregelmäßiges Gebäude aus den verschiedensten Kunstepochen dar; der Unterbau des Thurmes, die Schiffs- und Vierungspfeiler mögen bis auf's Jahr 1170 zurückgehen; im 14. Jahrhunderte aber hat ein gründlicher gothischer Umbau stattgefunden, ja der dreifache Chor ist erst gegen Schluß des Mittelalters hinzugekommen. Nirgends Regel und Gleichmaß! So möchte man sagen, wenn man vor diesem Bauwerke steht. Die Verhältnisse des Gotteshauses sind nicht edel und schlank genug, um malerisch zu wirken; immer aber ziehen wir solchen Bau, welcher uns deutlich sein Werden und Wachsen verräth, der platten architektonischen Schablone vor. Bemerkenswerth ist der bronzene, pokalförmige Taufstein der Kirche, welcher in spätgothischem Rankenwerke die Inschrift trägt: »Mester volker van mundt. 1446.« Ehedem war diese Kirche überaus reich an Gedächtnißmalen. In ihren Fenstern erblickte man das Wappen der Osterburger Grafen, fünf

rothe Wecken in goldenem Felde und einen federgeschmückten Ritterhelm; an den Wänden des Gotteshauses lehnten die Grabsteine der Geschlechter



Pfarrkirche St. Nikolaus.

Berndes und Salzwedel, welche Jahrhunderte lang den Rathsstuhl zu Osterburg mit ihren Söhnen besetzt hatten, und in dem Estriche lag die Gedenktafel eines zweiten märkischen — eines im Besondern altmärkischen Schriftstellers und seiner Hausfrau, jenes Magister Christof Entzelt, welchen wir oben erwähnten. Die Grabschrift dieses Entzelt'schen Ehepaares lautete schlicht und einfach:

„Der Ehrwürdiger und wohlgelahrter M. Christophorus Entzelt von Saalfeld, Pfarrer allhie, ist selich im Herrn entschlafen den 15. Martij 1583 aetat. 66. pastoratus 33.

Die Ehrbahre und Tugendsame Catharina von den Gehren ist selichlichen entschlafen den 4. Sept. anno 1580 aetat. 61."

Magister Entzelt war Rektor zu Tangermünde, ehe er nach Osterburg kam; seine „altmärkische Chronika" erschienen 1579 zu Magdeburg. Leutinger schrieb seine von ihm selbst nicht mehr herausgegebene „Geschichte" etwa zwei Jahrzehnte später; — aber welch' unendlicher Unterschied zwischen den beiden Werken in Bezug auf Inhalt und Form! Entzelt ringt mühsam mit der deutschen Sprache und giebt uns fast nichts als eine Reihe zusammenhangsloser Fabeln und Sagen; Leutinger schreibt pragmatische Geschichte in gutem Latein. Doch, seien wir gegen den alten Pfarrherrn von Osterburg nicht undankbar: er hat manch' Goldkörnlein alter Tradition aufbewahrt, und manche Stelle seines Buches liest sich wie die Auflösung

eines uralten Epos, klingt wie die Weise einer verstümmelten Heldensage. —

Die Geschichte von Osterburg ist freilich nur eine eintönige, wie diejenige aller kleinen altmärkischen Städte; es fehlt aber das Bemerkenswerthe doch wenigstens nicht ganz. Im Jahre 1136 hatte Osterburg die Freude, einen deutschen Kaiser, Lothar II., den supplingenburger Nachbar, in seinen Mauern zu sehen; — man sagt, die Osterburger hätten das Haupt des Reiches zu diesem Besuche aufgefordert. Wie dem auch gewesen sein mag: der „Kaisertag zu Osterburg" lief schlimm genug ab. Vielleicht wollten sich die Osterburger wieder einmal „recken", wie ihnen der alte Spottvers über die Städte der Altmark nachsagt; kurz, sie geriethen sehr bald in Streit mit den Leuten des Kaisers. Die Schwerter flogen aus den Scheiden; die Messer wurden entblößt, und bald leckte die Flamme an den hölzernen Gebäuden der Stadt empor. Tief entrüstet verließ der Kaiser Lothar den brennenden Ort, von dessen Bürgern viele erschlagen worden waren. So erzählen die Magdeburgischen „Centurien"; immerhin bleibt die Nachricht eine sehr dunkle. —

Nach dem Tode des Grafen Siegfried, des Letzten seines Stammes, fiel die Stadt Osterburg im Jahre 1238 als magdeburgisches Lehn an die Markgrafen von Brandenburg, welche dieselbe nicht wieder „austhaten", sie hat seitdem keinen andern Gebieter mehr als das Staatsoberhaupt gehabt.

In hohem Maße ward gerade Osterburg durch die Heimsuchungen des großen deutschen Krieges betroffen. Wir haben noch gute Kunde darüber, was diese Stadt in jener fürchterlichen Zeit hat erdulden müssen. Ihr Bürgermeister Friedrich Salzwedel hat es genau und ohne Übertreibung aufgezeichnet, was die Truppendurchzüge „gemeinem Säckel und deren Bürgern gekostet haben."

Im Jahre 1626 erschien das Regiment Coloredo unter dem Oberst-Lieutenant von Bodendieck; es folgten der Herzog Georg von Lüneburg, welcher die Stadt wiederholt besetzte, der Oberst Hausmann, die Pappenheimer, der General Karpzow und endlich die Schweden. Die „religiösen und politischen Befreier Deutschlands", die „hochherzigen Helden des nordischen Löwen" trieben es auch hier am Ärgsten, ärger selbst als die

Kroaten des Grafen Gallas. Im Jahre 1636 plünderten die Regimenter Banner, Dewitz, Kurland und Finnland Osterburg so erbarmungslos, daß sechszehn Wochen lang kein Bürger in der Stadt bleiben konnte; — Getreide, Vieh, Braupfannen, sowie alle Hausgeräthe von Werth wurden von den skandinavischen Gästen und ihren deutschen Helfern mit hinweggenommen. Schon im Jahre 1642 erfolgte unter Wrangel eine zweite Plünderung. Wieder mußten die Bürger entweichen; „von Lichtmeß bis Ostern ließ sich Niemand in der Stadt mehr sehen."

Eine Zusammenstellung der einzelnen Summen, welche Osterburg in den 14 Jahren von 1616 bis 1644 an Contributionen gezahlt hat, ergiebt nicht weniger als 337,438 Thaler, oder 1,012,314 Mark, den damaligen höheren Geldwerth und fünf Plünderungen ungerechnet!

Gott Lob! Die zähe Kraft des altmärkischen Volkes hat auch das ertragen, und fröhlich ist Osterburg wieder aufgeblüht, Dank seiner fruchtbaren Umgebung! Das zierliche, freundliche Städtchen, in welchem sich bis zum Unglücksjahre 1806 eine Schwadron schmucker Panzerreiter, so gut es anging, die Zeit vertrieben hat, erfreut sich jetzt eines gediegenen Wohlstandes, und reichlich spenden die „Seggewiesen" zwischen Biese und Uchte ihren duftigen Segen.

In der neuesten Zeit hat sich Osterburg zu einer wahren Schulstadt entwickelt. Es bestehen in der 4112 Einwohner zählenden Stadt neben einer zehnklassigen Bürgerschule und zwei Volksschulen das seit 1859 von Gardelegen hierher verlegte königliche Schullehrer-Seminar mit 100, eine Privat-Präparanden-Anstalt mit 120, ein ständisches Taubstummen-Institut mit 27, eine höhere Töchterschule mit 35, und ein Privat-Progymnasium mit 140 Zöglingen.

Mit freudigen Eindrücken scheidet der Fremde von Osterburg; die Jahrhunderte haben auch das alte, hänselnde Wort zu nichte gemacht; die klugen und fleißigen Osterburger von heute, sie stechen nicht mehr „den Bullen vör'n Baren!"

O. S.

Krumke.

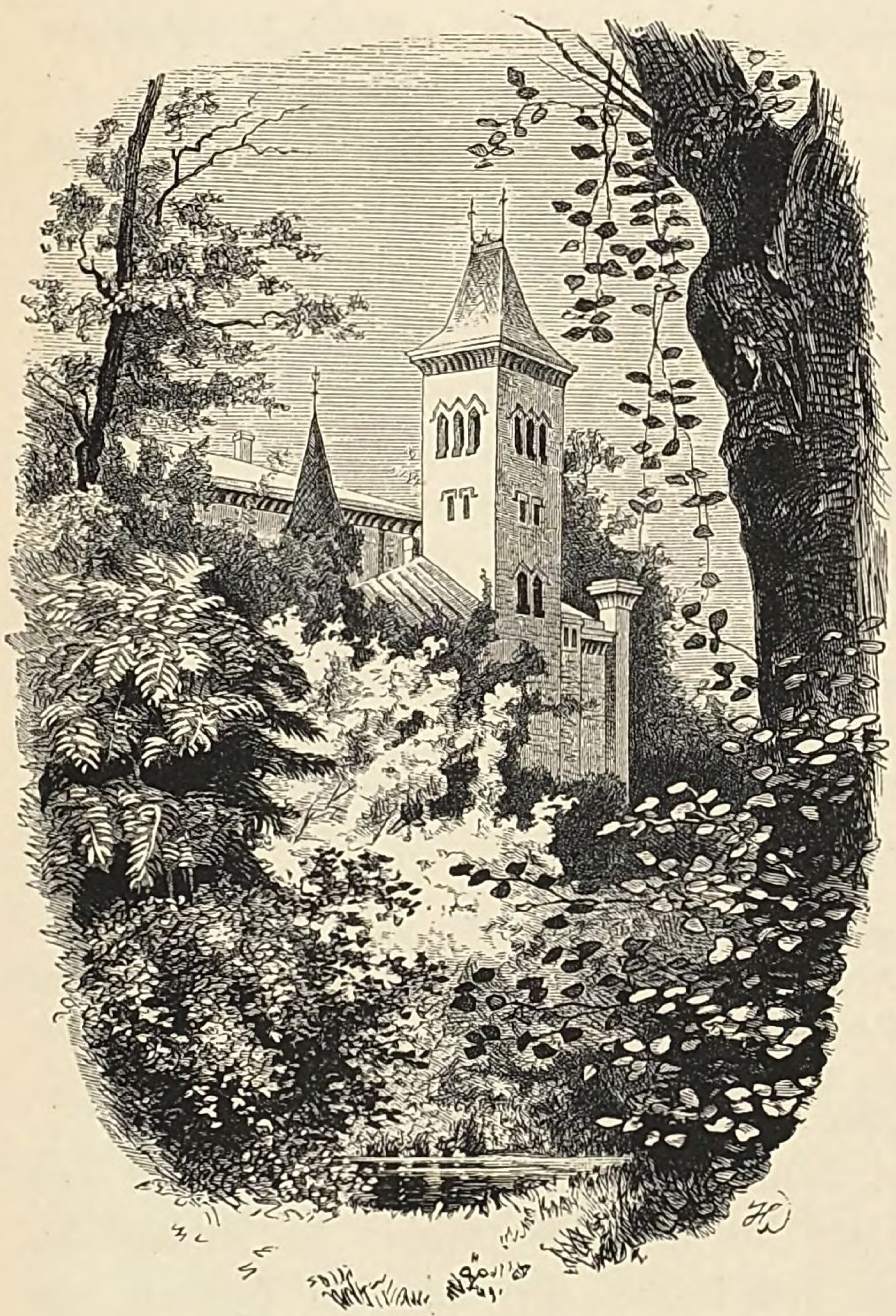
Zwischen Osterburg und Crevese liegt in einer fruchtbaren Niederung Dorf und Rittergut Krumke (früher Krumbke oder Krumbeke), noch heute ausgezeichnet durch die anmuthige Umgebung und den prächtigen Gutsgarten; vor bald hundert Jahren „ein Wallfahrtsort der Freunde der ländlichen Natur", wie uns Steinhardt (a. a. O. Seite 27) überliefert hat. Das freundliche, zierliche Schloß, vor einigen zwanzig Jahren erbaut, befindet sich am linken Ufer der Biese auf einer Insel, die unter Benutzung der sich hier in die Biese ergießenden „krummen Beke" künstlich angelegt ist. Hier stand vor alten Zeiten eine Burg, von der am Anfang des 17. Jahrhunderts noch ein runder, mit Schiefern bedeckter und mit vorspringenden Erkern gezierter Thurm übrig geblieben war.

Hildebrandt*) versucht nachzuweisen, daß das urkundlich erst 1321 erwähnte feste Schloß Krumke schon 1170 als markgräfliche Burg zugleich mit den Burgen Osterburg, Rossau, Gladigau die Befestigungslinie der Germanen an der Biese gegenüber den Slaven gebildet habe. Von der Mitte des 14. Jahrhunderts bis um's Jahr 1600 war Krumke im Besitz der Familie von Redern.

> „Um das Jahr 1565, während Valentin von Redern im Besitz von Krumke war, begannen die über ein Vierteljahrhundert dauernden, heftigen und mit immer steigender Erbitterung geführten Streitigkeiten zwischen denen von Redern auf Krumke und denen von Bismarck auf Kloster Crevese; — Streitigkeiten, die, durch gegenseitige Vexationen auf die Spitze getrieben, schließlich in einer Unthat gipfelten und dadurch den Verlust des Gutes für die Familie von Redern herbeiführte."

*) Ad. M. Hildebrandt: Aphorismen zur Geschichte der Burg Krumbke und ihrer Besitzer im 18. Jahresberichte des altmärkischen Vereins 1875, Seite 75 bis 112.

(Hildebrandt a. a. O. Seite 83). Es handelte sich ursprünglich um Grenzstreitigkeiten und Prozesse, wie sie zwischen Gutsnachbarn auch anderwärts oft vorgekommen sind. Die Bismarcks wollten eine neue Windmühle bauen, wogegen die Redern Einspruch erhoben, weil die Bauern der Nachbardörfer ihr Getreide auf der Krumker Mühle mahlen ließen. Dann wieder war streitig, wem die Fischerei in den verschiedenen Teichen und in der Biese und wem die Hut und Trift auf der wüsten Feldmark Barsewisch zustände. Zuletzt sollten die Redern durch Versperrung der Biese mit Fischkörben, Wehren und Hürden die Überschwemmung ganzer Dorfschaften verschuldet haben. Die Feindschaft wurde von den Vätern auf die Söhne vererbt. Um 1589 erschoß Daniel von Redern den kaum großjährigen Abraham von Bismarck „böslich, ohn' Ursache", wie der Grabstein in der Klosterkirche zu Crevese besagt. Daniel von Redern wurde zwar zum Tode durch das Schwert verurtheilt, aber vom Kurfürsten begnadigt. Krumke ging in den Besitz der Familie von Winterfeld über. Von diesen kam es an die Bülows. 1649 kaufte es der schwedische Oberst, spätere brandenburgische General, Christoph von Kannenberg, Sproß einer schon 1320



Schloß Krumke.

erwähnten, nach dem Orte Kannenberg bei Arneburg benannten altmärkischen Familie. Um diesen General von Kannenberg hat sich ein ganzer Sagenkreis gebildet. Ungeheure Schätze, sagt Steinhart, habe er im dreißigjährigen Kriege erworben und in Krumke in einem festen Thurm verwahrt. Der größere Theil sei daraus durch einen kühnen, aber nie entdeckten Diebstahl entwendet. — Auf dem Kirchhof in Berge sah man früher einen Leichenstein mit dem Bilde eines über der Thür lehnenden Bauern. Der General, erzählt man, ließ den Schulzen von Berge zu sich nach Iden berufen. Der erwiderte, der General habe bis Berge nicht weiter, als er nach Iden. Darauf kam der General richtig nach Berge. Der Schulze lehnte gerade über der Thür. Da nahm der General eine Pistole und zerschmetterte ihm die Hirnschale. Dem Mörder sei für die Unthat nichts geschehen.

Die Familie des Generals endigte im Mannesstamm mit Friedrich Wilhelm von Kannenberg, der 1762 als preußischer General und Oberhofmeister der Königin starb. Dessen Wittwe schuf die kostbaren Garten-Anlagen, die damals Krumke weit und breit berühmt gemacht haben.

„Der Garten war in französischem Geschmack angelegt; schöne Alleen aus Linden und Kastanienbäumen überschatteten ihn; die Hauptgänge waren mit hohen Buchen- und Taxushecken eingefaßt. Man stieß beim Spazierengehen auf verschiedene Lusthäuschen und Nischen mit Tischen und Bänken. . . Ein runder Pavillon, reizend durch seine stille, schauerliche Dunkelheit, hieß die Eremitage und lag im sogenannten Irrgarten. Ein Muschelhäuschen spielte in tausend Farben. Der Karpfenteich war mit Quadern ausgelegt und bildete eine Insel; die Karpfen kamen auf den Ruf einer Glocke herbei. . . Die Königin Elisabeth Christine, die Gemahlin Friedrichs II., weilte gern in Krumke und wohnte oft Wochen lang dort."

Die Oberhofmeisterin von Kannenberg, eine geborene Gräfin von Finkenstein, wird von Steinhardt als der gute Genius der Altmark bezeichnet. Ihre einzige Tochter verheirathete sich mit dem General von Kahlden und brachte ihm außer Krumke eine Reihe „der besten adligen Güter der Wische" in die Ehe. Von diesen ist Krumke noch heute im Besitze ihrer Nachkommen.

Die Herren von Jagow.

Zu den schloßgesessenen Geschlechtern der Altmark gehört seit 1319 die Familie von Jagow. In diesem Jahre wurde Matthias von Jagow vom Abt des Klosters Amelunxborn, dem der Markgraf Waldemar mehrere Güter zur Entschädigung für einen ausgeplünderten Hof übereignete, mit Schloß Aulosen belehnt. Kurfürst Friedrich I. hob das Lehnsverhältniß zwischen Kloster Amelunxborn und den Jagows auf und machte Aulosen zu einem markgräflichen Lehn. Ein Sohn jenes Matthias, Namens Arnold, kaufte Garz und begründete die garzische Linie der Jagows, die noch heute im Besitz von Crüden ist, welches im 15. Jahrhundert von ihr gekauft wurde.

Man hat vielfach angenommen, die Jagows seien ursprünglich ein uckermärkisches Geschlecht und stammten aus dem Dorfe Jagow, welches noch im Anfange des 14. Jahrhunderts ein Städtchen, oppidum, genannt wird und dazumal ein festes Schloß besaß. In pommerschen und uckermärkischen Urkunden kommen Ritter von Jagow seit 1243 vor, während in der Begleitung der brandenburgischen Markgrafen zu Salzwedel und Arneburg zuerst ein Ritter Arnold von Jagow in den Jahren 1267 bis 1283 erscheint, also wohl der erste dieses Namens, der in der Altmark ansässig war. Damit ist nun aber keineswegs festgestellt, daß mit den Jagows ein pommersches oder uckermärkisches Geschlecht erst nach der Altmark gelangt sei. Das würde dem ganzen Übersiedelungsgange arg widersprechen. Denn die Uckermark ist von der Altmark aus um 1200 unter starker Betheiligung der niederländischen Einwanderer kolonisirt worden. Darnach wird man der Familien-Überlieferung Recht geben müssen, wonach die Jagows schon mit

den ersten Markgrafen als Burgmannen nach der Altmark gekommen sein sollen. Aus der Gleichheit der Wappen hat man nun gefolgert, daß die Jagows, Uchtenhagens, Wedels und andere Adelsfamilien, die ein Rad im Wappen führten, ursprünglich einem und demselben Geschlechte angehörten. Ist das richtig, so könnten, als etwa dreißig Jahr nach der Einführung der Wappen die Familiennamen aufkamen, die späteren Jagows sich zuerst von Wedel nach dem Dorfe Welle bei Stendal, oder nach Soltwedele, das öfters blos Wedele heißt, genannt haben, — oder von Uchtenhagen nach der Burg Uchtenhagen, deren alte Wälle noch vorhanden sind. Uchtenhagen befindet sich bereits in der Wische und in dem Gebiet der Einzelhöfe, also der niederländischen Kolonisation, die ungefähr um dieselbe Zeit, um 1150 begann, als in der Mark die Familiennamen entstanden. Die Burg Uchtenhagen verlor ihre Bedeutung als Grenzveste mit der Entwässerung der zwischen ihr und der Elbe gelegenen Sümpfe. Sie ging vielleicht damals schon in das Lehnseigenthum derer von Uchtenhagen über. Schaaren niederländischer Kolonisten aber zogen, nachdem die Deiche von Elbe, Aland, Biese und Uchte hergestellt waren, weiter nach den Sümpfen der Uckermark und des Mecklenburgischen. Mit diesen werden ritterliche Herren von Uchtenhagen und von Wedel gegangen sein und ein Zweig einer dieser Familien wechselte nach Erwerb des Schlosses Jagow nach diesem den Namen. Jagow muß ein recht ansehnliches markgräfliches Schloß gewesen sein. Denn hierhin wurde um 1300 der Sitz der alten Vogtei Prenzlau, der bedeutendsten im Uckerlande, verlegt. Erst um 1450 verwandelte sich nach abermaliger Verlegung des Sitzes die Vogtei Jagow in die Vogtei Boizenburg.

Beim Mangel geschichtlicher Urkunden hat die Sage in dem Jagowschen Geschlechte und dessen Besitzungen einen weiten Spielraum gewonnen. Am bekanntesten ist die Erzählung von dem Herrn von Jagow, der aus dem Türkenkriege, genau wie jener Graf von Gleichen, sich eine Türkin, die ihn aus der Sklaverei befreit hatte, nach Deutschland mitbrachte. Er kam am Gründonnerstag zu Aulosen an und traf seine treue Gemahlin mit ihrer Kinderschaar eben bei der Mittagstafel, die mit Erbsen und Stockfisch besetzt war. Die Türkin wurde als zweite Frau neben der ersten angenommen, und beide Frauen vertrugen sich vortrefflich. Der Kreuzritter aber stiftete

zum Andenken an seine Befreiung zu Gründonnerstag eine große Armenspende. Jeder, der an diesem Tage nach Aulosen kam, wurde mit Erbsen und Stockfisch gut gespeist und erhielt noch ein Stück Brot und Speck mit auf den Weg. Steinhart erzählt (1802), zu dem großen Bettlerfest, dessen er sich noch genau erinnere, seien zuweilen an die fünfhundert gewallfahrtet. Das Bildniß der wunderbar schönen Türkin aber werde noch unter den Familiengemälden gezeigt, auch sei ein prachtvoller Teppich vorhanden, den sie mit eigenen Händen gewirkt habe. Später wollte man gar wissen, daß der türkische Jagow und seine beiden Frauen noch in dem Kirchengewölbe zu Groß-Garz als Mumien zu finden seien; ein Leichenstein stelle den Mann in Ritterrüstung dar, zu beiden Seiten in Lebensgröße seine Frauen, die eine als Nonne, die andere als Edelfrau gekleidet. Bekmann wußte davon noch nichts, er theilt die Aufschrift jener Leichensteine, ohne des türkischen Jagows zu erwähnen, Seite 63 des Kapitels von der Stadt Seehausen mit. Auch der von Steinhart (Über die Altmark Band II., Seite 134) zur Widerlegung der Sage für nöthig erachtete Wiederabdruck der Inschriften, die damals noch auf den Leichensteinen der dort im 16. Jahrhundert beerdigten Edelfrauen, der Gattinnen ganz verschiedener Männer, zu lesen waren, hat nicht zu verhindern vermocht, daß bis heute die Leute die drei hart neben einander befindlichen Steine in der Garzer Kirche als Beweis für die Wahrheit jener Kreuzfahrersage anführen. Die Auloser Ahnenbilder sind leider schon vor Menschengedenken durch Vernachlässigung zu Grunde gegangen, auch ist jede Erinnerung an den Teppich verschwunden.

Unvollständiger als diese Sage ist die vom Blutfleck am Fenster des Schlosses zu Scharpenhufe am Aland. Scharpenhufe muß vor Zeiten eine unzugängliche kleine Sumpfburg gewesen sein. Noch jetzt ist es ringsum von Wasser umgeben. Man erzählt nun, ein Herr von Jagow sei hier in seinem eigenen Schlosse im dreißigjährigen Kriege erschossen worden; ein Meuchelmörder habe sich nahe beim Schlosse in dem Röhricht des Sumpfes versteckt gehalten und von dort den Gutsherrn, als er am Morgen das Fenster geöffnet, mit einer Windbüchse erschossen.

Ein hervorragender Mann in der Geschichte der Mark ist der Bischof Matthias von Jagow, 1480 aus der Ehe des Klaus von Jagow, des Erb-

herrn von Calberwisch und Aulosen, mit Armgard von Alvensleben entsprossen. Früh zum Domherrn in Halberstadt und Magdeburg befördert, zog er mit Joachim I. 1521 zum Reichstag nach Worms. 1528 ward er vom Kapitel in Brandenburg zum Bischof erwählt. Schon gährte es in der ganzen Mark; nur die Furcht vor Kurfürst Jochim I. hielt die Städter davon zurück, die Mönche und Pfaffen aus Klöstern und Pfründen zu verjagen. Die Messen wurden nicht besucht, Opfer und Gaben nicht mehr dargebracht. Dem milden und einsichtigen Matthias wird von katholischen Geschichtsforschern fälschlich vorgeworfen, daß er schon 1528 einen lutherischen Prediger in Brandenburg angestellt habe. Er hat nur veranlaßt, daß ein gelehrter und geschickter Geistlicher, Baitz oder Bawitz mit Namen, vom Rath der Stadt Brandenburg den nothwendigen Unterhalt erhielt und dadurch bewogen wurde, in Brandenburg zu bleiben. Bawitz wurde später nach dem 1535 erfolgten Tode des Kurfürsten mit der ganzen Neustadt Brandenburg evangelisch, war aber bis dahin keineswegs der alten Kirche untreu geworden. Joachim II. entschloß sich erst nach dem Tode seines ersten Schwiegervaters, des Herzogs Georg von Sachsen, der auch nach seiner Wiedervermählung mit Hedwig von Polen (1536) in Glaubenssachen einen großen Einfluß auf ihn ausübte, die Reformation einzuführen. Am Allerseelentag 1539 empfing er zugleich mit seiner Mutter, mit dem ganzen Hofe, einer zahlreichen Ritterschaft und vielen Geistlichen in Spandau aus den Händen des Bischofs von Jagow das Abendmahl in beiderlei Gestalt. Am folgenden Tage theilte der Bischof auch in der alten Domkirche zu Kölln öffentlich das Abendmahl aus. Schon im April 1539 hatte in Anwesenheit des Bischofs Matthias eine Versammlung der „Junker aus dem Teltow“ beschlossen, die neue Lehre anzunehmen und „daß sie ihre Pfarrer und Plebanen, die sich sperren wollten, zwar nicht durch Gewalt verjagen und verfolgen, sondern ihnen Unterhalt reichen und sich inmittelst nach Predigern der reinen Lehre umthun wollten.“

Die neue Kirchenordnung, die Joachim unter möglichster Beibehaltung der äußeren Ceremonien ausarbeiten ließ, war auch von Matthias von Jagow genehmigt worden. Als der Probst Buchholtzer wegen der Beibehaltung der katholischen Gebräuche sich in seinem Gewissen beängstigt

fühlte und sich bei Luther Rath erholte, schrieb ihm dieser, er möge nur in Gottes Namen in den Prozessionen mit herumgehen,

„und traget ein silbern oder gülden Kreuz und Chorkappe oder Chorrock von Sammet, Seide oder Leinwand, und hat Euer Herr der Churfürst an einer Chorkappe oder Chorrock, die Ihr anziehet, nicht genug, so ziehet deren drei an, wie Aron der Hohepriester drei Röcke über einander anzog, die herrlich und schön waren . . .; haben auch Ihro Kurfürstl. Gnaden nicht genug an einer Prozession, daß ihr umhergehet, klinget und singet, so gehet siebenmal mit herum, wie Josua mit den Kindern von Israel um Jericho ging, machten ein Feldgeschrei und bliesen Posaunen; und hat Euer Herr, der Markgraf, ja Lust dazu, mögen Ihre Churfürstl. Gnaden vorher springen und tanzen mit Harfen, Pauken, Zimbeln und Schellen, wie David vor der Lade das that, wie die in die Stadt Jerusalem gebracht ward, bin damit sehr wohl zufrieden; denn solche Stücke, wenn nur abusus davon bleibt, geben oder nehmen dem Evangelio gar nichts u. s. w.

Im Auftrage des Kurfürsten hatte Matthias von Jagow die allgemeine Visitation der Kirchen der Kurmark von 1540 an in Gemeinschaft mit dem General-Superintendenten Strattner und dem Kanzler Weinleben vorzunehmen. Den Geistlichen der Mark ging er auch darin mit gutem Beispiel voran, daß er 1539 als neunundfünfzigjähriger sich noch verheirathete. Seine Ehe mit Jakob von Rochow's Tochter blieb kinderlos. Er starb 1544. Das beste Zeugniß hat Luther für ihn abgelegt; er sagte nach einem Gespräch, das er einmal in Dessau mit ihm gehabt: „daß uns Gott doch mehr solcher Bischöfe gebe."

Die Familie von Jagow hat seit der Reformationszeit der Mark Brandenburg und dem Königreich Preußen für den Militärdienst tapfere Offiziere und für den Staatsdienst tüchtige Beamte geliefert; Generäle und Minister befinden sich unter ihnen.

Die altmärkischen Zweige der Familie hielten ihren Grundbesitz bis auf den heutigen Tag zusammen; Aulosen, Crüden, Pollitz, Scharpenhufe, Gehrhof, Stresow, Kalberwisch und Uchtenhagen sind noch heute Jagow'sche Güter. In Aulosen ist an Stelle des alten Schlosses Ende des 16. Jahrhunderts ein herrschaftliches Haus mit kleinen Freitreppen erbaut. Die uralte, vielgerühmte Kapelle ist Ende der dreißiger Jahre eingestürzt und abgebrochen. Das Herrenhaus liegt abseits vom Dorfe inmitten hübscher Anlagen, umgeben von einem breiten, gut erhaltenen Graben. An Stelle

der Brücken vermittelt ein Boot nach mehreren Richtungen den Verkehr vom Schlosse mit der weiteren Umgebung. Herrliche alte Bäume längs des Wassers gereichen der Besitzung zur besonderen Zier.

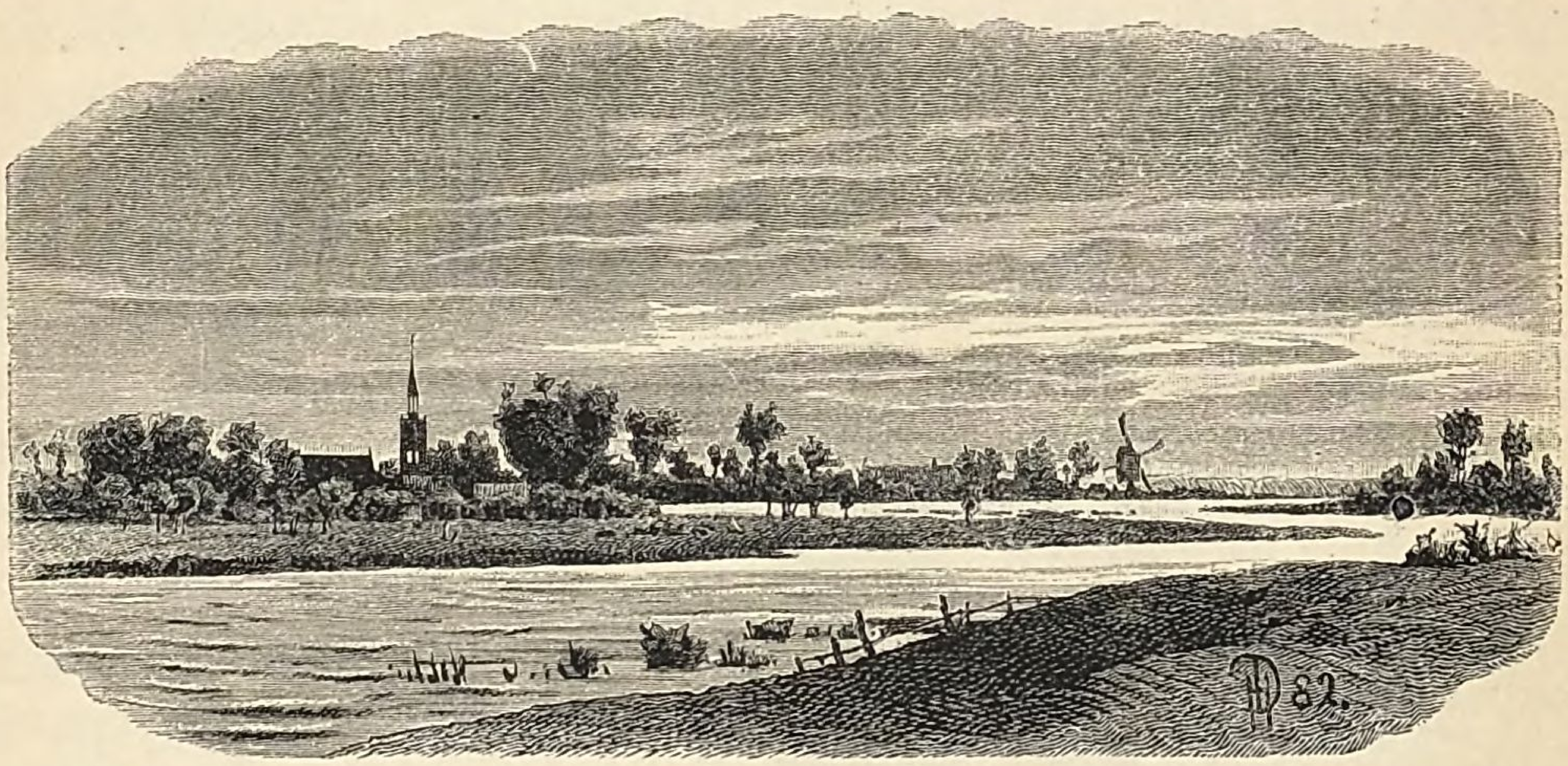


Aulosen.

Zu Aulosen gehört die Garbe, bis in die neueste Zeit ein gemeinschaftlicher Besitz der Gevettern von Jagow, von der Linie Aulosen-Calberwisch, eine durch ihre Kulturen und ihre Fasanenzucht berühmte Forst, hart an der Elbe, in der nördlichsten Spitze der Altmark. Um zur Garbe zu gelangen, muß man erst den Aland überschreiten, der von hohen Deichen eingefaßt meilenweit fast parallel mit der Elbe fließt, bis er sich bei Schnakenburg, der früheren hannoverschen Zollstätte, in die Elbe ergießt. Die Landschaft zu beiden Seiten des Alands, in der Wische sowohl, als in diesem Kehr-vör-de-Wisch genannten Bezirk, überrascht durch Anmuth und Schönheit. Stattliche, malerische Baumgruppen überall zwischen fruchtbaren Wiesen und Weiden; und diese durch bunte Rinderheerden belebt, deren abgestimmte Glöckchen und Schellen am stillen Sommerabend wohltönend das Geläut der Abendglocken der nahen Dörfer begleiten. Der „Abend in der Wische" auf dem Landschafts-Bildchen hat die nächste Umgebung von Groß-Wanzer, auf dem Wege zur Garbe zum Gegenstande.

Schmale Waldwege führen zum Forsthause. Der Wald „Garwe" kommt bereits in der Verkaufsurkunde von Aulosen 1319 vor; da im Jahre

1405 »die Feldmark to der Charve« erwähnt wird, läßt sich annehmen, daß hier ein schon vor 1319 wüst gewordenes Dorf gestanden hat. Der Wald, im Osten und Norden von der Elbe, im Westen vom Aland be-

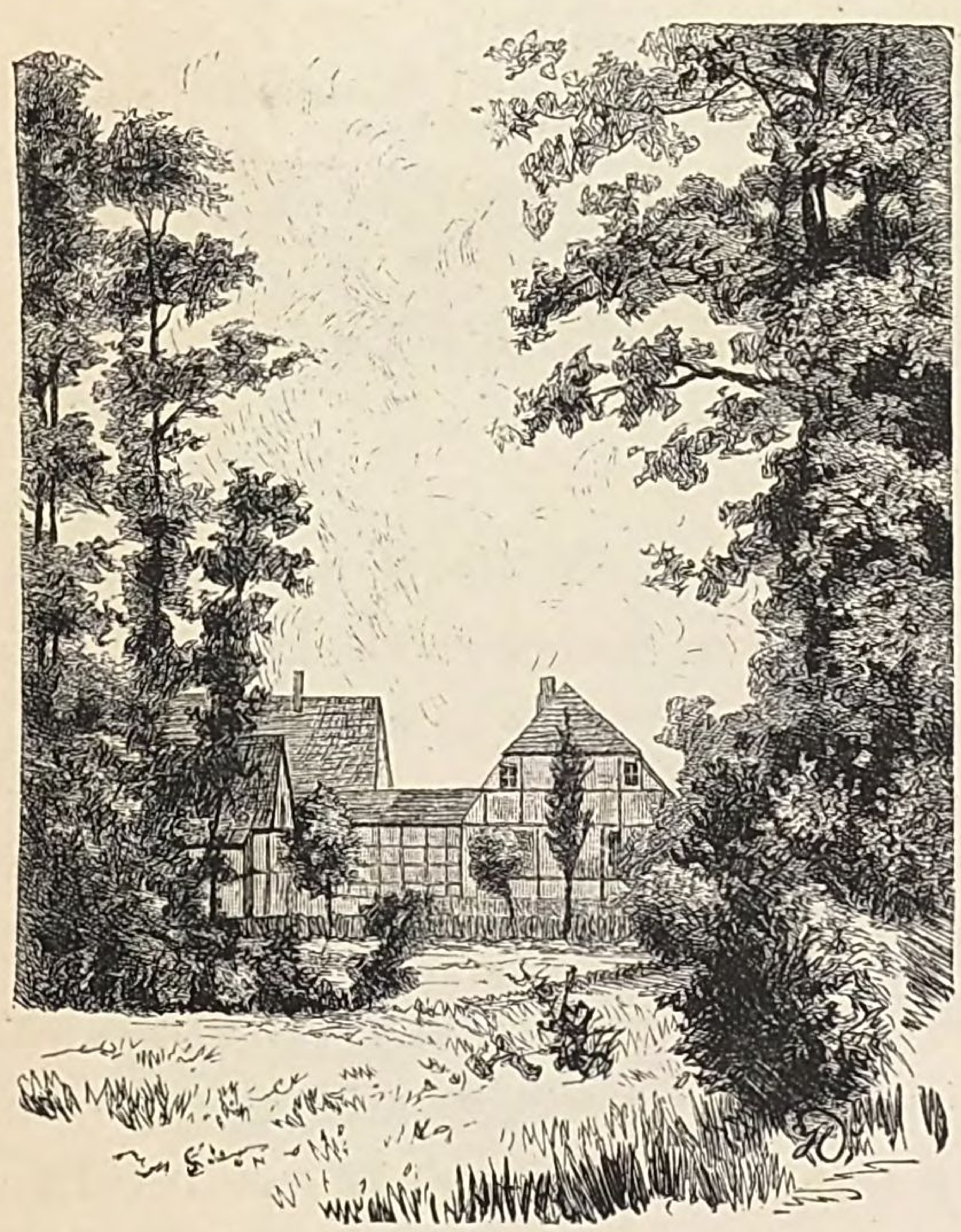


Abend in der Wische.

grenzt, bildet eine Art Landzunge zwischen Elbe und Aland; von niedrigen Binnendeichen umgeben, ist er durch Schleusen zu bewässern und zu entwässern. Auf der Garbe kann man erkennen, was ein einsichtsvoller, tüchtiger Forstmann aus einem verwüsteten Walde machen kann. Als der in den siebziger Jahren verstorbene Fr. Reuter 1831 die Verwaltung des 3000 Morgen großen Reviers bekam, bestand das Holz aus dreihundertjährigen Eichen und mächtigen Ulmen aller Art, als Unterholz in großer Menge Weiß-, Schwarz- und Kreuzdorn, oft in Stämmen mit zwanzig Zoll Durchmesser. Die Eichenstämme waren meist abständig und schwer verkäuflich. Niemals schien eine Menschenhand das geringste zur Erhaltung oder zum Anbau des Waldes gethan zu haben; dagegen war seit hundert Jahren darin wüste Holzhauerei betrieben, die nur die besten Eichenstämme auswählte. Wo Lücken entstanden, hatten die Dornen schnell die Waldfläche überzogen.

Man muß es an Ort und Stelle sehen und zugleich in dem kleinen Buche, in welchem Reuter selbst seine Erfahrungen schildert, nachlesen,

wie sorgfältig und wohldurchdacht er neue Eichenkulturen anlegte und schnell in die Höhe brachte, und dann zu Eichenschälwaldungen fortschritt, wie er ferner auf Elbwerdern, am Ufer und auf Moorbrüchen nach eigener Methode Weidenheger herstellte, Korbweiden „unterpflügte", pflanzte und durch Rabattenkultur großzog, wie er die Eichen und Weiden durch die eigenen Arbeiter schälen ließ und überall unter gleichzeitiger Förderung der Wohlfahrt der kleinen Leute es verstand, für die Forsteigenthümer sehr bebedeutenden Gewinn herauszuwirthschaften.*) Auch die Aufzucht wilder Fasanen wurde auf ganz neue Weise mit geschickter Hand vortheilhaft betrieben.



Forsthaus in der Garbe.

Im Forsthause, jetzt von einem Sohn und Nachfolger Fr. Reuter's bewohnt, findet man eine Reihe von Ehrendiplomen, die der Begründer der gleichzeitigen Eichen- und Weidenschäl-Kultur für seine Bestrebungen erhalten hat, so vom deutschen Gerberverein 1860, von land- und forstwirthschaftlichen Versammlungen 1862 und 1865, und auf der Ausstellung belgischer Landwirthe in Namur 1865. — Auch seltene Vögel und Wasserthiere, hier geschossene Adler und Delphine, vorzüglich ausgestopft, schmücken die gastlichen Räume des hart an der Elbe belegenen einsamen Waldhauses. In dessen Nähe bieten sich herrliche Spaziergänge durch die noch immer mit uralten Eichen und Ulmen durchsetzten

*) Die Kultur der Eiche und der Weide in Verbindung mit Feldfrüchten zur Erhöhung des Ertrages der Wälder und zur Verbesserung der Jagd. Die wilde Fasanenzucht in der Garbe. Von Fr. Reuter, Oberförster in den von Jagow'schen Forsten zu Garbe bei Wittenberge. Herausgegeben von seinem Sohn, dem Oberförsterkandidaten W. Reuter. Zweite vollständig neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Mit Holzschnitten. Berlin 1867 (68 Seiten).

Waldreviere und Weidenheger, namentlich an der Elbseite, mit köstlichen Durchblicken über den breiten Strom. Dickichte von Schwarzdorn, Dornenremisen, werden zum Schutz der Fasanen unterhalten, deren regelmäßiger Bestand über fünfhundert beträgt, so daß alljährlich über dreihundert abgeschossen werden. Im Dorndickicht ist der Fasan sicher vor dem Habicht, der nicht auf ihn herniederstoßen kann. Auch der Fuchs kommt nicht an ihn heran, die Dornen hindern ihn am Springen, und nur springend überfällt er die schutzlose Beute. Zum Schutz bei Überschwemmungen sind an vielen Stellen Hügel aufgekarrt, mit Sträuchern und Dornen besteckt und mit einer kleinen Hütte versehen, in welcher die Fasanen gegen Wasser und strenge Kälte Schutz suchen. Im Herbst und Winter streut ein Mann Futter aus; die Fasanen kommen trotz ihrer sonstigen Scheu bis dicht vor ihn gelaufen, wenn er seine Signale pfeift. — Des feuchten und moorigen Waldgrundes halber sind an sonnigen Stellen der Dickung wieder Badehütten für die Fasanen errichtet. Mehrere Zoll hoch ist weißer Sand aufgeschüttet und darüber mit Hülfe gebogener, an beiden Enden in die Erde gesteckter Weidenruthen ein kleines Rohrdach errichtet. Ohne sich regelmäßig in Sand zu baden, würden die Fasanen nicht gedeihen. Neben Fasanen findet man in großer Menge die zierlichen Kampfhähne, die in der Paarungszeit mit ihren weichen, stumpfschneidigen Schnäbeln wüthende, erbitterte Zweikämpfe auf besonderen Mensurplätzen aufführen — ohne einander zu verletzen.

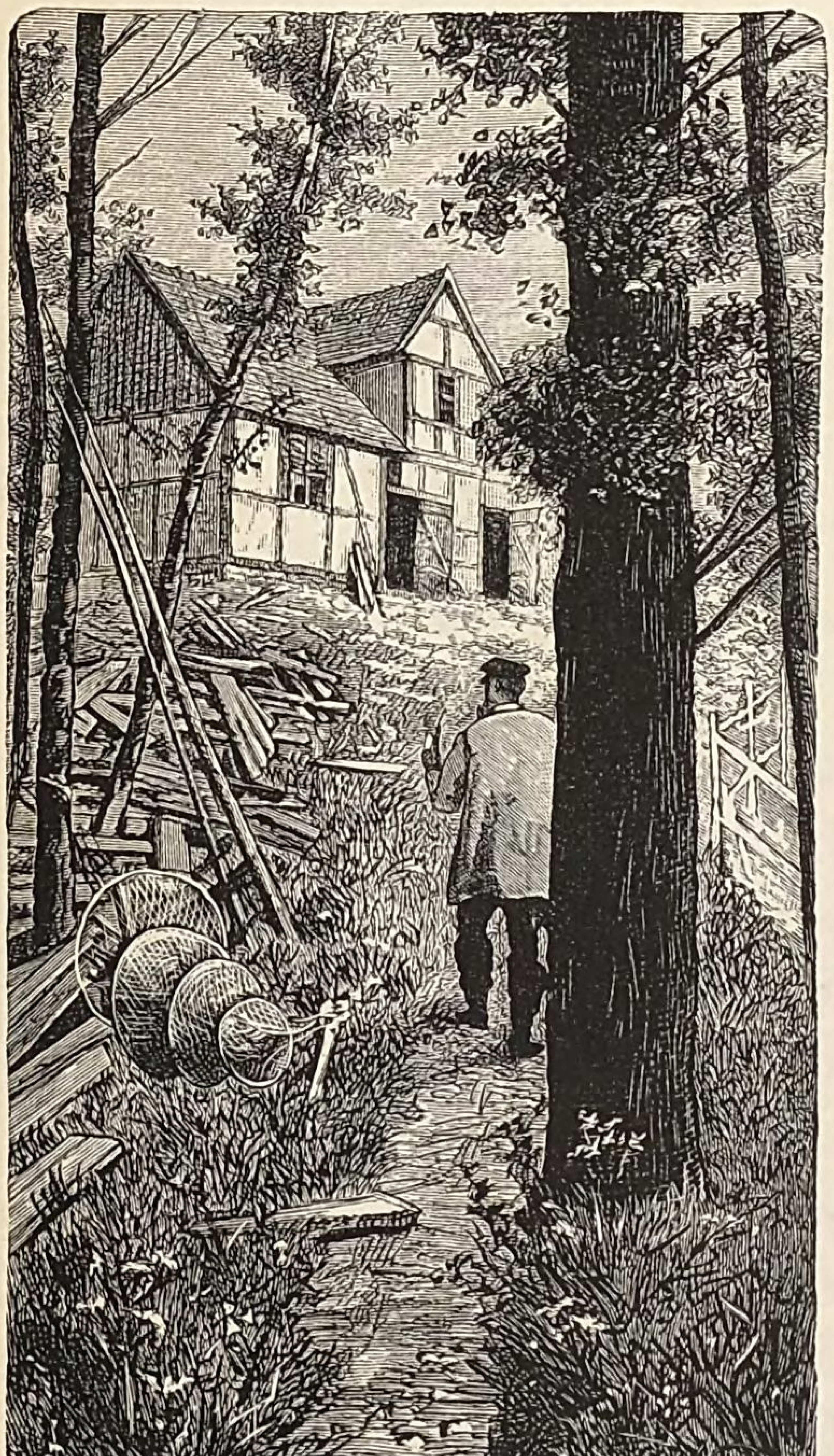
Die Fasanen haben der abgelegenen Forst oft hohen Besuch zugeführt. In den Jahren 1856 bis 1865 kam Prinz Friedrich Karl regelmäßig zur Fasanenjagd; auch der Kaiser besuchte in den Jahren von 1863 bis 1869 und zuletzt 1871 Schloß Aulosen zur Jagd in der Garbe.

Zum Rittergute Scharpenhufe gehört die **Gansburg**, in welcher man aller Wahrscheinlichkeit nach die erste Besitzung der edlen Gänse zu Puttlitz zu suchen hat. Die Gansburg liegt jenseits des Alands und besteht aus einem hohen, runden Wall, der kaum Platz für eine noch so kleine Burg bietet. Steinhardt schildert die Gansburg (1802) folgendermaßen:

„Hier ist mitten in einem Sumpfe, der wahrscheinlich früher noch ein klarer See war, der Burgwall aufgeworfen. Jetzt hat sich der See in Wiesen verwandelt, aber noch vor dreißig Jahren konnte man nur in den trockenen Sommern auf einer

einzigen Stelle bis zum Burgwalle gelangen. Es sind ungefähr 60 Jahre her, wie man noch den kostbaren Versuch machte, hier vergrabene Schätze heben zu wollen; man sagt, daß sogar Bergleute dazu gebraucht worden wären. Die Veranlassung gaben die in der Nachbarschaft wohnenden Tagelöhner (jetzt, da sie auf dem Burgwall selbst wohnen, ist das nicht mehr der Fall), die in der Johannisnacht ein Feuer gesehen und sonst noch andere Erscheinungen, die der Aberglaube und die damit verbundene Furcht in gräßliche Gespenster verwandelte, gehabt haben wollten."

Noch heute kann man bei nassem Wetter, welches die Wiesen in Sümpfe verwandelt, zur Gansburg schwer hingelangen; in der Jahreszeit der Hochwasser ragt sie wie früher als Insel aus einem weiten See empor. Das enge Häuschen, welches jetzt innerhalb der Wälle unter dem Schutz von Weiden steht, wird von zwei unverheiratheten Fischern bewohnt, die ihre Einsamkeit mit zwei mächtigen Katzen theilen und neben dem Fischfang auch der Bienenzucht obliegen. Bei einem Besuche wurde uns als Frühstück prachtvoller Honig und dazu Schnaps vorgesetzt; zur Würze des Mahls gereichten Reiseschilderungen unseres Wirths, der sogar mehrmals — in Berlin gewesen war.



Auf der Gänseburg.

Über die Gansburg war im 15. Jahrhundert zwischen den Gänsen zu Puttlitz und den Jagows ein blutiger Streit entstanden, den Kurfürst Johann 1475 schlichtete. In der Urkunde nennt er als Parteien

„die Edlen unsere Räthe und lieben Getreuen Johann Gans, seine Brüder und Vettern Herrn zu Puttlitz einestheils und Matthias von Jagow anderntheils."

Matthias von Jagow und seine Erben sollen die Gansburg mit allen Zubehörungen und Gerechtigkeiten erblich erhalten, und was in der Zwietracht von beiden Theilen „und ihren armen Leuten von Mord, Brand und Beschädigung" geschehen ist, „und daß etliche gehangen sind", solle Alles in Güte und Freundschaft geschlichtet sein, für Erben und Nachkommen zu ewigen Zeiten. Übrigens sollen auch Pollitz (Potlitz?) und die Eikerhöfe uralte Besitzungen der edlen Gänse gewesen sein.



Gehrhof.

Unweit Seehausen in der Wische, hart an der Biese, liegt der Gehrhof mit einem kleinen, von Epheu dicht umsponnenen Schlößchen. Ein wohlerhaltener Burggraben zeugt von alter Befestigung. Wunderschöne Eichen am Rande üppiger Wiesen zieren diesen Hof, der seit 1460 der Familie von Jagow gehört.

Ebenfalls noch zur Wische gehören die Rittergüter Uchtenhagen und Calberwisch, deren jedes mit mehreren Einzelhöfen ein gleichbenanntes Kirchdorf bildet. Auf der alten Burgstätte Uchtenhagen befindet

sich jetzt ein Pachthof. Burggräben und Burgwälle sind zum Theil noch erhalten. Der weite Burghof muß mächtige Bauten getragen haben; das bekunden die Feld- und Mauersteine, die überall bei Aufgrabungen zu Tage treten. Man erkennt deutlich die Stelle, wo vor etwa 900 Jahren der starke steinerne runde Thurm errichtet ist, der dazumal der festeste Theil jeder Burganlage war.

Von Uchtenhagen geht man etwa ein Stündchen zwischen Wiesen und Feldern bei stattlichen Höfen der Ortschaften Uchtenhagen und Calberwisch vorbei zum Schloß Calberwisch. Der Fußpfad führt zuletzt einen Wiesenbach entlang durch einen langen und schmalen Waldstreifen, der durch eine Reihenfolge herrlicher mehrhundertjähriger Eichen mit daneben aufgeschossenem Unterholz von Sträuchern und jungen Bäumen gebildet wird. Dieser Pfad endet mitten in dem eigentlichen Park des neuen Schlosses.

Die alte, von Gräben umschlossene Hofstätte enthält nur noch Wirthschaftsgebäude und ein einfaches Wohnhaus. Das aus früher Zeit stammende, 1692 gründlich restaurirte alte „Haus Calberwisch", ein hohes, stattliches, hölzernes Gebäude mit sehr massiven Grundmauern, ist 1839 wegen Baufälligkeit niedergenommen. Unweit davon, mitten im Park, dessen Rasen und Blumenbeete und Kieswege von den Riesenkronen alter Eichen beschattet werden, erhebt sich ein prächtiges Schlößchen, ein Herrenhaus, ganz modern, aber guten alten Mustern nachgebildet. Zwei hervorragende Berliner Baumeister, der inzwischen verstorbene Professor Gropius und der Baurath H. Schmieden (Firma Gropius und Schmieden) errichteten das Haus für Bernhard von Jagow und dessen kunstsinnige Gemahlin, eine Tochter des durch die Kunstschätze seines in der Universitätsstraße zu Berlin belegenen Hauses allen Künstlern und Kunstfreunden wohlbekannten Grafen Pourtalès. Über der Hausthür liest man den Spruch:

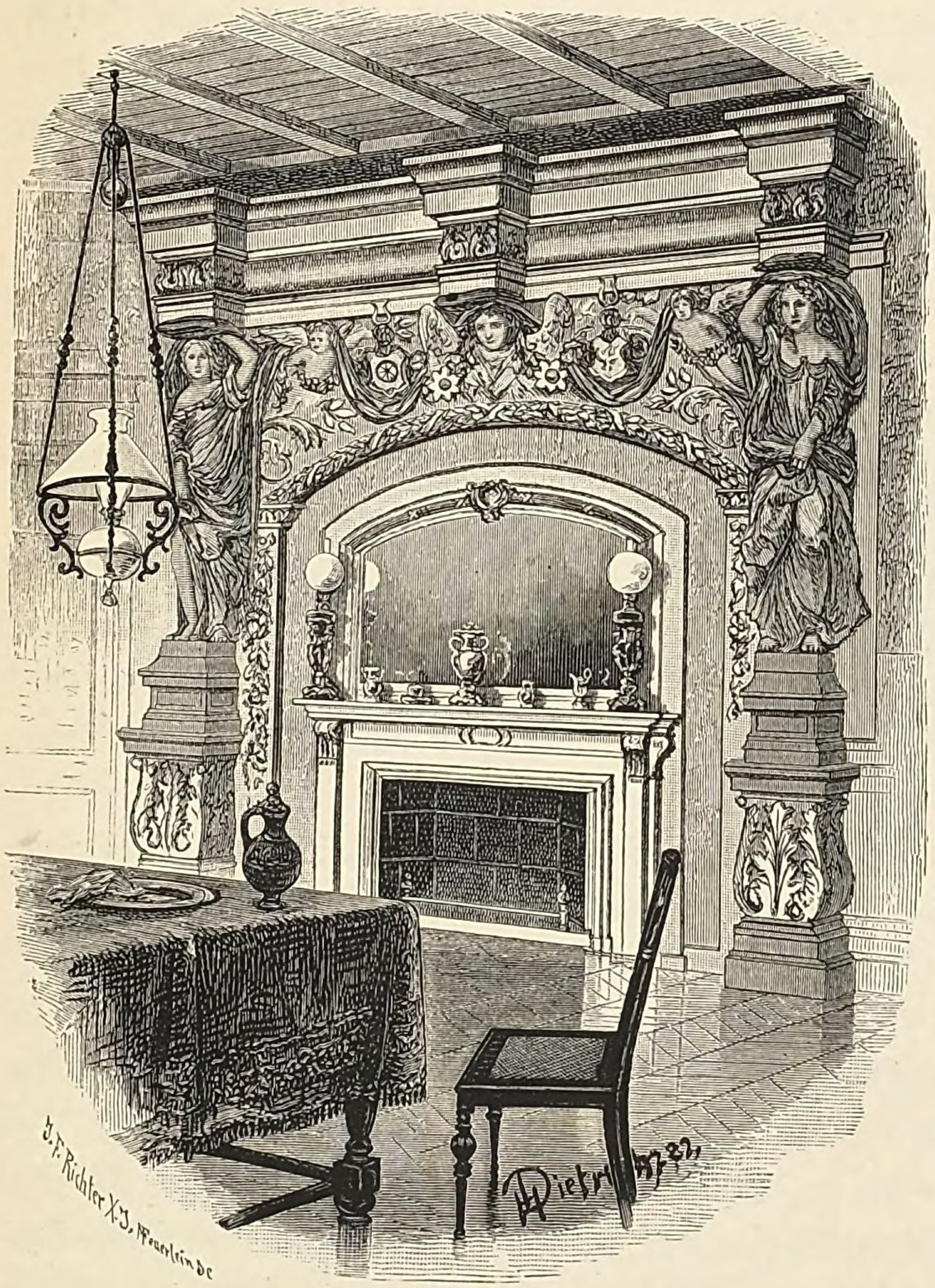
Gottes Ruh und Frieden Sei diesem Haus beschieden.

Zwei Medaillon-Reliefs, hoch oben an der Wand, geben dem Fremden Aufschluß über die Bewohner. Gegenüber dem Bilde des Besitzers nimmt den Ehrenplatz ein das vom Grafen Harrach entworfene Bild eines von der Familientradition als ältesten Ahnen bezeichneten Ritters Matthias von Jagow; die auf dem ersteren Bilde zu lesende Zahl 1875 bestimmt das



Schloß Calberwisch.

Jahr der Erbauung des Hauses, die dem zweiten Bilde beigefügte Zahl 1175 das erste Auftreten der Familie von Jagow in der Geschichte.



Kamin-Einfassung im Speisesaal.

Beim Eintritt in das Haus wirkt gar anheimelnd ein malerischer Flur mit einlaufenden Gallerien nach Art mittelalterlicher Jagdschlösser, ein kunstvoller Kronleuchter aus Hirschgeweihen, eichene Täfelung, alte geschnitzte Schränke und Truhen sind dort zu sehen. Im Speisesaal findet sich als Kamin-Einfassung ein werthvolles Holzschnitzwerk, welches von dem „alten Hause", wo es einen Alkoveneingang umgab, hierher übergeführt ist. Erasmus von Jagow und seine Gattin Dorothea Christine, geborene Gans, Edle zu Putlitz, haben es 1692, vermuthlich von einem altmärkischen Meister, fertigen lassen. Zwischen zwei Frauengestalten tragen fliegende Engel zwei mit reichen Ornamenten versehene Wappen, dazu Lorbeerzweige, Monogramme und in der Mitte ein Engelskopf — alles außerordentlich reich und geschickt ausgeführt. Aus allen Fenstern des Schlosses hat man

freundliche Blicke auf Wiesen und Weiden, Garten und Park und auf stolze Waldbäume.

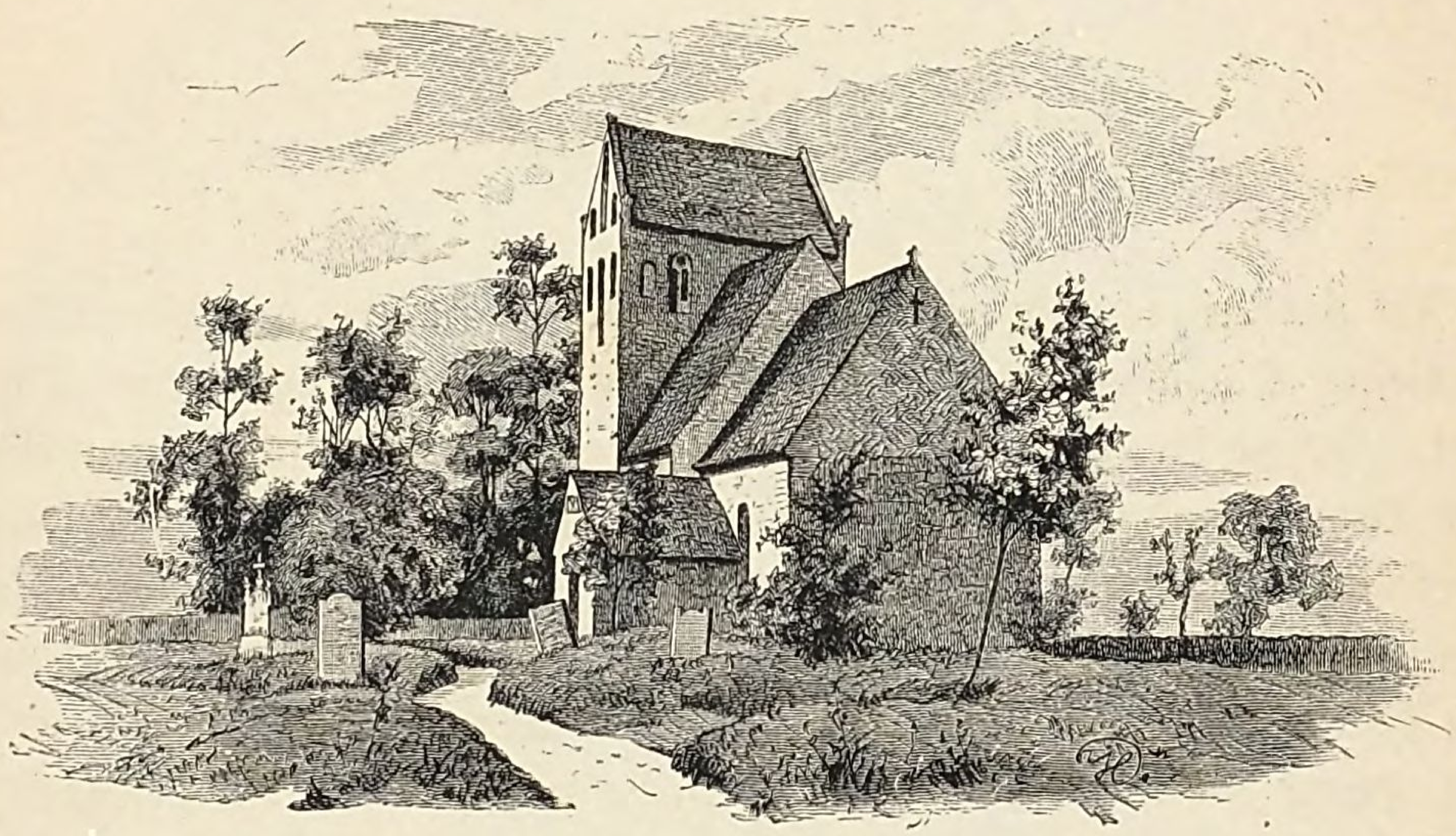
Sehenswerth ist auch die Pfarrkirche von Calberwisch. Adler hat ihr einen besonderen Abschnitt gewidmet. Sie ist 1164, also wenige Jahre später als die Kirche von Crevese, vom Grafen von Osterburg erbaut. Wie Adler konstatirt (a. a. O. Seite 47) ist bei ihr das Backsteinmaterial schon mehr zur Verwendung gekommen, als zu Crevese. Der obere Theil des Westthurmes gehört einer um achtzig Jahr späteren Bauzeit an. Aus ziemlich großen Backsteinen aufgemauert, hat er schlanke Giebel mit ansprechenden Verzierungen. Namentlich haben die aufsteigenden Ecken des Thurmes und alle Einfassungen der Nischen und Bogen „durch abwechselnd roth und schwarz glasirte Steinschichten einen einfachen, wirkungsvollen Schmuck empfangen." Das Innere der Kirche ist (1882) nach dem Rathe tüchtiger Sachverständiger wiederhergestellt worden. „Einen kleinen Schatz" besitzt die Kirche in einem trefflich geschnitzten Kruzifix aus dem 14. Jahrhundert.

Das siebenhundert Jahre alte Dorfkirchlein war erbaut worden mehrere Jahre nachdem die Kolonisten aus Niederland hier die Uchte eingedämmt, durch das versumpfte Land tiefe Wassergräben gezogen und den durch die Entwässerung gewonnenen Boden zu großen Höfen vertheilt und mit Wohnhäusern, Scheuern und Viehställen besetzt hatten. Der bauverständige Mönch, der Prämonstratenser vom Havelberger Kapitel, vielleicht derselbe, der gleichzeitig in Havelberg den Bau des 1170 eingeweihten Domes leitete, hatte in den Burgmannen von Uchtenhagen und in den freien deutschen Anbauern aus Niederland getreue Helfer zu seinem frommen Werke.

Das Kirchlein ist ein paar Jahrhunderte älter, als die herrlichen Eichen, deren himmelanstrebende Laubkuppen vor wenigen Jahren in dem schmucken Herrenhause von Calberwisch ein Denkmal moderner deutscher Baukunst erstehen sahen, wie die Altmark kein zweites aufzuweisen hat.

Von Aulosen bis Calberwisch! alle die Edelsitze der Jagows bekunden durch Jahrhunderte vererbte Eigenschaften der Familie. Die altmärkischen Ahnen des Geschlechtes, die einst mit den Wischebauern niederländischer Herkunft gen Osten wanderten, um mit Schwert und Pflug neues fruchtbares Land deutscher Siedelung zu gewinnen, müssen sich herzlich wenig um

die Vergangenheit ihrer Vorfahren gekümmert haben. Denn als ihre Enkel mit neuem Namen in die alte Heimat zurückkehrten, hatten sie den von den Vorfahren angenommenen und geführten Familiennamen bereits vergessen. Und die Nachkommen wiederum, sie ließen die alten, ehr-



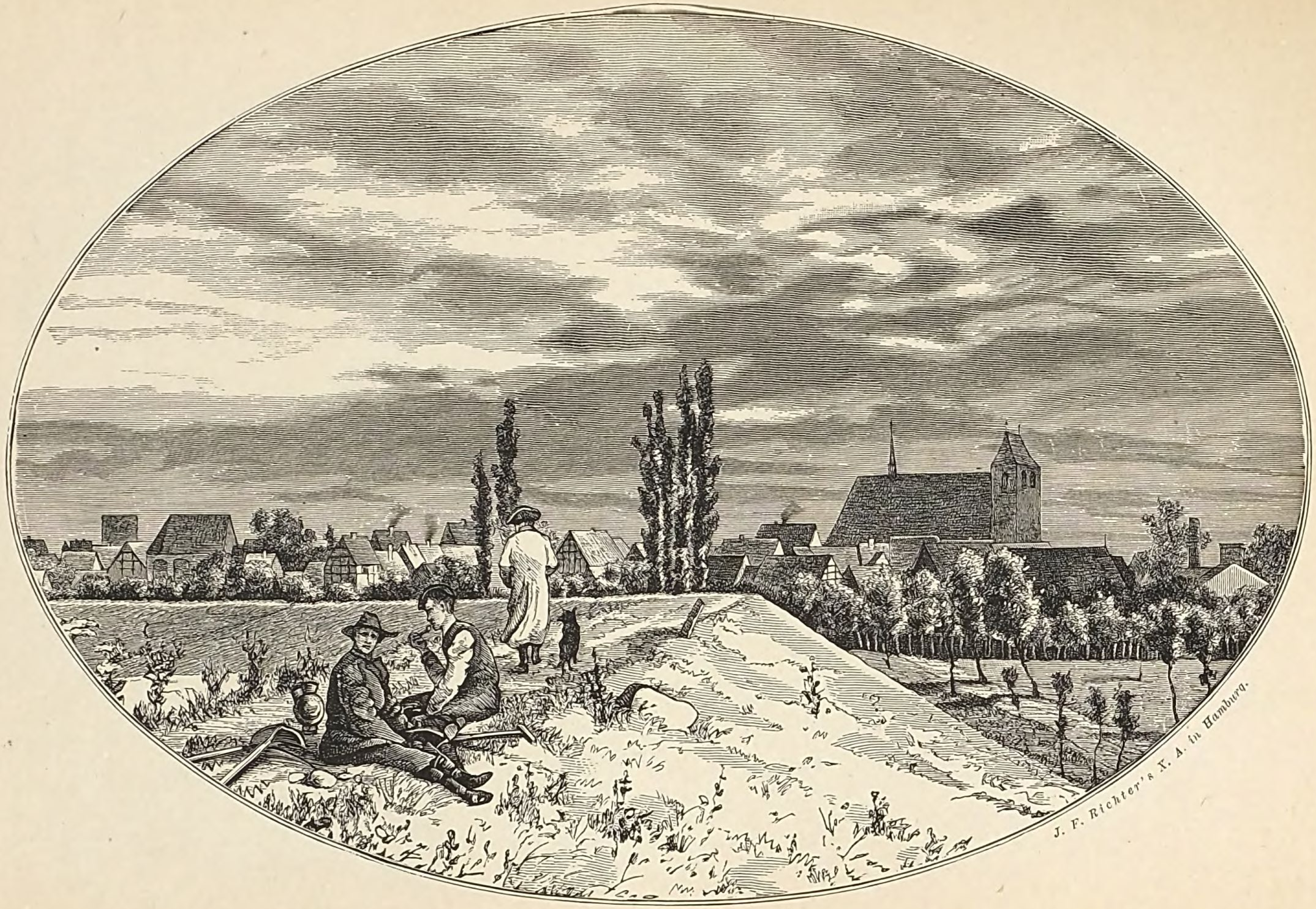
Dorfkirche in Calberwisch.

würdigen Burgen und Schlösser des Geschlechts zerfallen, und was in denselben von ererbter fahrender Habe steckte, gleichgültig vergehn; in ihren Händen wurden viele vergilbte Pergamente und Urkundenbriefe durch Unachtsamkeit vernichtet, ja selbst Ahnenbilder verkamen, man weiß nicht mehr, wie? Dahingegen hielten sie mit deutscher Zähigkeit, auch ohne künstliche Sicherungsmaßregeln, wunderbar fest an ihrem Besitz von Acker und Wiesen, von Weiden und Wald, — und als Beweis von Fleiß und Ordnungssinn und vornehmer Verachtung gemeiner Erwerbssucht, ja als Wahrzeichen treuer Liebe zur Heimat und herzlicher Freude an Gottes schöner Natur ragen weit in die Lande die vielen alten Eichen, denen Geschlecht auf Geschlecht die mordende Axt fernhielt. Möchte dieser Sinn auch in Zukunft der Familie bewahrt bleiben! Möchte man allezeit, wie heute, Bürgern und Bauern, und vor allen den Edelleuten der Altmark zurufen können: „Thut's den Jagow's gleich! — laßt die alten Eichen stehn!“

* Werben.

Zu den erinnerungsreichsten geschichtlichen Stätten der Altmark gehört das kleine Städtchen Werben, nahe dem Zusammenflusse von Elbe und Havel. Schon im Jahre 937 erwähnt, wurde die deutsche Burg Werben, deren Namen indessen auf eine noch ältere, zwischen den „Weiden“ der Flußniederung gelegene wendische Ansiedelung zurückweist, die Schutzwehr (dieser Gegend) der Nordmark gegen die immer von Neuem über den Elbstrom in ihr altes Gebiet zurückdrängenden Slaven. In den Mauern dieser Burg, deren Stätte freilich Niemand mehr kennt, weilte der deutsche König Heinrich der Heilige in den Jahren 1005 und 1012. Demüthig und, wie es slavische Sitte war, die Hände über der Brust gekreuzt, erschienen hier in beiden Jahren finsterblickend die Edlen der Wenden, um dem deutschen Reiche Treue und Gehorsam zu geloben.

Es soll im Jahre 1034 gewesen sein, als Kaiser Konrad II. hier abermals eine Zusammenkunft mit den Abgesandten der slavischen Völkerschaften jenseits der Elbe veranstaltete. Laut erhoben die Slaven vor dem Throne des Kaisers ihre Klagen über die Sachsen, deren Grausamkeit und nimmer zu ertragende Gewaltthätigkeiten den Streit verschuldeten, während die Deutschen mit den alten Vorwürfen über wendische Treulosigkeit antworteten. Da sollte nach der Ansicht der Zeit der allwaltende Gott selbst den Richterspruch thun; ein Zweikampf vor des Kaisers Augen sollte Recht und Unrecht entscheiden. Mit gleichen Waffen und gleichem, trotzigem Rechtsgefühle begannen zwei Krieger, ein Sachse, ein Wende, den Streit; — gespannt schauten die Parteien ihnen zu. Endlich sank der Sachse, von des Feindes Schwert zu Tode getroffen, auf dem Kampfplatz nieder: „Unser



Werben.

ist Sieg und Recht!" jubelten die Wenden. „Nimmer kann das sein!" riefen die Deutschen ihnen zu. „Die Geister der Finsterniß — nicht Gottes Wille — haben unsern Kämpfer gefällt!" Kaiser Konrad selbst trat auf die Seite seines Volkes und verweigerte den Slaven jede Genugthuung. Unversöhnt also, den tiefsten Groll im Herzen tragend, verließen dieselben den Tag zu Werben. Um Fastnacht des nächsten Jahres 1135 begannen sie ihren Rachekampf mit der Eroberung dieser Stadt; an dem Altare der uralten, hölzernen Kirche des Ortes fielen auf Befehl des Liutizenfürsten Gottschalk, welcher einst ein Christ gewesen war, den mißgestalteten Götzen der Wenden christliche Opfer in Menge. Graf Dedo, welcher die Besatzung der Grenzveste befehligte, wurde gefangen hinweggeführt.

Schon das nächste Jahr brachte den Rachezug; die zerstörte Burg fiel wiederum in die Hände der Deutschen und ward von ihnen noch stärker als vorher befestigt. Es schien, als ob endlich der Friede in die furchtbar verwüsteten Elblande einkehren sollte. Eitle Hoffnung indessen! Die Fürsten der Hevellen drüben über der Havel, eines Volkes, welches durch seinen entschlossenen Muth und seine begeisterte Liebe zur Freiheit besonders hervorragte, erhoben wiederum die Stanitza, die Fahne der alten Götter und der Ehren ihrer Nation. Kaiser Heinrich III. gebot dem Markgrafen Wilhelm sie ernstlich zu züchtigen. Ehe indessen der deutsche Heerführer noch seine Rüstungen beendet hatte, überfielen ihn die Slaven bei Pritzlawa. Wahrscheinlich ist dies der slavische Name der Burg Werben, welche sich neben der Stadt Werben nach wendischer Art auf einer Sumpfwiese an der Elbe erhob. Wenigstens hat noch lange Zeit eine dieser üppig grünenden Flächen den Namen „Prentzlaw" getragen, und nach Entzelts Berichte hat man in dem moorigen Grunde, welcher später durch die Eindeichung des Flusses zu fruchtbarem Wischeacker umgeschaffen wurde, Schwerter, Spieße, und Panzerstücke in Menge gefunden. Der Ausgang des Überfalles war für die Deutschen in hohem Maße verhängnißvoll. Markgraf Wilhelm und mehrere sächsische Grafen, unter ihnen der tapfere Dietrich, starben den Heldentod. Die deutsche Herrschaft in den Elblanden war vernichtet. Den Kaiser Heinrich, welcher erkrankt auf der Pfalz Botfeld im Amte Elbingerode weilte, erschütterte die Nachricht von der Niederlage der Deutschen der-

artig, daß er, noch nicht neununddreißigjährig, die Augen am 5. Oktober 1056 für immer schloß. Es war eine der düstersten Stunden in der deutschen Geschichte, als die Burgglocke zu Botfeld den Tod des Kaisers verkündete; sie läutete ein Jahrhundert des Kampfes für unser Vaterland ein — ein Jahrhundert der Demüthigung und Entehrung für unsere Herrscher!

Zu Werben geboten nun wieder die Wenden. Das deutsche Schloß zerfiel und ist, wie bemerkt, bis auf die letzte Spur untergegangen; die Stadt selbst sank zu einem Dorfe herab. Erst sehr allmählich, vermuthlich besonders durch die rühmliche Thätigkeit der von Albrecht dem Bären hier angesiedelten Kolonisten, erstand Werben wieder. Im Jahre 1160 endlich, nachdem die Erwerbungen der Deutschen im Havel- und Elblande für immer gesichert waren, fand hier auch der ritterliche Orden St. Johannis vom Spitale zu Jerusalem seine Heimath, indem Albrecht der Bär ihm das Patronat der Pfarrkirche zu Werben und das Eigenthum von sechs Hufen Landes verlieh, auf welchem sich stattlich die Gebäude der Komthurei Werben erhoben. Noch im 17. Jahrhunderte stand das alte Ordenshaus vor dem „Komthurei-Thore"; nach der im Jahre 1809 erfolgten Sequestration durch die westphälische Regierung wurde der Landbesitz der Johanniter Staats-Domaine und ihre alte Komthurei machte einem Amtsgebäude Platz.

Vom Jahre 1160 ab gestaltet sich die große, in hohem Maße blutige Geschichte der Stadt Werben, deren Burg nun nicht mehr genannt wird, zu einer sehr friedlichen und anspruchslosen. Auf ihrem Hofe sitzen die geistlichen Ritter und lassen sich's wohl sein. Ihr Komthur führt, was diese ritterlichen Herren vorzüglich verstanden, die ländliche Wirthschaft; die sechs oder sieben Priester, welche den Konvent bilden, dienen zu Chore und halten in der schönen St. Johanniskirche der Stadt die kanonischen Zeiten; der ganzen Niederlassung ist demnach ein mönchischer Charakter eigenthümlich. Reiche Stiftungen werden bei den Ordensbrüdern in Hülle und Fülle gemacht, und sie selbst halten wacker mit dem anvertrauten Gute Haus, das heißt, sie *verkaufen* emsig die Verdienste ihres Ordens. Es kommt schließlich soweit, daß fast ein jeder Bürger zu Werben die Brüderschaft für 8, 10 oder 12 Schillinge erwirbt und als Johannisbruder bestattet wird. Daneben haben die Johanniter heilige Zeichen mit dem Bilde des

Täufers für Wallfahrer feil. Sie versichern, das Haupt des hingerichteten Vorläufers Christi selbst unter den Reliquien ihrer Kirche zu besitzen, und stellen dasselbe auf dem Altare zur Verehrung aus. Wer ein „Lamm-Gottes-Zeichen" kauft, erhält 100 Tage Ablaß; in der Kirche selbst steht eine Wechselbank, werden Lichter und Kerzen an fromme Wallfahrer verkauft. Ist die Zeit der Ernte gekommen, so verrichten die Priester, wie die Urkunden besagen, in ihrem Ornate, das Ordenskreuz auf der Brust, dem Komthure die nöthigen Dienste zur Heimbringung und Bergung des goldenen Segens. Aber sie entschädigen sich auch ohne Scheu für die Mühen der Arbeit; denn an allen Festen und Heiligentagen halten sie ihre reichlichen Kollationen, an denen auch der Küster und die „Lichtmutter" mit theilnehmen. Die edelste Seite der Thätigkeit der Brüder St. Johannis zu Werben war entschieden ihre große Wohlthätigkeit; mit freigebiger Hand vertheilten die Komthure wie die Priester Almosen an Geld, Speise und Kleidung, auch noch nach der Reformation.

In der Stadt unterdessen ging Alles seinen ruhigen und stillen Gang; die Bürger bauten ihren fruchtbaren Wischeacker und freuten sich über den reichen Ertrag der „Sürewiesen" zwischen Elbe und Havel. Man festigte die Deiche und hielt zu Werben wie zu Seehausen alljährlich zweimal, am Mittwoche nach Michaelis und am Mittwoche nach Simonis und Judae das Bodding und Lodding in alter Form ab.

Erst der dreißigjährige Krieg hat den Namen der Stadt Werben wieder in Aller Mund gebracht. Schon im Jahre 1626 hatte der dänische General Fuchs hier bei Werben die Elbe überschritten, um im Lüneburgischen sich mit dem Könige Christian IV. zu verbinden, und im Jahre 1631 bemächtigte Gustav Adolf sich dieses hochwichtigen Strom-Überganges. Er übertrug dem Obersten Baudissin die Führung der Vorhut; dieser setzte mit 1000 Pferden durch die Elbe, überfiel die Stadt und machte in ihr dreihundert Lichtensteiner zu Gefangenen. Am folgenden Tage, den 11. Juli, nahm Gustav Adolf selbst Quartier in Werben. Zum Truppenlager aber erwählte er „die Mersche", eine Gegend nahe den Elbdeichen. Über den Fluß ward eine Brücke erbaut, und auf dem Werder, bei welchem die Havel in die Elbe sich ergießt, eine feste Schanze angelegt, um namentlich

den Transport von Lebensmitteln auf der Elbe und der Havel völlig zu beherrschen. Die einzige Stelle, an welcher der Werder mit den Sürewiesen zusammenhing, wurde durchgraben. Dann ließ Gustav Adolf starke Umwallungen und Batterien aufführen. Nunmehr fühlte er sich als Herrn der unteren Elbe. Dem Grafen Tilly entging es nicht, welche wichtige Vortheile die Schweden mit der Besitzergreifung gerade dieses Platzes errungen hatten; er griff deshalb den König sogleich an, beschoß Stadt und Schanze, konnte jedoch den Gegner nicht zu einer Schlacht verlocken. Der Werbener Kirchthurm verlor damals seine hohe, kunstvolle Spitze. Mißmuthig zog Tilly nach Wolmirstedt ab, der Schwedenkönig folgte ihm und übergab die Schanze dem Obersten Rose.

Im Jahre 1635 vertrieb zwar der sächsische Oberst Unger die Schweden aus ihrer so starken und wichtigen Stellung, jedoch schon im Mai 1636 eroberte Banner dieselbe zurück. Am 5. August 1637 übergab der Generalmajor Ruth die Werbener Schanze an die Sachsen und Brandenburger; er endete dafür auf dem Markte zu Wismar unter dem Richtschwerte des Henkers. Friedrich Wilhelm der Große ließ endlich die Werbener Werke bis auf wenige, noch heute erkennbare Trümmer niederlegen.

Damit endet die Geschichte dieser Landschaft und der Stadt Werben. Die letztere hat Erwähnenswerthes nicht mehr erlebt. Halb eingeschlossen von dem mächtigen Elbdeich liegt sie fern von den großen Straßen des Verkehrs vor uns, prangend in dem Grün ihrer äußerst fruchtbaren Umgebungen und geziert mit altehrwürdigen Baulichkeiten, über welche die Kunst einen reichen Schmuck gebreitet hat.

Übergehen wir die alten Mauern, den runden Wartthurm an der westlichen, die alte Heiligegeist-Kapelle an der nördlichen Seite der Stadt, jetzt ein Magazin, sowie das im vergangenen Jahrhunderte neu erbaute Rathhaus. Es bleiben uns dann als hervorragende Werke der Kunst noch das Elbthor und die Kirche der Johanniter.

Das erstere ist eins jener charakteristischen Bauwerke, mit welchen die spätere Gothik etwa um 1460 die altmärkischen Städte geschmückt hat; im Innern desselben befinden sich drei Gewölbe über einander; im Fundamente unter ihnen liegt ein tiefer Brunnenschacht. Das Äußere ist sehr

gefällig. Dasselbe besteht aus zwei Cylindern, überaus zierlich mit Zickzacklinien und Zinnenkränzen geschmückt, das obere Stockwerk natürlich verjüngt, um einem geschützten Umgange Raum zu gewähren. Neben dem Thurme eröffnet sich der mit Wappenblenden gezierte Durchgang durch die Mauer. Hochedle Formen und vortreffliches Material! Dasselbe gilt von der spätgothischen St. Johanniskirche und ihren durch wundervoll gezeichnetes Maßwerk verzierten Strebepfeilern, den Portalen und Friesen, ihrer vorzüglich reichen, dreifachen Chor-Anlage, ihren kühn aufsteigenden Gewölben und ihrem sehr werthvollen inneren Schmucke.



Elbthor.

Im Chore erhebt sich ein hoher, fünfarmiger Leuchter; auf drei Löwen ruhend und mit zierlichen Lichtkappen versehen, trägt er die Inschrift: «Anno domini 1487 do makede herman Bonstede dese luchte.» Auf denselben berühmten niedersächsischen Meister geht laut Inschrift die Taufe der Werbener Kirche zurück; sie ward 1489 verfertigt. Ein gleich ausgezeichnetes Kunstwerk ist der alte, prächtig geschnitzte, bemalte und übergoldete Hochaltar aus derselben Zeit mit Darstellungen aus der Geschichte der heiligen Maria. Auf beiden Seiten des Chores befinden sich ferner die im 16. Jahrhunderte entstandenen Bilder der zwölf Apostel, welchen sich als Dreizehnter —

Dr. Martin Luther zugesellt. Unter den Grabsteinen der Kirche erwähnen wir die Denkmäler der beiden Komthure Joachim von Kleist, Balthasar von der Marwitz und des 1631 im Kampfe mit den Pappenheimern gefallenen Pfalzgrafen Karl Ludwig von Lautereck. Dies Alles vereinigt sich zu einem hervorragend erinnerungsreichen Schmucke der alten Johanniterkirche, dessen köstlichster Theil freilich immer die von Markgraf Friedrich dem Eisernen im Jahre 1467 gestifteten Glasmalereien des hohen Chores bleiben werden.

Diese herrlichen Kunstwerke stellen die Auferstehung und das jüngste Gericht dar; sie enthalten außerdem das Wappen der Stadt Werben und das des Kurfürsten, sowie das rothe Bannerzeichen, welches zur See, und das weiße Kreuz im schwarzen Felde, welches zu Lande den Johannitern voranwehte. Die bildlichen Darstellungen tragen bemerkenswerthe Spuren jenes überaus lebendigen, ketzerischen Geistes an sich, welcher, durch die Bekämpfung des Wunderblutes zu Wilsnack heftig angeregt, damals sich hier zu Lande zeigte: böse Geister ziehen in diesen Malereien den Papst, sowie hervorragende Vertreter des Klerus in den offenen Höllenrachen hinab. Harmloser sind die Gegenstände aus der heiligen Geschichte aufgefaßt, welchen wir sonst hier begegnen; jene malerischen Ketzereien aber ziehen so sehr die Aufmerksamkeit auf sich, daß sie zu einem Wahrzeichen der Kirche und der Stadt Werben geworden sind.

Andere Merkwürdigkeiten des schön geschmückten Gotteshauses treten im Vergleich mit den erwähnten Kunstgegenständen erheblich zurück. Und so möge denn nur noch ein Bild vergangener Tage aus diesem Gotteshause zu St. Johann vor uns aufsteigen. Es ist der Abend des Johannistages in einem der Jahre um die Wende des 15. Jahrhunderts zum 16. Wie ist der 24. Juni doch so reich an wunderbaren Gnaden! Wasser und Kräuter, Luft und Thau, — das Alles hat heut besondere Kräfte, heilende, beglückende! Da wollen auch die Johanniter gerne die Dürftigen erfreuen, welche in den Schutz des weißen, achtspitzigen Kreuzes sich geflüchtet haben. Vor dem Altare der Armen und Elenden dort, über welchem im goldnen Lichte des Abends St. Mariens Himmelfahrt erglänzt, ist soeben die Vigilie gehalten worden; jetzt wird die Spende vertheilt, die einst ein frommer

Ritter für des Ordens Festtag gestiftet hat. Der milde Komthur selbst, Herr Liborius Schaptow, und der jugendliche Priester, Herr Dietrich Rottidecke, vertheilen den Johannispfennig und des Täufers Gabe vor dem Altare, vor welchem sich die Armen zahlreich eingefunden haben. Dann, als die Austheilung vorüber ist, jubeln die Töne der Orgel noch einmal auf; sie pläludiren dem berühmten Hymnus des Guido von Arrezo auf St. Johannes, den Vorläufer Christi, nach welchem des Gesanges Töne selbst ihren Namen erhalten haben. Und als nun endlich der Strom der Andächtigen nach dem Anhören des priesterlichen Lobgesanges das Gotteshaus verlassen hat, da reicht der Commendator dem Priester die Hand: „Nun hin zum Ordenshause,“ spricht er, „und einen vollen Becher zu St. Johannis Minne und auf das Wohl der ritterlichen und milden Brüderschaft!“

O. S.



Aus der Petrikirche in Stendal.

Stendal.

Dorf, Burg und Stadt.

Wenige Städte giebt es in Deutschland, die sich dem Fremden von außen so stattlich präsentiren, als Stendal, die Hauptstadt der Altmark. Seitdem die Stadt ein Knotenpunkt von Eisenbahnen geworden und dadurch in Bevölkerung und Verkehr schnell angewachsen ist, sind freilich an der Südseite vor den Thoren im Anschluß an den Bahnhof ganz neue Straßen entstanden, die auch das äußerliche Bild der mittelalterlichen Stadt auf dieser Seite verdeckt haben. Um die noch heute vorhandenen alten Bauwerke möglichst vollständig überschauen zu können, wählt man am besten die alte Landstraße nach Gardelegen, die zum Dorfe Groß-Möringen sanft in die Höhe steigt. Von hier erblickt man unten im Thal die weitläufig gebaute Stadt in ihrer längsten Ausdehnungslinie. Schon von fern erkennt man eine Reihe umfangreicher, großartiger und hervorragender Bauwerke,

> „die mehr, als Urkunden oder geschichtliche Überlieferung es vermögen, von der einstmaligen Größe, der politischen Bedeutung und dem Kunstsinn der mittelalterlichen Stadt laut und vornehmlich reden und bis zu dieser Stunde den Charakter der heutigen Stadt ausschließlich bestimmen. Die Stadt Stendal besitzt noch jetzt an kirchlichen Bauwerken: Die Domkirche St. Nikolaus, drei Pfarrkirchen: St. Maria, St. Peter und St. Jakob, zwei Jungfrauenklosterkirchen: St. Katharina und St. Anna, den Rest eines Franziskanerklosters, die Hospitalkirche St. Gertrud, und an Profangebäuden: das Rathhaus und die beiden Prachtthore, das Ünglinger und Tangermünder Thor." (Adler a. a. O. S. 55.)



J. F. Richter's X. A. in Hamburg.

Stendal.

Rechts und links vom Dome erblickt man von dem erhöhten Standorte aus über die Stadt fort zwei der stattlichsten märkischen Kirchen, die St. Stephanskirche von Tangermünde und die Klosterkirche von Jerichow. Noch viel großartiger als jetzt muß sich Stendal im späteren Mittelalter von Außen dargestellt haben. Damals war es durch einen Wall mit doppeltem Graben befestigt und mit einer hohen Ringmauer versehen, die auf einem besonderen Walle stand und unterhalb aus Granit, oberhalb aus Backsteinen erbaut war. An und auf der Mauer befand sich eine große Zahl vorspringender, halbrunder und quadratförmiger Mauerthürme. Vier Thore, das Ünglinger, das Tangermünder, das Viehthor und das Arneburger Thor, durchbrachen mit mächtigen Thorthürmen und Graben-Übergängen die Mauer. Von dieser ausgedehnten und starken Befestigung haben sich nur Theile der Ringmauer und die inneren Thorthürme des Ünglinger und Tangermünder Thores erhalten.

Wer von der Höhe von Groß-Möringen die Landstraße hinabgeht und durch das herrliche Ünglinger Thor in die Stadt eintritt, befindet sich auf einer breiten geraden Straße, die für eine Lindenallee, für Fahrwege und breite Bürgersteige zur Rechten und Linken Raum bietet. Hier ist der älteste Theil Stendals zu suchen, noch heute heißt diese Straße das alte Dorf.

Das Dorf Steinedal war eines von drei Dörfern im Gau Belsheim, im Balsamgau, mit denen der Bischof Bernward von Hildesheim 1022 das Michaelskloster daselbst bei dessen Gründung begabte. Auf welche Weise diese Orte des nach damaliger kirchlicher Eintheilung zum Bisthum Halberstadt gehörenden Gaues in Besitz des Hildesheimer Bischofs gelangt waren, ist nicht aufgeklärt. Vermuthlich durch Vertauschung kam das Dorf Steinedal (Steinthal) oder niederdeutsch Stendal genannt, im zwölften Jahrhundert in Besitz des Markgrafen Albrecht des Bären. Das Dorf war ein deutsches, von deutscher Bauart und von Deutschen bewohnt. Südlich vom Dorfe, da wo jetzt der Dom steht, lag an der Uchte, dicht bei dem Dorf Schadewachten, die Burg Stendal, die vermuthlich schon von König Heinrich I. begründet ist und den Übergang über die Uchte sicherte.

Im Jahre 1151 verlieh Albrecht der Bär dem Dorfe Stendal einen öffentlichen Markt, der bis dahin in dieser Gegend gefehlt hatte. Die

Bürger erhielten Magdeburger Stadtrecht, auf fünf Jahre Erlaß aller landesherrlichen Abgaben, für immer Zollfreiheit an den älteren märkischen Zollstellen und eine Feldmark als erblichen, veräußerlichen Besitz. Mit der richterlichen Macht belehnte Albrecht erblich „seinen Mann Otto", den Burggrafen, dergestalt, daß ihm ein Drittel, dem Markgrafen zwei Drittel der Gerichtsgefälle gehören sollten. Die Kaufleute, die hier ihren Wohnsitz aufschlugen, nahmen den Platz zwischen den Dörfern Stendal und Schadewachten zur Anlage des Marktplatzes, zum Bau des Kaufhauses und Rathhauses und in dessen unmittelbarster Nähe zur Errichtung der Marktkirche oder Kaufmannskirche. Vermuthlich war die älteste Kaufmannskirche dem heiligen Johannes als dem Schutzpatron der Kirche der Magdeburger Kaufmannsstadt geweiht. Die kleine Johanniskirche oder Johanniskapelle, die erst im 17. Jahrhundert abgebrochen ist, wurde bald bei zunehmender Ausdehnung und wachsendem Reichthum der Stadt durch die stolze Marienkirche ersetzt, die in ihrer unmittelbaren Nähe, zwischen ihr und dem Kaufhause, erbaut wurde.

In ältester Zeit umfaßte die Stadt nur den engen mittleren Raum zwischen den beiden faulen Uchten. Noch im zwölften Jahrhundert scheint das alte Dorf zur Stadt gezogen zu sein. Inzwischen war die Burg als solche durch die Gründung der Stadt überflüssig geworden. Graf Heinrich von Gardelegen, Bruder des regierenden Markgrafen Otto II. und Enkel Albrecht's des Bären, stiftete um 1188 auf der Burg das Domstift zu Stendal. Der ganze Raum der Burg wurde dafür bestimmt, die Domkirche erbaut und dem heiligen Nikolaus gewidmet. Um sie herum wohnten in ihren Kurien die zwölf Domherren. Zwischen 1229 und 1255 wurde dann auch das Dorf Schadewachten in die Stadt hineingezogen. In dem letzten Viertel des 13. Jahrhunderts endlich wurden unter Vereinigung eines dritten Dorfes Wusterbusch mit der Stadt die Mauern beträchtlich erweitert. Um das Jahr 1300 hatte die Stadt Stendal bereits denselben Umfang, den sie bis in die Gegenwart beibehielt.



J. F. Richter's X. A. in Hamburg

Kloster Jerichow.

Die Bauwerke Stendals.

Keine Stadt der Altmark ist so reich an wohlerhaltenen Backsteinbauten wie Stendal. Die Verbreitung des Backsteinbaues über den Nordosten Deutschlands ging wahrscheinlich von der Altmark aus. Für die Entwickelung der Baukunst ward die seit 1146 durch Markgraf Albrecht den Bären und Bischof Anselm von Havelberg erfolgte Einführung Niederländischer Kolonisten von größter Wichtigkeit. Auf diese ist das plötzliche Auftreten des Backsteinbaues in den Bauwerken der Altmark zurückzuführen. (Adler a. a. O. S. 33 ff.)

Den eigentlichen Ausgangspunkt bot das Prämonstratenser-Kloster Jerichow in dem damals zur Altmark gehörenden Lande Jerichow. Zur Begründung desselben wurden, nachdem Markgraf Rudolf von Stade 1144 von den Ditmarsen erschlagen war, vom letzten Sohne des Stadeschen Hauses, von Hartwig, Domherrn zu Magdeburg und Dompropst (später Erzbischof) zu Bremen die Burg Jerichow und eine Reihe anderer Besitzungen geschenkt. Auch Bischof Anselm und das Mutterkloster Unser Lieben Frauen zu Magdeburg gaben reiche Güter zur Ausstattung der nach Jerichow ziehenden Klosterbrüder. Diese erbauten außerhalb des Dorfes Kloster und Kirche. Um dieselbe Zeit kamen die Niederländer, die schon seit 1106 im Bremer Lande angesiedelt waren, und brachten, neben der Kunst Sümpfe zu entwässern und Dämme und Deiche gegen Wassersgefahr zu ziehen, auch die Kunst des Backsteinbaues mit, die nun in großem Umfange angewendet wurde.

Die Klosterkirche zu Jerichow ist das Urbild für alle Bauten dieser Art im nordöstlichen Deutschland. Sie ist eine dreischiffige flachgedeckte Säulenbasilika mit geviertem Hauptchor, zwei Nebenchören und einer zweischiffigen Krypta. Zwei stattliche viereckige Thürme schmücken die Vorderfront. Von dem 1159 beendeten Bau rührt noch der Kern des Gebäudes her, Nebenchöre und Thürme sind späterer Zusatz.

Gleichzeitig mit der Kirche erstanden die Klostergebäude und Kreuzgänge. Aber die durch gediegene Technik hervorragenden Sandsteinarbeiten zum Schmuck von Portalen, Fenstern und Säulen sind auf eine erweiternde, verschönernde Bauthätigkeit zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts zurück-

zuführen. Sie gehören nach Adler „zu dem Ausgezeichnetsten, was deutsche Kunst jemals in spätromanischen Kunstformen geschaffen hat." Leider werden die schönen Baureste zu Futterräumen für das Vieh der Domäne benutzt; auch bei schonender Behandlung seitens des Pächters müssen sie in absehbarer Zeit vollständig vernichtet sein. Hat der Preußische Domänen-Fiskus kein Geld, andere Wirthschafts-Gebäude zu bauen und die alten schönen Klosterräume zu restauriren und würdigerer Bestimmung zurückzuführen?



Im Kloster Jerichow.

Die ersten Backsteinbaumeister der Altmark waren sicher Mönche von Jerichow. In dem schnell aufblühenden Stendal werden sie ihre Kräfte zuerst der Jakobikirche gewidmet haben, deren Thürme 1808 eingestürzt und nicht wieder aufgebaut sind. Einzelne Theile der Kirche scheinen noch Reste eines 1150—1160 stattgefundenen Baues zu sein.

Die erste Stelle unter den Baudenkmälern nicht bloß der Stadt Stendal sondern der Altmark nimmt der Dom ein. Wie Adler, auf dessen ausführliche Beschreibung wir verweisen, darthut, steht der Dom „wegen der Klarheit



Dom in Stendal.

seiner Plananlage, wegen der Schönheit seiner Verhältnisse im Ganzen wie im Einzelnen und wegen der strengen Detailbehandlung . . ." ganz ohne Gleichen da und muß als die reichste Schöpfung der kirchlichen Architektur des Spätmittelalters in Norddeutschland betrachtet werden. Graf Heinrich von Gardelegen hatte bereits 1188 das Domstift begründet; der Stiftungsbau war Mitte des dreizehnten Jahrhunderts durch Anbau der Westfront mit zwei Thürmen erweitert. In den zwanziger Jahren aber des fünfzehnten Jahrhunderts begann der großartige Neubau des Domes, der 1475 fertig wurde. Noch ist „trotz aller Zerstörungen das edle Bauwerk in allen wesentlichen Theilen erhalten." Götze (a. a. O. S. 18) schreibt darüber wie folgt:

„Hoch empor über alle übrigen Gebäude von Stendal ragt der gewaltige dreischiffige Kreuzbau mit den hohen Spitzbogenfenstern, während die Seitenkapellen zwischen den Strebepfeilern dem Innern das Ansehen einer fünfschiffigen Kirche verleihen. Noch entzückt der Nordflügel des Querschiffes, dessen breite Giebelfläche durch ein riesiges fünftheiliges Spitzbogenfenster unterbrochen ist, mit seinen elegant profilirten Giebelpfeilern und stufenartig emporsteigenden Zwischenwänden sammt der reich getheilten Rose nebst sonstigem Zierrat, den der Backsteinbau verstattet, das Auge des Kenners, wie des Laien, die bereitwillig diesen Theil als eine der edelsten und musterhaftesten Schöpfungen des Backsteinbaues anerkennen. Unter dem gewaltigen Fenster befindet sich der Haupteingang, bewacht von den Gestalten des heiligen Nikolaus und Bartholomäus, denen diese Stiftskirche geweiht war. Noch ragt im Osten in fast schmucklosen, aber sehr reinen Verhältnissen der hohe Chor. Noch schließt die Westfront ab mit den beiden quadratischen Thürmen und dem Glockenhause dazwischen; aber — der Hauptschmuck fehlt: die beiden hochragenden Thurmspitzen, deren eine mit Blei, die andere mit Kupfer gedeckt, jede aber von vier schlanken Eckthürmchen flankirt war, sind nicht mehr vorhanden. In einer unglücklichen Mainacht des Jahres 1660 wurden beide durch den Blitz entzündet, brannten herunter und wurden in jener verarmten Zeit durch die ärmlichen Walmdächer ersetzt, welche noch heute die Domthürme verunzieren. Die eine Spitze war noch das letzte Werk der Bauthätigkeit des Domstifts gewesen, und die Urkunde, welche die geistlichen Herrn damals (1525) in den Thurmknopf gelegt hatten, enthielt bereits bittere Klagen über die wachsende Ketzerei und die Verfolgung des altgläubigen Klerus. Von der hohen Marienkapelle, welche einst der Westfront vorgelagert war, sind jetzt nur noch die Ansatzspuren zu sehen. Sie stürzte während des dreißigjährigen Krieges zusammen; aber noch hundert Jahre lang ließ man ihre traurigen Ruinen stehn."

Das ganze Gebäude ist innen wie außen in sauber gefugter Verblendungsarbeit aus gut gebrannten Backsteinen hergestellt, deren braunrothe Färbung

im Innern einen ernsten feierlichen Eindruck macht. Im hohen Chor „strahlen die Glasmalereien der elf hohen Bogenfenster in gesättigter Farbenpracht.“ Einst waren sämmtliche Fenster des Domes mit gleichem Zierrat geschmückt, — jetzt haben die Überreste noch nicht einmal hingereicht, die Fenster des hohen Chors vollständig zu füllen.

Außer diesen Glasmalereien und vier Reihen geschnitzter Chorstühle aus dem fünfzehnten Jahrhundert, sowie einigen weniger werthvollen alten Bildern und Grabdenkmälern besitzt der Dom nichts mehr an Kunstwerken. Bekmann (1747) rühmt einen Taufstein, „ein ansehnliches großes metallenes Werk, an dessen Fuß und Deckel sammt darauf stehendem, zugethürmten Gehäuse, viel künstliche Bilder sich befinden.“ L. Götze hat in einem das Schicksal dieses Taufbeckens darstellenden Aufsatze (19. Jahresbericht des Altmärkischen Vereins 1864, Seite 96 bis 100) nach den Akten der Regierung und des Domes mitgetheilt, wie man auf Antrag eines der ersten Geistlichen des Landes, des Generalsuperintendenten der Altmark und Priegnitz Silberschlag, unter Genehmigung der Landesuniversität Frankfurt, als Patronin des Domes 1780 bis 1787 das vielgepriesene Werk abbrach und als Glockengut und altes Eisen in öffentlicher Auktion verkaufte.*)

An der Südseite des Domes führen hohe Thüren nach dem gewölbten Refektorium und nach dem Kreuzgange, der mit drei Flügeln den Domkirchhof umschließt und Kirche und Stiftsgebäude verbindet.

„Seine unteren Innenmauern, die noch dem dreizehnten Jahrhundert angehören, öffnen sich in breiten Spitzbogen nach dem Friedhofe; zwei schlanke Sandsteinsäulen mit romanischen Blattkapitälen stehen in jeder Öffnung und tragen spitzbogig ausgeschnittene Sandsteinplatten. So hat man überall den Durchblick nach dem Friedhofe, den die sterblichen Überreste von zwanzig Generationen um mehrere Fuß über die Sohle des Kreuzgangs erhöht haben.“ (Götze S. 23).

Der Fremde freilich, der heute den Kreuzgang des edlen, vor vierzig Jahren auf Staatskosten restaurirten Bauwerks besichtigt und Pfeiler und Gewölbe bewundern will — findet sich wieder einmal durch einen Preußischen

*) Zusammen waren es einschließlich 6 Statuen 18 1/5 Zentner Glockengut, 5 Zentner 20 Pfund Eisen vom eisernen Gitter und 64 Pfund Blei. Käufer waren die Schutzjuden Heinemann und Levi; der Gesammterlös betrug etwa 340 Thlr. Außerdem wurden 1783 7 messingene Leuchter von 54 Pfund, 2 Kruzifixe von 3 Pfund und 1787 der große silberne Abendmahlskelch des Domes, 4 Pfund 2 Loth schwer, verauktionirt. Letzteren kaufte ebenfalls der Schutzjude Levi — für 31 Thaler, das Loth zu 15 Groschen.



J. F. Richter's X. A. in Hamburg.

Marktplatz in Stendal.

Fiskus gehindert. Diesmal ist es der Militärfiskus. Er hat in einem erheblichen Theile des Kreuzganges, der von den Soldatenhorden des dreißigjährigen Krieges zu Pferdeställen benutzt wurde, die Öffnungen nach dem stillen Domfriedhofe durch häßliche hölzerne Bretterwände vernagelt und seine Trainwagen dort untergebracht.*)

Vor dem Dome auf dem geräumigen Domplatz steht eine mächtige Linde. Vielleicht ist sie einst zur Erinnerung an einen für den Neubau des herrlichen Domes wichtigen Tag des fünfzehnten Jahrhunderts gepflanzt worden. Jedenfalls hat sie den großen Dombaumeister walten sehen, dessen Name uns keine Urkunde und keine Inschrift überliefert hat.

Um dieselbe Zeit, wo das Domkapitel den Umbau des Domes unternahm, vollendete im regen Wetteifer der Rath der dazumal reichsten Stadt der Mark den herrlichen Neubau der Marienkirche.**)

„Der Grundriß zeigt eine dreischiffige, gewölbte Hallenkirche, deren Seitenschiffe um den halbachteckig geschlossenen Chor herumgeführt und an allen Seiten durch niedrige, zwischen den Strebepfeilern hinaus gebaute Nebenkapellen erweitert sind. Im Westen besitzt St. Maria in dem stattlichen, mit hohen Spitzen geschmückten Thurmpaare die einzige wohlerhaltene Westfront unter den zahlreichen Pfarrkirchen der Altmark, und ein zierlicher Dachreiter über dem Chordache vervollständigt die einfach großartige Bauanlage. Ohne Schwierigkeit erkennt man, daß mit Ausnahme der unteren Thurmgeschosse die Kirche einer Bauzeit entstammt und nach einem Plane gebaut worden ist. Eben so leicht überzeugt man sich, daß der Dom zu Stendal das Vorbild für St. Maria gewesen ist" u. s. w.

Das Schiff der Kirche ist von 1435 bis 1447 erbaut; einzelne nicht mehr vorhandene Kapellen rühren aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts her. Die Kirche besitzt im hohen Chor einen großartigen, reich ausgestatteten Hochaltar mit gewaltigen Flügelthüren, ein Holzschnitzwerk mit einer Darstellung aus dem Leben der Heiligen in reichem Farben- und

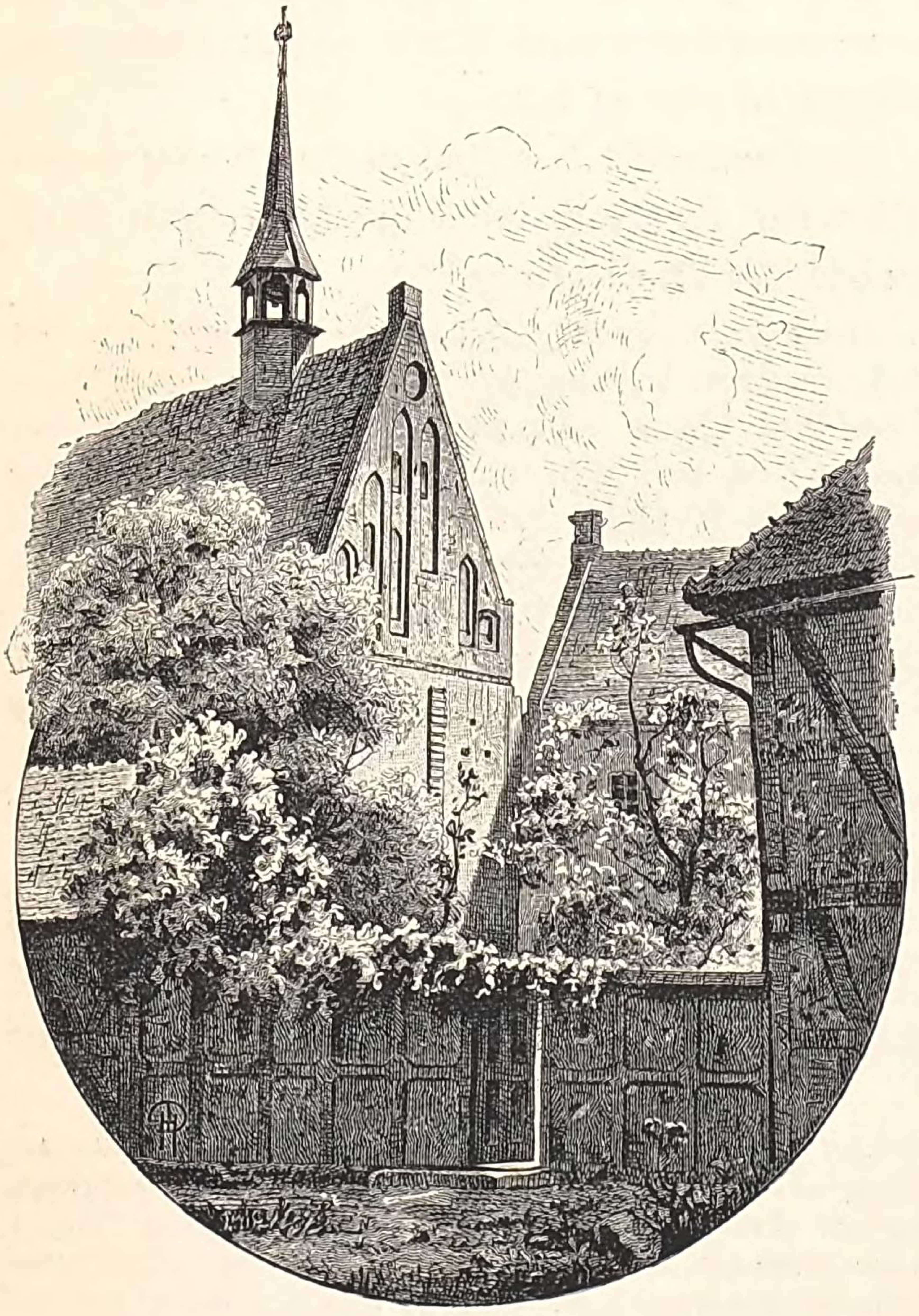
*) Solche Behandlung widerfährt also „der reichsten Schöpfung der kirchlichen Architektur des Spätmittelalters in Norddeutschland" — nach dem Ausspruche Adler's, der allgemein als die erste Autorität auf diesem Kunstgebiete gilt und nebenbei auch, wie das Berliner Adreßbuch bezeugt, zur Zeit Geheimer Baurath und vortragender Rath im Ministerium der öffentlichen Arbeiten, ordentlicher Professor an der Königlichen technischen Hochschule, Mitglied der Kunst- und Bauakademie ist. Giebt es denn kein Mittel, den verschiedenen Fiskussen Preußens einen größeren Respekt vor den Bauwerken und Kunstschätzen, und vor den für die vaterländische Geschichte bedeutsamen Orten der Altmark beizubringen?

**) Vergleiche Vollbild „Der Marktplatz von Stendal".

Goldschmuck, eine tüchtige Arbeit des späteren Mittelalters. Die Kirche besaß nicht weniger als 26 Neben-Altäre in den Seitenkapellen.

Die schönste Zierde der Kirche sind die beiden schlanken, 270 Fuß hohen Thürme mit ihren kupfergedeckten Helmdächern. Zwischen beiden schwebt auf luftiger Brücke die dritte Thurmspitze, die im verjüngten Maßstabe die beiden Schwestern getreulich nachahmt.

Ein schönes, hohes Helmdach trägt auch noch der Thurm der Petrikirche, die in ihren verschiedenen Theilen aus dem 14. und 15. Jahrhundert herrührt. Die Thurmspitze wurde 1563 durch einen Sturmwind heruntergeworfen. Die Stadt war damals noch reich genug, um die schlanke, achteckige Spitze aufzusetzen.



St. Annenkapelle.

Von den Klöstern und deren Kirchen sind noch mehrere Baulichkeiten erhalten, so die Katharinenkirche auf dem Schadewachten, unweit des Tangermünder Thores, die Kirche eines von Kurfürst Friedrich II. an Stelle eines Hospitals gestifteten Benediktinerinnen-Klosters, von welchem außerdem nur noch ein Stück Kreuzgang übrig blieb. Jetzt die Kirche der vereinigten deutsch und französisch refor-

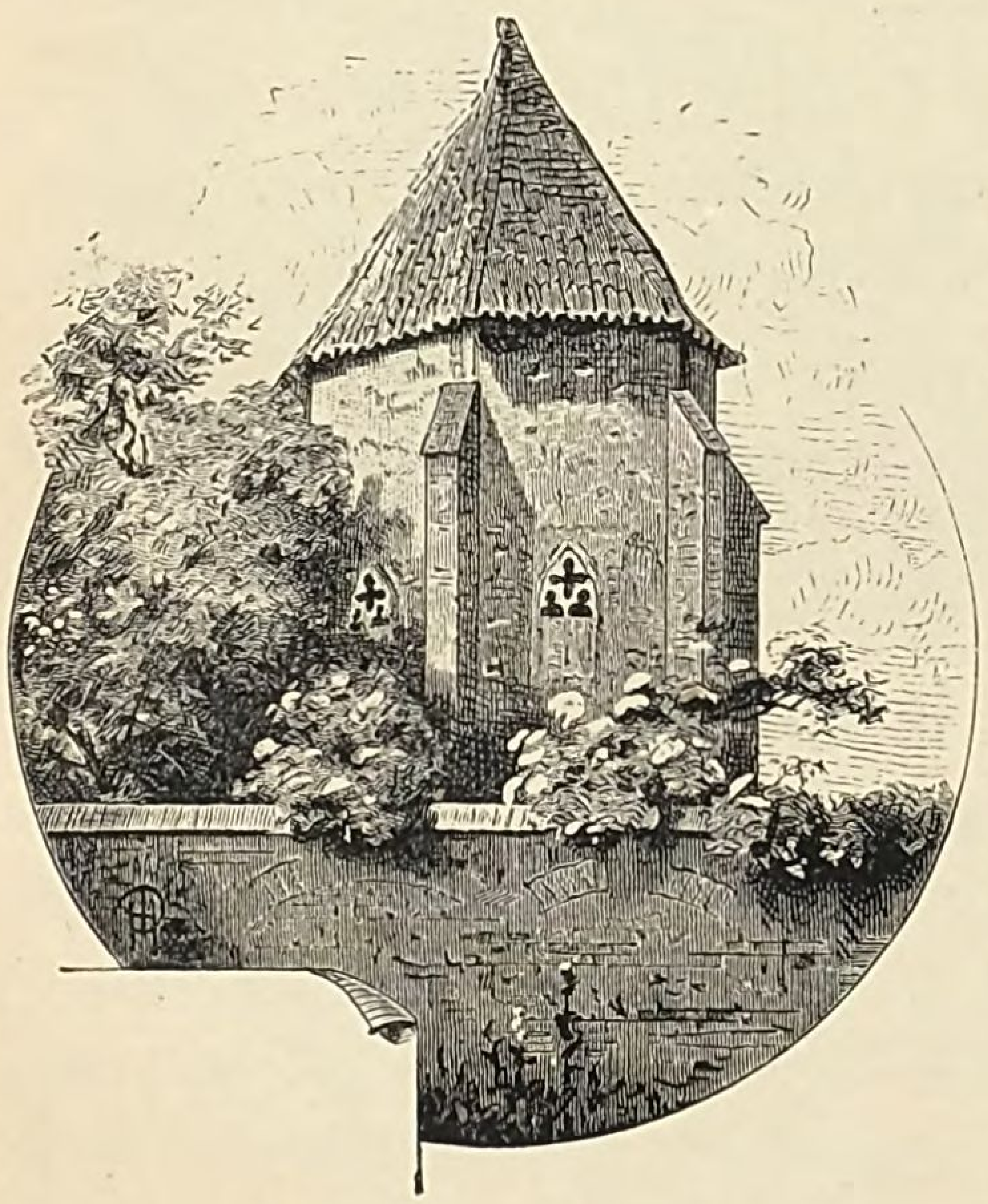


J. F. Richter's X. A. in Hamburg.

An der Stadtmauer in Stendal.

mirten Gemeinde, ist sie in der Hauptsache ein Bau aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts.

Auf dem von alten Linden beschatteten, mit freundlichen Anlagen geschmückten weiten Mönchskirchhofe am Stadtwalle ist an die Stelle des alten Klosters der Franziskaner-Bettelmönche und ihrer Kirche jetzt das Gymnasium getreten. Schon 1540 wurde der nach einem Brande (1523) nothdürftig wiederhergestellte Chor der Klosterkirche provisorisch — „zur Zeit" — zum Schulhause bestimmt und blieb es 244 Jahre lang — ein mit Steinen gepflasterter, halb unterirdischer, kalter und feuchter Raum. Vom Kloster selbst steht nur noch ein Backsteingebäude, ein tüchtiger alter Bau aus dem vierzehnten Jahrhundert, der vom Klosterrefektorium zunächst in ein Zeughaus und schließlich in ein Krankenhaus verwandelt wurde. Auf demselben Platze befand sich aber auch das Franziskaner-Nonnenkloster, das bei der Reformation ein protestantisches Jungfrauenstift für Stendaler Bürgertöchter wurde. Die noch erhaltene Klosterkirche, der heiligen Anna gewidmet, ist indeß den Katholiken zu ihrem Gottesdienst überlassen.



St. Gertrudskapelle.

Endlich ist von den vielen Kapellen und Spitälern, die einstmals vor dem Thore der Stadt lagen, dicht vor dem Üenglinger Thor gegenüber dem Spital der Aussätzigen St. Georg, noch ein kleines merkwürdiges Bauwerk erhalten, eine kleine Kapelle des Spitals St. Gertrud. — Nach außen mit einfachen Strebepfeilern besetzt, bekommt sie durch „drei schlanke Spitzbogenfenster mit abgestuften Profilen und gut gegliedertem, zweitheiligem Maßwerk aus Sandstein" ihr Licht. Sie hat Gewölbe von trefflicher Technik, sowie Überbleibsel von Freskobildern (vergl. Adler a. a. O. Seite 65). Das Spital St. Gertrud wurde 1370 von dem reichen Knappen

Klaus von Bismarck in Gemeinschaft mit dem Stendaler Arzt, Magister Johann Sweder und dessen Bruder, dem Domherrn Burghard Sweder, für arme Pilger und Reisende begründet. Klaus von Bismarck (siehe oben Seite 158) behielt sich und seiner Familie das Patronat vor. Die Beziehungen der Familie zu dem Hospital, das später viele erkrankte Dienstboten verpflegte, sind nach dem dreißigjährigen Kriege erneuert worden.

Unter den weltlichen Bauwerken ist das Ünglinger Thor,

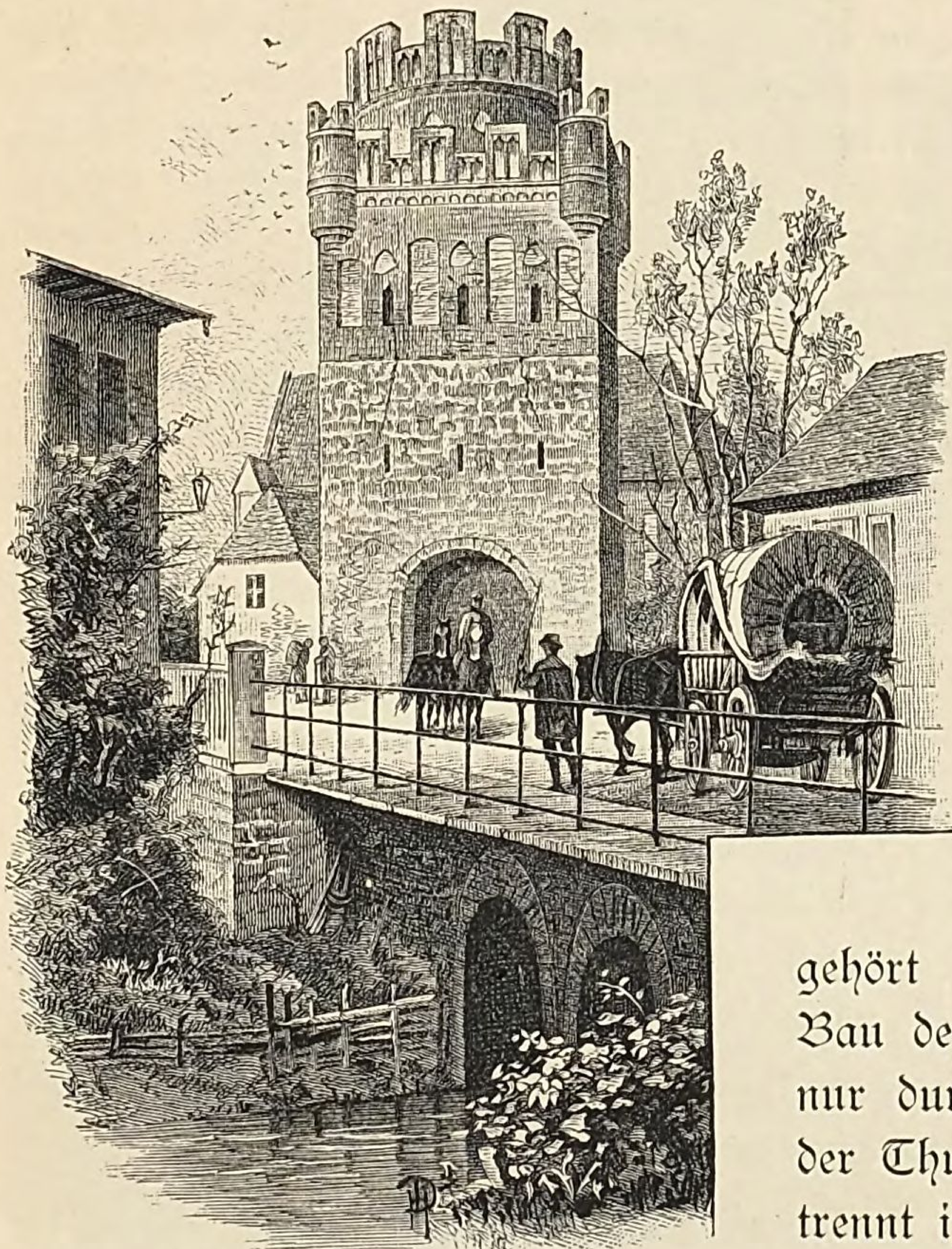
„ein Bau von einer solchen Vollendung, daß die bewährtesten Fachmänner ihm eine der höchsten Stufen unter den Backsteinbauten des ganzen norddeutschen Tieflandes angewiesen haben. Auf quadratischem Unterbau von behauenem Granit, der dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts angehört, setzt der spätere Backsteinbau auf. Ein Thor von fünfzehn Fuß Höhe in reichprofilirten Spitzbogenöffnungen vermittelt den Durchgangsverkehr. Darüber erheben sich zwei weitere quadratische Stockwerke, die einst zur Wohnung der Besatzung dienten. Sie schließen oberhalb mit einem reich gegliederten Zinnenkranze, während runde, zierlich gebildete Eckthürmchen, ebenfalls mit Zinnenkranz und massivem Kegeldach versehen, einen höchst wirksamen Abschluß gewähren. Hinter dem Zinnenkranze des quadratischen Unterbaues erhebt sich in zwei weiteren Stockwerken ein Rundthurm, welcher oben wiederum mit einem Zinnenkranze als Brustwehr umgeben ist.“ (Götze a. a. O. Seite 14).

Das innere Thor hatte noch eine feste Vorburg. Die Brücke über dem tiefen Graben war durch hohe Flügelmauern eingefaßt. Ein starker Außenthurm und massive Wachthäuser, die den zwingerartigen Vorhof deckten, sind heute nicht mehr vorhanden. Man schließt aus dem Bauwerk selbst, daß es von dem nicht namhaft bekannten Baumeister des Domes errichtet und um 1440 vollendet sei.

Der innere Stadtwall war auf beiden Seiten des Ünglinger Thores sehr hoch. Links vom Thor, nach Norden zu, ist die Stadtmauer noch vielfach erhalten. Außerhalb derselben führt ein Spaziergang durch den sogenannten Irrgarten zum Viehthor. Hin und wieder sind die Mauerthürmchen zu kleinen Häuschen armer Leute mit verwendet. Ein friedliches Stillleben vor einem versteckten Häuschen an einsamer Stelle der Stadtmauer in der Nähe des Irrgartens zeigt das Bild nach Seite 208.

Die hohe Mauer mit vielen vorspringenden Weichhäusern ist auf dem Walle rechts vom Ünglinger Thor in der Mitte dieses Jahrhunderts ganz niedergelegt worden. Auf dem Walle führt jetzt ein Spaziergang beim

Mönchskirchhof und dem Domplatz vorbei nach dem Tangermünder Thor. Auch hier ist nur noch der innere Thorthurm vorhanden, der dem Üngliger Thor nachgebildet, aber einfacher und minder reich geschmückt ist. Wie beim Üngliger Thor ist auf dem außen noch 32 Fuß hohen Reste eines aus Granitquadern hergestellten älteren Thorgebäudes „das neue, mit Eck-Thürmchen flankirte Thorhaus" erbaut worden. Die Bauzeit des letzteren fällt jedenfalls später als die des Ünglinger Thores, der Marienkirche und des Rathhauses, aber doch noch in das dritte Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts.



Tangermünder Thor.

Demselben Jahrhundert gehört in seinen Hauptteilen der Bau des Rathhauses*) an, welches nur durch einen schmalen Gang von der Thurmfront der Marienkirche getrennt ist. Von den zwei rechtwinklig zusammenstehenden Flügeln des Rathhauses ist der niedrigere, von Osten nach Westen gerichtete, das eigentliche Stadthaus, wogegen der von Norden nach Süden gerichtete Flügel das Gewandhaus und das Gerichtshaus umfaßt. Das Gewandhaus enthielt die Geschäftsräume der Gilde der Kaufleute, Gewandschneider und Seefahrer, der mächtigen Großhändlergilde, die lange

*) Vergleiche Vollbild „Der Marktplatz von Stendal", dessen Hauptmotiv das Rathhaus mit der unmittelbar dahinter aufsteigenden Marienkirche bilden.

die Herrschaft in der Stadt führte. Das Gerichtshaus hat in dem oberen Geschosse zwei große Räume, den bunten Saal und die Gildestube.

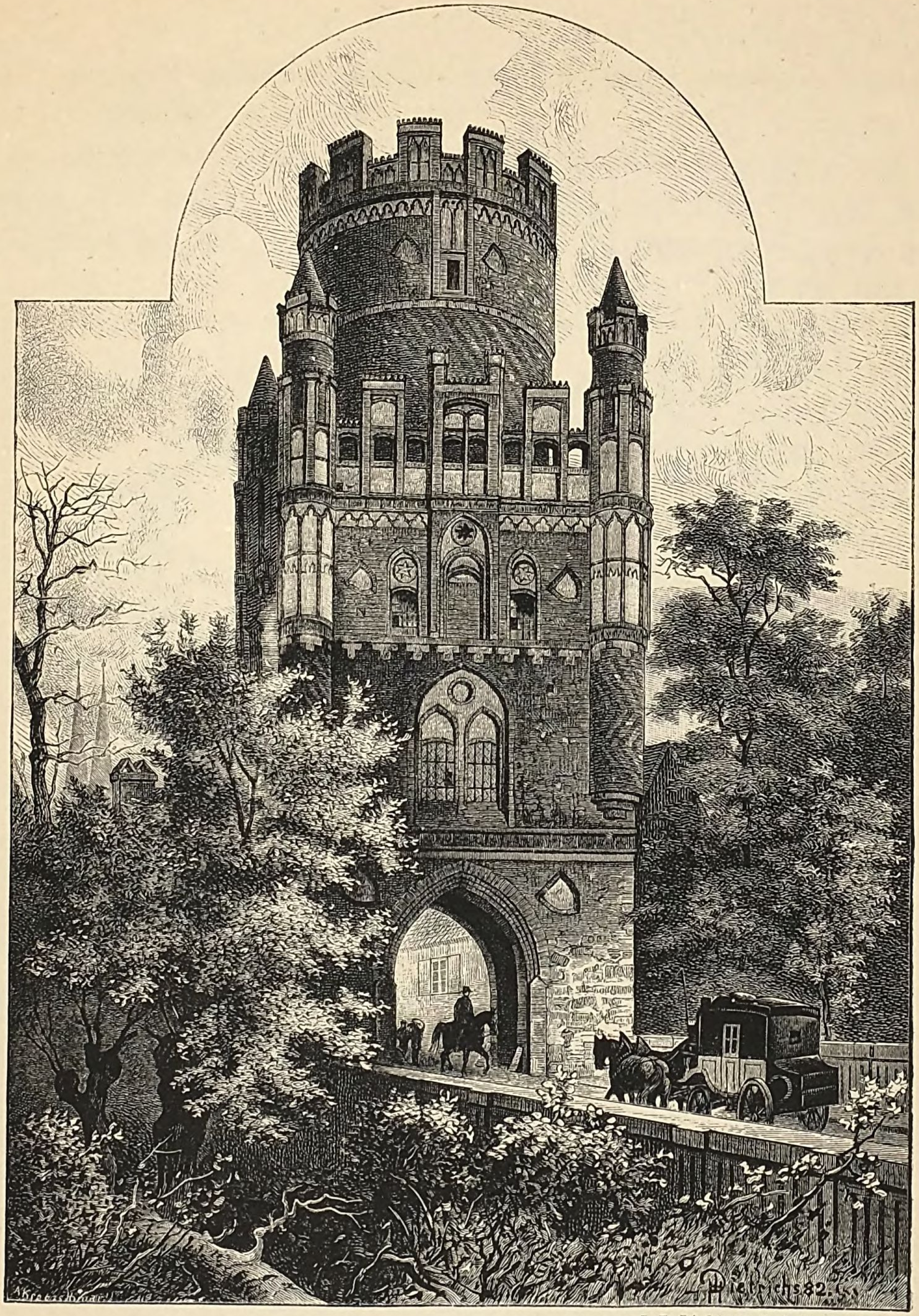
„In dem bunten Saale waren die Wände mit den Bildern hoher Herren, des Kaisers Rudolf II. (1576 bis 1612) und des Kurfürsten Joachim Friedrich (1598 bis 1608) und seiner Brüder und Söhne bemalt; in den Fenstern aber befanden sich, in Farben bunt und klar, die Wappen der Kurmark, der Städte Stendal, Alt- und Neustadt Salzwedel, Gardelegen, Tangermünde, Seehausen, Osterburg, Werben, Perleberg, Pritzwalk, Kyritz, Havelberg und Lenzen. Denn Stendal war einst der Vorort der altmärkisch-priegnitzischen Städte. Auch die Wappen vornehmer Bürgerfamilien der Stadt, deren Glieder zu jener Zeit (1598) im Rathsstuhle saßen, waren auf den Fenstern des bunten Saales zu erblicken. Die Decke aber bestand aus Holzschnitzwerk im reichsten Geschmack. Hier wurden jährlich die Statuten der Stadt verlesen, hier die neu gewählten Bürgermeister und Rathmänner feierlich in ihr Amt eingeführt, hier wurden ebenfalls Hochzeiten angesehener Familien gehalten. Aber die alte Herrlichkeit, die noch zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts großentheils erhalten war, ist jetzt verschwunden. Etwas günstiger hat das Schicksal die Gildestube, den ehemaligen geselligen und geschäftlichen Sammelpunkt der Gewandschneidergilde behandelt. Von deren ebenfalls sehr reichem Holzschnitzwerke ist eine ganze Wand von 26 Fuß Länge und 12 Fuß Höhe vortrefflich erhalten und bildet jetzt das ausgezeichnetste Holzschnitzwerk der Altmark. Eine Figur mit Spruchband, Anno domini MCCCCLXII in festo Martini überliefert sicher das Datum dieses Kunstwerks. Das untere Geschoß dieses Gerichtshauses bildet die Gerichtslaube, welche sich in weiten Spitzbögen nach vorn und nach den Seiten hin öffnet.“ (Götze, Seite 7 bis 8.)

Das eigentliche Rathhaus enthält im ersten Stock die alte Rathsstube, mit reichem achttheiligem Sternengewölbe bedeckt. Die Rippen desselben laufen in einem großen Schlußstein mit dem Bilde eines Bischofs zusammen. Man hat in ihm, wie in dem Bischofe auf einem geschnitzten Altaraufsatz, der aus dem alten Gildehause der Tuchmacher herrührt, den Bischof Dietrich Kagelwid erblicken wollen, den Gewandmacherssohn von Stendal, über den bereits Band II., Seite 160, Näheres mitgetheilt ist.*)

Es ist kein Wunder, daß man sich in der Altmark mit diesem berühmten Sohn der alten Stadt Stendal so eifrig beschäftigt hat.

„Unter allen Bischöfen zu Magdeburg,“ sagt Rathmann, „ist wohl nicht einer so innig und herzlich geliebt und so redlich verehrt als er Seine ganze Re-

*) Vergl. Götze a. a. O. Seite 160 und die daselbst zitirten Stellen aus Bekmann und Pauli; ferner die Magdeburgische Schöppenchronik, herausgegeben von Janicke, Seite 237 bis 252; Riedel in den Märkischen Forschungen Band XI., Seite 81 bis 102. Rathmann, Geschichte der Stadt Magdeburg, Band II., Seite 315 bis 381 (1801), sowie die von ihm angezogenen Quellen.

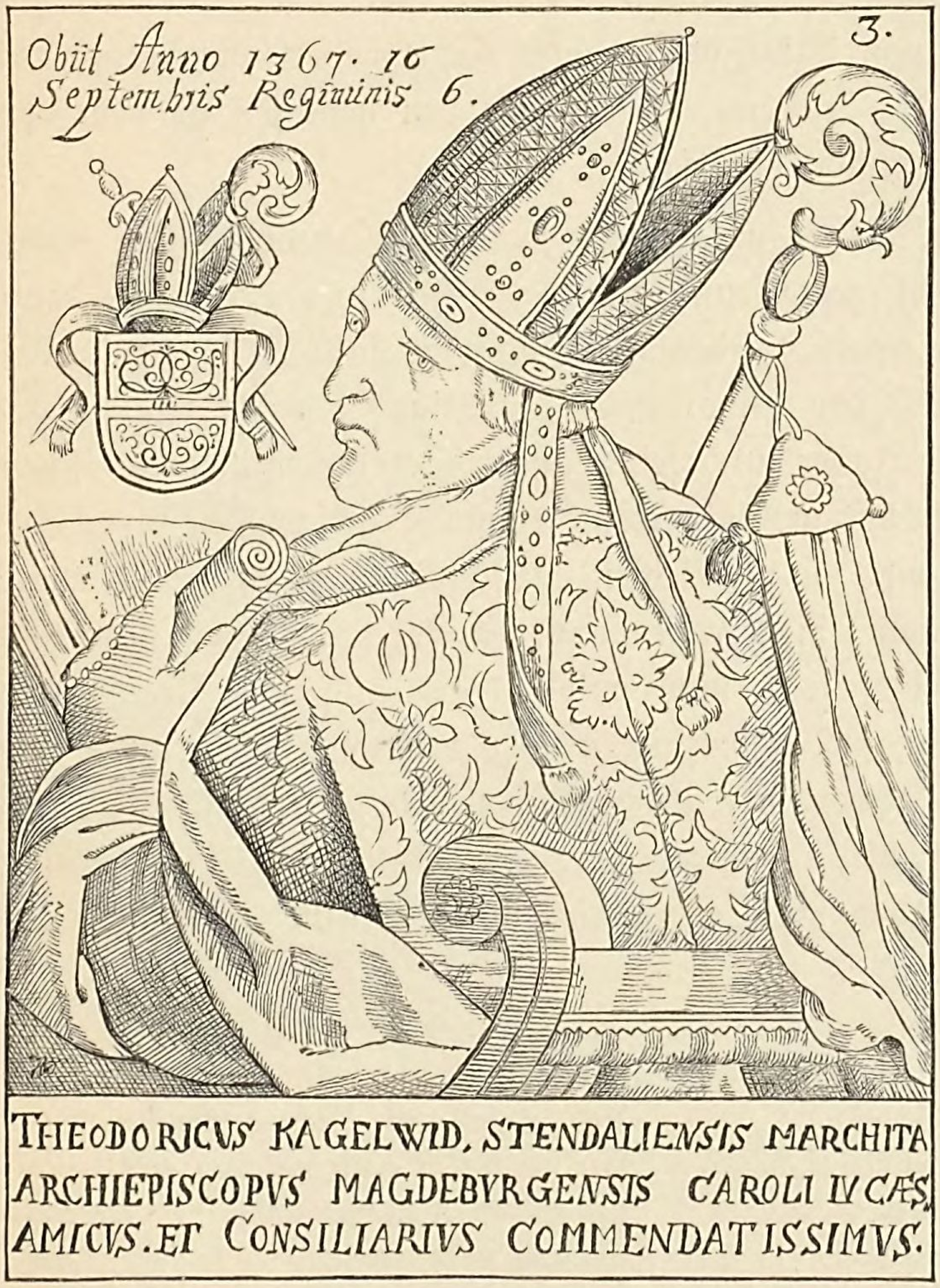


J. F. Richter's X. A. in Hamburg.

Ünglinger Thor.

gierung ist eine schöne, ununterbrochene Reihe weiser, rühmlicher, wohlthätiger und gemeinnütziger Handlungen."

Er galt als der größte Staatsmann und Politiker seiner Zeit und war zugleich ein milder, wohlwollender, rechtschaffener Mann. Aus den Darstellungen der Zeitgenossen, namentlich des Magdeburger Schöppenchronisten, der als Vertreter der Stadt an den Streitigkeiten mit ihm hervorragend betheiligt war, ergiebt sich, wie er das Mißtrauen der Bürger durch gewissenhafte Respektirung ihrer nur irgend nachweisbaren Rechte und Freiheiten zu überwinden, ihre Achtung durch strenge Haushaltung und durch eifrige Fürsorge für die Landessicherheit und für Hebung von Handel, Gewerbe und Landeskultur, ihre Liebe durch Freigebigkeit und durch Mitleid mit den Armen und Kranken zu erwerben verstand. Die Sage weiß über den Tangermünder Hofhalt des falschen „Pfaffenkönigs" Karl's IV., der nur die eine Tugend besaß, das eigene, mühsam zusammengebrachte Ländergebiet wie ein guter Hausvater sorgsam



Bischof Kagelwid.

zu bewirthschaften, scherzhafte Geschichten zu erzählen; ebenso rühmt sie seinen ersten Günstling, den Erzbischof Dietrich Kagelwid, wegen seines guten Humors. Noch Steinhart a. a. O. Band I., Seite 190 (1800) sagt von Kagelwid:

„Seine humoristische Laune und seine Ökonomie erwarben ihm die Gunst Kaiser Karl's IV., der Beides, ein guter Wirth und ein jovialischer Mann war."

Es sei hier an die hübsche Geschichte erinnert, wie der graue Mönch Kagelwid als Verwalter von Ackergütern eines Cisterzienserklosters einst bei einem plötzlichen Besuch des Kaisers eine bis auf den heutigen Tag in den Marken beliebte Suppe erfunden haben soll.

Kaiser Carolus ließ, als er mit seinem Hofstaat Kagelwid's Hof überfiel, zunächst sich alles Vieh zeigen und dasselbe zählen und verlangte dann eine kräftige Fleischsuppe, verbot aber gleichzeitig jegliche Minderung des Viehbestandes. Kagelwid, der zuvor über den Mangel an Vorräthen geklagt hatte, sättigte den Kaiser und sein ganzes Gefolge mit einem ihnen bis dahin unbekannten, höchst wohlschmeckenden und kräftigen Fleischgericht. Es war eine Erbssuppe mit zarten, kleinen Fleischstücken in großer Menge. Der Kaiser that zornig, daß sein Verbot nicht beachtet sei. Aber Kagelwid bestritt dies. Die Schweineheerde war vollständig, nur die Ohren und Schwänze waren zahlreichen Borstenthieren arg verstutzt. So lautet die Erzählung nach der uns gewordenen altmärkischen Überlieferung.

Nicht im Gerichtshause, sondern vor der Rathsstube hing früher eine Tafel mit Mahnungen zur Gerechtigkeit in einem Spruche vom Jahre 1581:

Hast du Gewalt, so richte recht,
Gott ist dein Herr und du sein Knecht.
Verlaß dich nicht auf die Gewalt,
Dein Leben ist hier bald gezahlt (gezählt).
Wie du vor hast gerichtet mich,
Also wird Gott auch richten dich.
Hier hast du gerichtet eine kleine Zeit,
Du wirst dort gerichtet in Ewigkeit.
Richt' aber nicht nach der ersten Klag',
Höre vor Recht, was der Andre sag',
Und erfahr' erst die Sache gar eben,
Darnach sollst du ein Urtel geben,
Wie dich Gott geboten und gelernt hat
Und in kaiserlich Recht geschrieben stat.
Veritas die ist ganz und gar todt,
Justitia leidet große Noth,
Fallacia ist geboren,
Fides hat den Streit verloren.
Eigner Nutz, heimlicher Haß und junger Leute Rath
Verderbet manche gute Stadt. 1581.

Die Stadt war allerdings, als dieser Spruch vor der Rathsstube aufgehängt wurde, bereits tief heruntergekommen unter der seit 1488 eingeführten unfreien Verfassung und der übermäßigen Last landesherrlicher Abgaben.



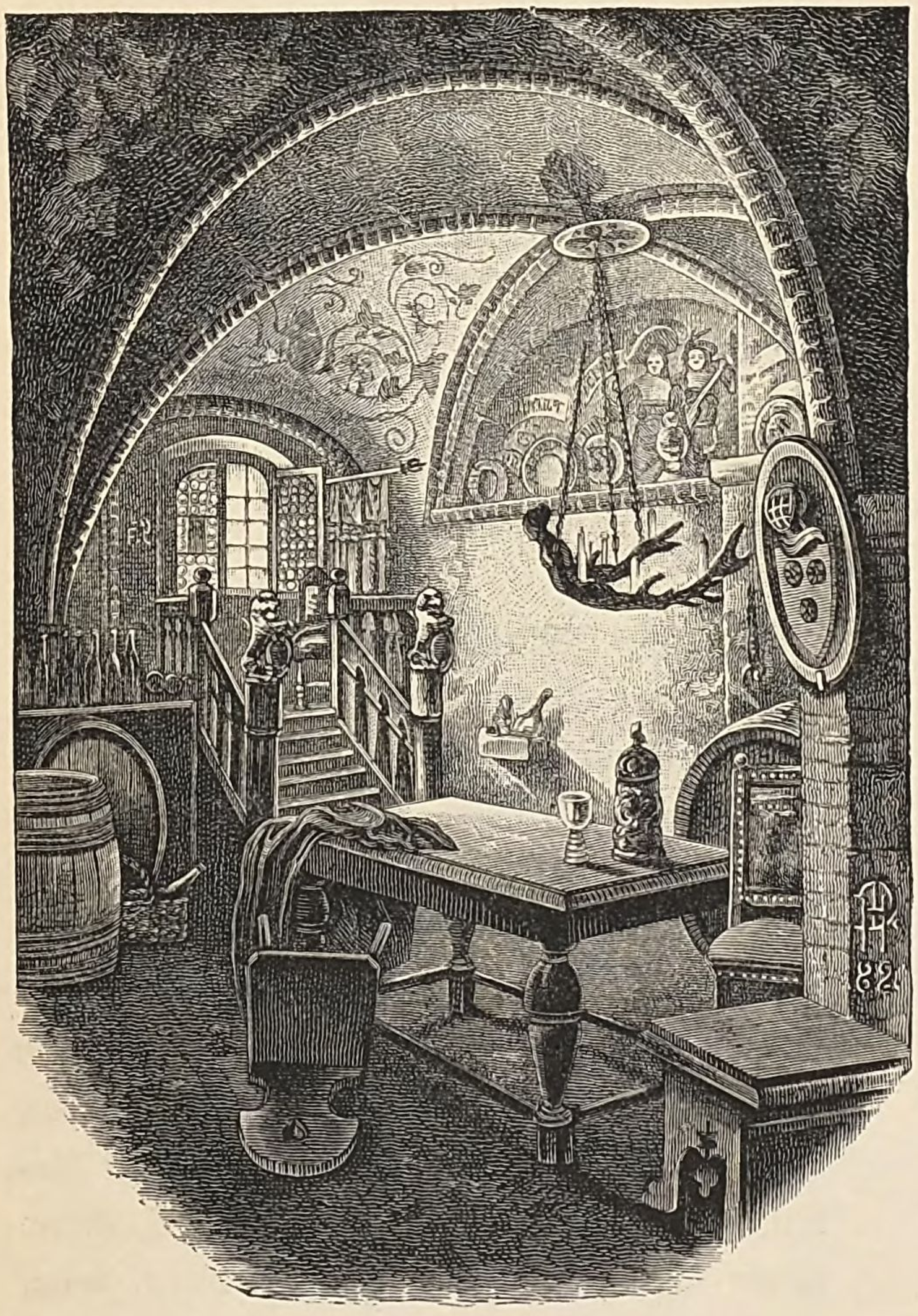
Der Roland.

Auf dem Marktplatz vor der Gerichtslaube steht der steinerne Roland, vielleicht der stattlichste, den es in Deutschland giebt; von der Sohle bis zum Scheitel mißt er $5^1/_2$ Meter. In seiner Rechten hält er das mächtige, an 14 Fuß lange Schwert, in der Linken den Schild mit dem brandenburgischen Adler. Der Roland lehnt an eine steinerne Stütze, an deren Rückseite sich Eulenspiegel, ein lachendes Narrenbild, befindet. Die Jahreszahl 1525 weist nach, wann diese Rolandsäule, wahrscheinlich an Stelle einer älteren, errichtet ist.

Östlich von der Marienkirche, nur durch einen Schwibbbogen von ihr getrennt, stand vor Zeiten bis zu den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts das Gebäude des Schöppenstuhls und neben ihm der Rathskeller. Der Platz, einstmals von der alten Johanniskapelle Johanniskirchhof genannt, hieß später der Marienkirchhof. Jene Gebäude sind fortgeräumt, die höhere Töchterschule steht jetzt dort. Nur der durch Feuer halbzerstörte uralte Lindenbaum ist aus der alten Zeit noch übrig. In der Mitte des freien Raumes befindet sich jetzt die Statue Johann Joachim Winkelmanns (siehe unten), und der Platz heißt Winkelmannsplatz.

Die Kellereien unter dem Rathhause stammen, wie das Gebäude selbst, aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Ein Keller unter dem alten Gewandhause scheint eine Art Stammkneipe der reichen Gewand-

schneidergilde gewesen zu sein. Im Gegensatz zu den andern Kellerräumen zeigte er die Erfordernisse einer Trinkstube, wie sie in jener Zeit auch die Raths- und Gewandhäuser der Hansestädte besaßen: reiche Architektur, einen großen Kamin, lange Gesimse zum Hinstellen der Humpen und Kannen, endlich Spuren eines Herrensitzes. Im ersten Stock des Gerichtshauses in der Gildestube wurden prunkvolle Feste gefeiert und wahrscheinlich auch alle vier Monate die Morgensprachen abgehalten, bei denen die Kaufleute und Gewand-Schneider die „Gilde tapfer und sehr tapfer" zu trinken hatten. Unten im kühlen Keller aber saßen vielleicht die Aldermänner mit ihren Freunden allabendlich und tranken echte Biere und fremde Weine, zuweilen auch als Schlaftrunk mit Honig gesüßten Würzwein aus den einheimischen sauren Trauben. Mit dem Untergang der Gewandschneidergilde verlor auch dieser Keller seine Bedeutung. Im dreißigjährigen Kriege haben ihn kaiserliche Generäle vergebens nach Wein durchsucht; später ward er als Holzschuppen benutzt. Erst neuerdings haben ihn die Offiziere des sechsten Dragonerregiments



Keller der Gewandschneidergilde.

seiner alten Bestimmung wiedergegeben. Mit künstlerischem Geschmack geschichtlich treu wiederhergestellt, ist der Keller zu einer Sehenswürdigkeit der alten Stadt geworden. Nicht gefahrlos freilich ist die Besichtigung für schöne Frauen, denn eine Inschrift vermeldet:

Jedwedes Mannsbild so allhier
Eingeht in dieses Weinrevier,
Das soll davor zum ersten Malen
Ein Mass Johannisberger zahlen.
Doch sei er dessen los und frei,
Zahlt er zwo Mass Domdechanei.
So aber von den schönen Frauen
Wollt eine diesen Keller schauen,
Zahlt sie zur Strafe und zur Buss
Dem, der sie leitet, einen Kuss.
Von Rechtswegen.

Zur Geschichte Stendals bis zur Reformationszeit.

Stendal ward schnell der bedeutendste Marktplatz der Mark. Unter den tüchtigen Herrschern aus dem Askanischen Hause erblühten Handel und Gewerbe und erwuchs überall ein selbstbewußter, unternehmender, tapferer Bürgerstand. Die Errichtung des vom Bischof unabhängigen, also unmittelbar unter dem Papst stehenden Domstifts (1188) mit einem Propst, einem Dechanten und zehn anderen Domherren war für das Ansehen der Stadt von großer Bedeutung.

Schon 1215 erwarben die Bürger Exemtion von dem Gerichtsstande des Burggrafen. Bald darauf schloß sich nach dem Vorbilde Magdeburgs die bisherige Stadtgilde mit den Kaufleuten und Gewandschneidern zu einer Korporation zusammen. Die Tuchmacher erhielten 1233 ihr Gilderecht. Der märkische Handel dehnte sich bis nach Flandern und England aus, und die Urkunden über Zölle, Zollfreiheiten und Zollermäßigungen beweisen den bedeutenden Ausfuhrverkehr. Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts bildete sich eine eigene Seefahrergilde, also eine Vereinigung aller Bürger,

die nach überseeischen Ländern den Handel auf ihren eigenen Seeschiffen betrieben. Diese Gilde schloß sich eng an die der Kaufleute und Gewandschneider an.

Das Stendaler Stadtrecht ward bald auf östlicher gelegene Städte übertragen. Dasselbe erwarben in der ersten Hälfte und um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts Prenzlau, Kyritz, Wittstock, Neuruppin, Friedland. Auch die Stendaler Innungs-Statuten wanderten nach Städten des Ostens. Ein starker Weinbau entwickelte sich seit 1249, wo Johann I. und Otto III. der Stadt 60 Morgen Land zur Anlage von Weinbergen aus besonderer Gnade schenkten. »De Stendaler drinken gern Win« — heißt es in dem alten Städtespruch; — sie konnten es, denn sie hatten weitaus die größten Weinberge und rühmten sich ihres Reichthums. Die steten Geldverlegenheiten der Markgrafen wurden von der reichen Stadt zur Vermehrung ihrer Gerechtsame benutzt. So erlangte Stendal 1282 für den Betrag von 2850 Mark die Fixirung der Urbede auf jährlich 100 Mark brandenburgischen Silbers, sowie die Befreiung von jeder außerordentlichen Bede, ausgenommen 200 Mark Beisteuer zur Auslösung eines Markgrafen aus feindlicher Gefangenschaft, ferner das Recht, sich bei Verletzung des Vertrages zu einem beliebigen andern Herrn zu halten. 1305 erkauften die Bürger die Befreiung von der Heeresfolge außerhalb der Mark und 1314 gegen Zahlung von 200 Mark die Befreiung von der Heeresfolge außerhalb der Stadtmauer. Mit Recht sagt Götze (a. a. O. Seite 65):

> „Der Stendaler Bürger brauchte sich also, wenn er nicht wollte, hinfort um nichts weiter zu bekümmern, als um seine Stadt; allgemeine Landesinteressen gab es für ihn nicht; die beschränkteste Kirchthurmpolitik war auch von seinem Landesfürsten als berechtigt anerkannt Der Begriff eines Staates war damals noch unbekannt; sonst hätten sich wenigstens die Fürsten nicht in solcher Weise zur Aufgabe ihrer Hoheitsrechte bereit finden lassen."

Je mehr die Bedeutung der Stadt nach außen wuchs, desto mehr Streit und Unruhe entstand im Innern. Die Großbürger weigerten sich beharrlich, den Handwerkern, unter denen an Zahl und Bedeutung die Tuchmacher weit voranstanden, einen Einfluß auf die Stadtverwaltung und namentlich auf die Besetzung des Raths einzuräumen. Die vielen Streitigkeiten im dreizehnten Jahrhundert führten zu keiner Änderung; diese trat erst im vier-

zehnten Jahrhundert ein. In dem Abschnitt über die Familie von Bismarck ist bereits der Streit der Stadt mit dem Domstift über die neu eingerichtete Stadtschule erwähnt (1340), der die Mitglieder des Raths und des Schöppenstuhls, sowie die Innungsmeister und zuletzt die ganze Gemeinde von Stendal in den Kirchenbann brachte. Aus dem Kirchenbann machte man sich dazumal in den Marken sonst herzlich wenig; Berlin blieb fast ein Menschenalter in demselben. In Stendal schloß die vornehme Stadtverwaltung schon nach wenigen Jahren ihren Frieden mit der Kirche. Es ist bereits dargestellt worden (Band II. Seite 159), wie es endlich zum Aufstande der mit Recht erbitterten Kleinbürger gegen die Stadtherrschaft kam, und Klaus von Bismarck und viele andere Patrizier aus der Stadt verjagt wurden (1345).

Dieser Aufstand war für die Entwickelung der Stadt von hoher Bedeutung. Stendal erhielt eine neue Stadtverfassung, durch welche den Handwerker-Innungen ein größerer Einfluß auf das Stadtregiment zu Theil wurde. Fortan waren die zwölf Rathsherren aus den Gilden zu wählen, je zwei von den Gewandschneidern, den Gewandmachern, den Krämern und den gemeinen Ackerbürgern, je einer von den Kürschnern, den Gerbern und Schuhmachern, den Knochenhauern, den Bäckern. Jährlich schieden zwei Drittel der Rathmänner aus, die Ausgeschiedenen waren in den nächsten zwei Jahren nicht wieder wählbar. Die Kämmerer sollten jährlich zweimal vor Rathmännern und Gildemeistern Rechnung legen, nämlich zu Jakobi, den 25. Juli, und zu Lichtmessen, den 2. Februar. Die Gewandschneidergilde, welche vorher das Stadtregiment geführt hatte, verlor die Rechte als politische Korporation und blieb nur eine Gewerbs-Innung wie die übrigen. Neben den Rathsherren bestanden lebenslängliche unabsetzbare Schöppen. Alle vierzehn Tage sollte Gerichtstag sein; alle Bürger, arm wie reich, sollten gleichen Theil haben an Wasser, Holz, Weide, Feld und an allem gemeinsamem Eigenthum. Der Kurfürst bestätigte die neue Stadtverfassung, wogegen die Stadt auf das ihr 1282 wie andern altmärkischen Städten zugebilligte Recht, sich einen beliebigen andern Herrn wählen zu dürfen, wenn sie sich von dem regierenden beeinträchtigt glaubten, Verzicht leistete.

Die neue Stadtverfassung war kaum in Kraft, da kamen die entsetzlichen Jahre des schwarzen Todes mit den Wanderungen der Geißelbrüder

und mit den Judenverfolgungen. Im Gegensatz zu Salzwedel, welches die Juden schützte, scheinen die Stendaler sie verjagt, wenn nicht gar beraubt und getödtet zu haben.

Dem falschen Waldemar öffnete Stendal schnell die Thore. Am 26. Januar 1349 schlossen die märkischen Städte einen Vertrag, in welchem sie einander gelobten, bei ihrem rechten Erbherren Waldemar mit gutem Willen und mit ganzer Treue zusammenzubleiben, und sich gegenseitig mit Mannschaft und Geld zu unterstützen, wenn eine der Bundesstädte deswegen in Bedrängniß geriethe. Ferner versprachen sie, vom Landesherrn, wenn er eine der Städte versetzen wollte, zu verlangen, daß er vorher ihre Zustimmung einhole, auch einander mit ganzer Macht beizustehen, wenn wegen verweigerter Zustimmung eine oder mehrere der Bundesstädte in Gefahr geriethen. Nach Waldemar's kinderlosem Tode wollten sie in gemeinsamer Versammlung in einer der Städte Brandenburg, Stendal, Perleberg, Berlin oder Prenzlau sich über die Person desjenigen Herrn entscheiden, an welchen sie durch Ehre und Recht gewiesen sein sollten; doch sollte keine Stadt abgetrennt werden dürfen, es sei denn mit Zustimmung der Rathmänner sämmtlicher Städte. Dieser Vertrag zeigte sich indeß nicht wirksam. Schon in demselben Jahre 1349 wurde die Altmark an den Erzbischof von Magdeburg zur Bestreitung der Kriegskosten verpfändet. Um diese Zeit scheint eine Versöhnung der Stadt mit den in der Revolution von 1345 vertriebenen vornehmen Familien der Bismarck, Schadewachten und anderen zu Stande gekommen zu sein.

Von den Zeiten des falschen Waldemar bis zum Ende der Regierungszeit Albrecht Achilles', also anderthalb Jahrhunderte lang, hörten in der Altmark die Räubereien nicht auf. Wie Stendal, die reiche, wohlbefestigte Stadt darunter zu leiden hatte, und wie sie sich dagegen zu wehren suchte, darüber ist in alten Urkunden und Akten ein reiches Material vorhanden. Unter den geschichtlichen Volksliedern der Deutschen schildert eins der ältesten den Sieg, welchen die Stendaler Bürger am 3. November 1372 über die „Harzgrafen" von Wernigerode und Regenstein und die Magdeburger Mannen unter Führung des Ritters Busso von Erxleben erfochten, als

diese zum Rauben und Plündern mit mehreren Hundert Reitern in die Altmark einfielen. Das oft gedruckte Lied lautet folgendermaßen*):

1. Herr Busse von Erxleve sik vermat
Wol up dem Huse, da he sat:
Were ik vifhundert starke,
Ik wolde so vele Köe weghalen
Wol ut der olden Marke.

2. Wuste ik, wer unse Förmann wolde sin
Wol to der olden Marke henin,
En Perd wolde ik em geven! --
En Perd wolde ik verdenen,
Sprak sin Gebhard von Runstede.

3. Ik wolde se vören in ein vull Land,
Dat is unberovet un unvorbrant,
Dar is so väle to nemen,
Wi hebben so väle starke Wapener,
Wer wolde uns dat weren? —

4. To der Hagemollen togen se in,
Bading was ere von anbeginn,
Darto ok Schepelisse.
Klöden dat vorbiegende se,
Se togen na Garlippe.

5. Dat ward de Schulte to Badinge war,
He ret to Stendal vor dat Dor:
Wol up, gi stolte Borger alle,
Wille gi hir nich mer to don,
So beholde wi kene Ko im Stalle

6. De Borger von Stendal weren so stolt,
Se togen to Deze wol achter dat Holt,
Se wolden sik nich laten beschowen.
Dat bewende Her Bussen sin Wif
Un so menige stolte Frowe.

1. Herr Busse von Erxleben sich vermaß
Wohl auf dem Hause, da er saß:
Wär' ich fünfhundert starke,
Ich wollte so viele Kühe wegholen
Wohl aus der alten Marke.

2. Wüßt' ich, wer unser Führer wollte sein
Wohl zu der alten Mark hinein,
Ein Pferd wollt' ich ihm geben! —
Ein Pferd wollt' ich verdienen.
Sprach Gebhard von Rundstedt,

3. Ich wollte sie führen in ein voll Land,
Das ist unberaubet und unverbrannt,
Da ist so viel zu nehmen.
Wir haben der starken Wappner so viel,
Wer wollte uns das wehren?

4. Zu der Hagenmühle zogen sie hin,
Badingen war ihre von Anbeginn,
Dazu auch Schepelitze.
Vor Klöden bogen sie vorbei,
Sie zogen nach Garlippe.

5. Der Schulze zu Badingen ward es gewahr,
Er ritt zu Stendal vor das Thor:
„Wohlauf! ihr stolzen Bürger alle,
Wollt ihr hier nicht mehr dazu thun,
Behalten wir keine Kuh im Stalle!"

6. Die Bürger von Stendal waren so stolz,
Sie zogen nach Deetz wohl hinter das Holz,
Sie wollten sich nicht lassen beschauen.
Das beweinete Herrn Bussen sein Weib
Und so manche stolze Frauen.

*) Außer von Beckmann, Pauli (Preußische Staatsgeschichte), Riedel, Klöden (Geschichte einer altmärkischen Familie, Seite 195) ist das Lied mit Einleitung und Anmerkungen in Liliencron's historischen Volksliedern der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert, Band I. 1865, Seite 84 unter Nr. 24 mitgetheilt. Götze, Seite 166, hat außerdem Abschriften aus dem 16. und 17. Jahrhundert benutzt, die Orthographie aber selbstständig herzustellen gesucht.

7. Se togen to Brensel wol achter den Berg,
Da hilden se dick, as wi en Schwerg
Von Köen un von Schapen.
Ehe de Dag tom Avend ging,
Musten se se alle laten.

7. Sie zogen zu Brensell wohl hinter den Berg,
Da hielten sie dicht als wie ein Schwärg
Von Kühen und von Schafen.
Ehe der Tag zu Abend ging,
Mußten sie sie alle lassen.

8. Se slogen Her Bussen up den Kop,
Darto up sinen Wapenrock
Un up sine Pickelhuve.
Dar sach man so menigen stolten Wapener
Wol ut der olden Marke stuven,

8. Sie schlugen Herrn Bussen auf den Kopf,
Dazu auf seinen Waffenrock
Und auf seine Pickelhaube.
Da sah man so manchen stolzen Wappner
Wohl aus der alten Mark stäuben.

9. Werner von Kalve, de gode Man,
He ret de Fiende sulvest an,
He grep wol to dem Swerde:
Wer nu en erlik Man wil sin,
De steke wol in de Perde.

9. Werner von Kalbe, der gute Mann,
Er ritt die Feinde selber an,
Er griff wohl zu dem Schwerte:
Wer nun ein ehrlicher Mann will sein,
Der steche wohl in die Pferde.

10. Werner von Kalve was darmede,
He ward wol dorch un dorch gereden.
Dat was de gröste Schade,
Den de von Stendal hebben genomen.
Gott geve em sine Gnade!

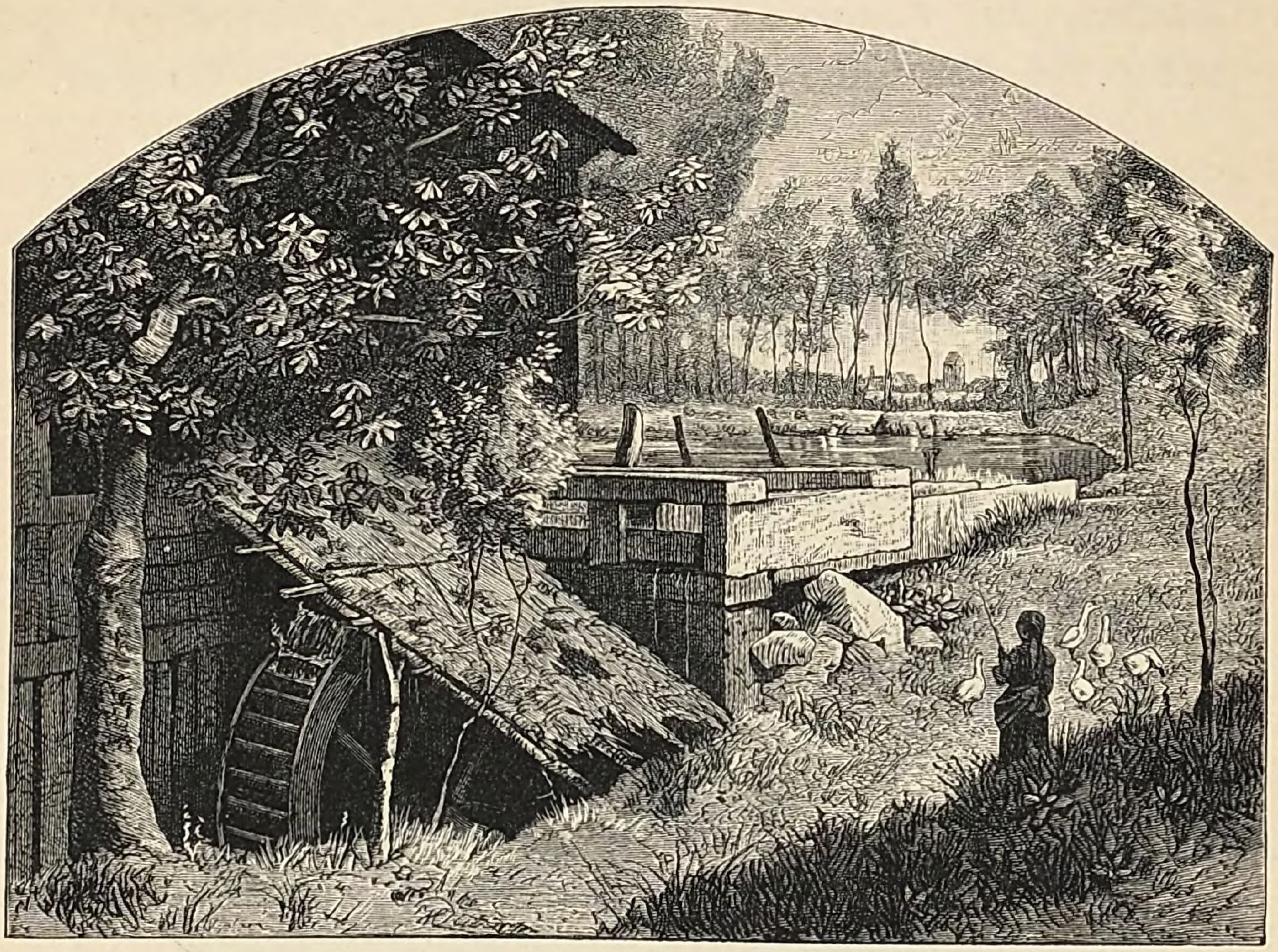
10. Werner von Kalbe war in der Mitten,
Er ward wohl durch und durch geritten,
Das war der größte Schaden,
Den die von Stendal haben genommen.
Gott gebe ihm seine Gnade.

Die Hagenmühle von Badingen liegt noch heute lauschig und versteckt an einem munter plätschernden Bache, der die Badinger Feldmark von den Wiesen und Hopfendämmen von Klinke und damit den Stendaler und Gardeleger Kreis trennt. Durch den Hagen sieht man den Thurm von Badingen und ein Vorwerk des dortigen Ritterguts, welches noch heutigen Tages den Herren von Rundstedt gehört.*)

*) Badingen hatte später sieben adlige Güter, zum Theil im Besitz der Familie von Klöden und Dequede. Die Rundstedts haben jetzt alle sieben Güter in ihren Händen vereinigt. Klöden macht nach Gerken von einem späteren Überfall des Dorfes durch die Magdeburger folgende für die Sittengeschichte interessante Mittheilungen (Seite 52):

„Im Jahre 1460 machte Hans von Itzenplitz, zu Jerchel wohnhaft, und sein Stiefsohn Hans von Rundstedt eine Klage anhängig wider die Altstadt Magdeburg und deren ganze Gemeinde wegen folgender Gewaltthaten Sie seien gekommen aus eigener Gewalt nach Badingen, sind darin eingefallen und haben bei nachtschlafender Zeit aufgehauen die Thore, Rennenbäume und Thorwege, haben in Ludecke Rundstedts Hof die Schlösser entzweigeschlagen und sodann der Frauen Kisten, Laden und Spinden aufgeschlagen und sich alles Hausgeräths bemächtigt. Das Verzeichniß der geraubten Sachen verstattet einen Einblick in den Haushalt eines damaligen Edelhofes. Sie nahmen aus dem Hofe 24 junge und alte Pferde; 2 reisige Pferde, werth 60 Gulden. Es waren

Der Stadt erschien der Sieg so wichtig, daß Rath und Gildemeister beschlossen, zur Erinnerung daran jährlich am Sonnabend nach Allerheiligen



Die Hagemühle.

durch zwei Rathsherren ein öffentliches Almosen zu spenden. Nach einer Erinnerungstafel, die noch im vorigen Jahrhundert in der Rathsstube hing,

die Lehnpferde, mit welchen der von Rundstedt seinem gnädigen Herrn dienen mußte. Ferner einen Panzer für 10 Gulden, ein Schwert, einen Eisenhut, ein Schild, drei Armbrüste mit den dazu gehörigen Bolzen mit Eisenspitzen. Sodann 30 Haupt Rindvieh, jung und alt, 40 Seiten Speck, zwei Rinder trocken Fleisch. Ferner sechs Betten, vier Hauptpfühle oder Kopfkissen, acht Kissen, vier Decken, 100 Ellen unverschnittene Leinwand, vier große und kleine Kessel, neun Kannen, ein Handbecken, 15 Grapen, 12 Paar Laken, drei Leidensche Mannsmäntel, vier Frauenröcke, von welchen zwei gefüttert, ein Frauenmantel, zwei Korallenschnüre, die seiner Schwester der Jungfrau gehörten, sechs goldene Ringe, zwei Perlbändchen, ein Agnus dei, einen seidenen Schleier mit 12 andern Schleiern, ein Brateisen, zwei Kesselhaken, 20 Loth Silberspangen. Der Schaden wird im Ganzen auf 350 Gulden taxirt. . . .

Grapen, Kessel, ein Bratspieß und Kesselhaken sind das ganze Küchengeschirr, Kannen das einzige für das Getränk. Auch die Kleidung ist überaus einfach, und doch war sie schon luxuriös. Und diese Menge Vieh, Vorrath, Waffen und Hausrath konnte man für 350 Gulden kaufen! . . ."

wäre der Sieg bei einem Dorfe Meritz erfochten. Meritz ist ebenso wie Brensell jetzt wüst und lag wahrscheinlich auf den sogenannten Kriegsländern zwischen Klinke und Deetz. Hier befand sich eine urkundlich schon 1238 erwähnte alte Landwehr. Der Überfall der „Harzgrafen“ mochte Veranlassung sein, daß Stendal unter dem Markgrafen Jobst zu weiterer



Die Deetzerwarte.

Befestigung zwei Warten, die Kröpelwarte bei Wittenmoor und die Deetzerwarte an der Deetzer Landwehr errichtete. Die Deetzerwarte, ein alter, viereckiger, aus Mauersteinen hergestellter Thurm, an welche sich ein Gasthof lehnt, besteht noch heute, und neben ihr sind, wie auch das Bildchen zeigt, noch Spuren der alten Landwehr vorhanden.

Stendal war eine reiche Stadt, als die Hohenzollern nach der Mark kamen. Unter allen märkischen Städten leistete es zuerst Friedrich I. die Huldigung (14. Novbr. 1412). Zu einem Eingriff in die städtischen Rechte

bot sich dem Markgrafen Johann, dem Statthalter seines abwesenden Vaters, 1429 die Gelegenheit durch einen von den Lakenmachern (Tuchmachern) angestifteten Aufstand. Derselbe scheint gegen das kurfürstliche Geleit auf der Elbe gerichtet gewesen zu sein und mit Ausnahme der Gewandschneider schließlich alle Gilden ergriffen zu haben. Der Aufruhr wurde schnell gedämpft, die Hauptschuldigen, zwei Tuchmacher Winkelmann und Bode Kappe, mit dem Schwerte hingerichtet, andere des Landes verwiesen. Der Gilde wurde ihr Gildehaus konfiscirt, sie verlor auf ewige Zeiten das Recht, Rathmänner zu wählen, ja ihre Mitglieder wurden grundsätzlich ebenso wie die Kürschner für immer vom Rathe ausgeschlossen. Ferner wurde der Gilde zur Strafe verboten, ohne Genehmigung des Raths Morgensprache zu halten und, abgesehen von Söhnen von Gildenbrüdern, neue Mitglieder aufzunehmen, bis die Zahl der Meister auf 100 herabgesunken wäre; über 100 sollten sie niemals wieder steigen. War die Zahl 100 durch Söhne von Gildenbrüdern nicht zu ergänzen, so durften Fremde mit Genehmigung des Raths bis dahin aufgenommen werden. Kein Meister durfte mit mehr als einem Stuhl und drei Knechten (Gesellen) arbeiten.

In den langjährigen Kämpfen der altmärkischen Städte mit dem Kurfürsten für Beibehaltung der direkten Steuern gegen die ungerecht ihnen auferlegten indirekten Steuern (siehe Band I., Seite 61, Seite 155 bis 158) übernahm Stendal öfters die Führung. Friedrich I. hatte seinem Sohn Friedrich II. eine Schuldenlast von mindestens 400 000 Gulden hinterlassen. Letzterer verschaffte sich zwar außerordentlich hohe Einnahmen dadurch, daß er bei Gelegenheit eines Streits zwischen den Gilden und Geschlechtern in Berlin und Kölln das Vermögen vieler reicher patrizischer Familien einfach konfiscirte, gerieth aber doch gegen Ende der Regierung durch den Krieg mit Pommern wieder in Schulden. Als er 1470 mit seinem in Franken residirenden Bruder Albrecht Achilles über die Abtretung der Mark verhandelte, meinte dieser, ein reicher Burggraf wäre besser, als ein armer Kurfürst, das Land bringe nichts als „Fälle", d. h. bringe nur bei Gelegenheit etwas ein und höchstens bis 4000 Gulden jährlich. Friedrich antwortete darauf, er habe doch in den Marken auch nicht wie der Stör vom Winde gelebt, und „hier seien mehr denn Fälle, hier seien Orbeden, Landbeden,

Zölle, Mühlen, Fischereien, Münzen, Juden u. s. w.", freilich sei ein Theil dieser Einnahmen versetzt. Schließlich einigte man sich dahin, daß Albrecht seinem Bruder für die Abtretung der Mark das Schloß Plassenburg in Franken und eine Leibrente von 6000 Gulden jährlich zugestand. Dem kurfürstlichen Albrecht gegenüber waren die Rathmänner von Stendal klug und weise: sie ließen sich erst die Konfirmation geben, ehe sie huldigten. Wie theuer es den Salzwedelern zu stehen kam, daß sie nicht ebenso verfuhren, ist a. a. O. erzählt worden.

Albrecht verlangte nun 1472 auf dem Landtage zu Berlin von den Ständen, daß sie zur Tilgung von 124 000 Gulden Schulden außerordentliche Steuern aufbrächten. Die Städte wollten die „Bede" bewilligen, nicht aber das „Ungeld", die stets wachsende indirekte Steuer der Bierziese. Aber Albrecht verlangte die Bierziese auf vier Jahre; von jeder Tonne Bier sollte, wenn sie gebraut werde, ein Groschen, und wenn sie gekauft werde, noch ein Groschen gesteuert werden. Dadurch könne man auch die Fremden im Lande besteuern.

Man kannte damals außer einigen Land- und Flußzöllen überhaupt noch keine indirekten Steuern; eine neue Biersteuer hätte den landesherrlichen Beamten die Befugniß gegeben, sich in bisher unbekannter Weise in den Haushalt der Bürger einzumischen, die Gewerbe zu beschränken u. s. w. Überdies war die alte Bede eine kontingentirte Steuer; man wußte genau, welche Geldsumme man mit ihr dem Landesherrn bewilligte und konnte die Steuerlast nach seinem wirklichen Bedürfniß abmessen. Die neue Biersteuer aber war ihrem Ertrage nach unbestimmt. Bier wurde gerade damals immer beliebter und das Braugewerbe nahm einen außerordentlichen Aufschwung. Man hätte daher dem Kurfürsten leicht mehr bewilligt, als er zur Tilgung seiner Schulden bedurfte. Auf einem neuen Landtag zu Berlin, am 25. Juli 1472, machte der Kurfürst einen neuen Vorschlag: man sollte versuchsweise ein Jahr lang die Bierziese zahlen, gefalle das nicht, solle man noch drei volle Landbeden geben. Die Städte, die es nicht wollten, sollten vier Landbeden geben. Zusammen sollten die Städte 50 000 Gulden, die übrigen Stände 30 000 Gulden in vier Jahren beitragen, während der Kurfürst den Rest von 44 000 Gulden für seine Person

tragen wolle. Hierauf erklärten sich die Herren, Prälaten und Ritter und die beiden Städte Stendal und Osterburg für den ersten Vorschlag, die versuchsweise Zahlung der Bierziese, während die übrigen Städte der Altmark sowohl, wie die der andern Marken, nichts von der Bierziese wissen wollten. Die Stendaler und Osterburger kamen dadurch in den Ruf der Wankelmüthigkeit, man schalt sie „Wendehoiker“ und „Karrenberger“.*) Auf einem folgenden Landtage kam der Receß demgemäß zu Stande. Bald aber zeigte sich die „falsche List“ des Kurfürsten; die 44 000 Gulden wollte er nun auf Grund eines kaiserlichen Privilegiums durch einen Tonnenzoll nicht von Bier, sondern von anderen Handelsgegenständen zusammenbringen; von jeder Tonne Hering oder Fisch, Wein, Honig, Schmalz, Talg, Fleisch, Theer und allen anderen Waaren, die man tonnenweise führt, sollten drei brandenburgische Groschen bezahlt werden. Die Städte der Altmark und Priegnitz, die bisher im Innern des Landes Zollfreiheit genossen hatten, weigerten sich, die neuen Zöllner aufzunehmen und die Zölle an andern Orten zu bezahlen. Sie verlangten Einberufung eines Landtages; der Kurfürst aber erwiderte, Landtage habe er genug gehalten, und zur Einführung solchen Zolles bedürfe er nach kaiserlichem Privilegium nicht der Zustimmung des Landtages.**) Bald aber wurde er gefügiger; seine Zöllner wurden verjagt, und nun leisteten auch die Stendaler mannhaften Widerstand, um ihren bürgerlichen Ruf wiederherzustellen. Sie drohten, den kurfürstlichen Räthen die Köpfe abzuhauen, „was,“ schreibt der Kanzler Albrechts, der Bischof von Lebus, Dr. jur. Sesselmann, „mir meinethalben nicht bequem wäre.“ Man hielt sich nun nicht mehr an den Landtagsreceß gebunden und weigerte auch die bewilligte Bede.

*) Karrenberger hängt wohl mit der alten Redensart: eine Karre machen, sich heimlich verständigen, zusammen. Ein angelegter Karren = ein abgeredeter Handel. Wendehoiker, der den Mantel nach dem Winde dreht, von Hoike = Mantel. Siehe Grimm's Wörterbuch bei Hoike und Karren.

**) „Zwar meinte der Kurfürst, Fremde zahlten dabei viel; die Staatsweisheit war aber damals noch nicht so weit gediehen, um einzusehen, daß der fremde Kaufmann sich für die von ihm gezahlten Zölle an den Einheimischen entschädigte, und also nicht die Fremden, sondern die Einheimischen die Zölle bezahlten. Zu dieser Erkenntniß konnten die Städter bei ihrem Verkehre viel leichter kommen, als die damaligen Staatsmänner, und es ist ihnen sicher nicht verborgen geblieben.“ So schrieb von Klöden, damals Direktor der städtischen Gewerbeschule zu Berlin, in seiner Geschichte einer altmärkischen Familie (Seite 304) 1854 — ohne zu ahnen, daß die maßgebenden „Staatsmänner“ dreißig Jahr später zu der nach seiner Ansicht vor vierhundert Jahren abgethanen „Staatsweisheit“ zurückkehren würden.

Der Kurfürst suchte jetzt durch gerichtliche Erkenntnisse seinen Willen durchzusetzen. Unter dem Vorsitz des Kanzlers Bischof Sesselmann verurtheilten Schiedsgerichte, aus Prälaten und Herren, Edelleuten, städtischen Bürgermeistern und Bauern bestehend, die Städte einstimmig, sowohl den Zoll zu dulden, als auch ihren Theil an den 50 000 Gulden zu zahlen. Der Kurfürst ließ sich beide Urtheile vom Kaiser mit Androhung schwerer Strafen gegen die Widerspenstigen bestätigen (1473, Februar und März) und erbot sich gleichzeitig, den neuen Zoll fallen zu lassen, wenn man ihm 4000 Gulden jährlich zu der bewilligten Landbede zulegen wollte.

Aber nichts, gar nichts gestanden die Städte zu. Der Kurfürst zog fort aus der Mark und bestellte seinen Sohn Johann und den Bischof von Lebus zu Regenten. Diese hatten einen schweren Stand. Der Widerstand der Städte gegen den neuen Zoll wuchs. Den Altmärkern folgten die Priegnitzer, sodann Rathenow und Brandenburg.

Der Kurfürst hatte seinem Sohn befohlen, in Tangermünde Hof zu halten, er antwortete aber:

„man würde den widersetzlichen altmärkischen Städten doch nicht nach Gebühr zu begegnen vermögen und damit nur die Ohnmacht der Herrschaft zeigen, und den Widerstand steigern.“

Der Kurprinz trug großes Verlangen, die Prinzessin Margarethe von Sachsen zu heirathen, scheute aber die Hochzeitskosten: Der Hase sei theuer, schrieb er dem Vater, und er habe keinen Pfennig Geld, zudem wären die niederdeutschen Fürsten als Hochzeitsgäste so ungenügsam, statt ihrer wolle er lieber noch einmal so viel Franken, Meißner oder Thüringer bewirthen. Seinem künftigen Schwiegervater schämte sich Markgraf Johann die Ursache der Verzögerung anzugeben und verlangte von den Ständen eine Beihülfe von 10 000 Gulden. Die Städte weigerten sich aber, ungeachtet aller Bitten, etwas zu geben, bevor nicht der Zoll abgeschafft werde. Markgraf Johann befand sich auch abgesehen davon in großer Dürftigkeit. Es fehlte ihm an Allem, um seine Muhme, die Herzogin Dorothea von Lauenburg, die ihn besuchen wollte, aufnehmen zu können. Er besaß nicht genug Bettgewand, Laken, Sammetpolster, Tischtücher und Silbergeschirr, obgleich er erst zwölf silberne Löffel hatte machen lassen. Er konnte die längst verfallenen Zinsen

nicht bezahlen, werde täglich gemahnt und mußte doch alles zur Hofhaltung Nöthige borgen. Der Kurfürst schrieb dem Markgrafen auf seine Klagen, er möge sehen, ob er sich mit den Städten auf 3000 Gulden jährlich (bis dahin hatte er 4000 Gulden für die Abstellung des Zolles verlangt) einigen könne, doch so, als ob es ohne sein, des Kurfürsten, Wissen geschehe; dies brachte der Markgraf nun vor, aber auch hiervon wollten die Städte nichts wissen.

Nun suchte man statt gütlicher Unterhandlungen wieder Drohungen anzuwenden. Kurfürst Albrecht Achilles erwirkte draußen ein Machtgebot gegen die Städte. Er ließ sich vom Kaiser Friedrich jene von ihm veranlaßten Urtheile mit Androhung einer schweren Strafe gegen die Widerspenstigen bestätigen, wobei der Kaiser zugleich erklärte, daß Niemand bei ihm gegen jene Erkenntnisse appellirt habe, sie daher in Rechtskraft übergegangen seien. Diese Urkunden schickte der Kurfürst seinem Sohn, der ihm aber zurückschrieb, sie würden sehr verachtet und folge nichts darnach.*)

Die Pommern rüsteten gegen Brandenburg. Der Markgraf wollte der bedrohten Stadt Garz Hilfe senden und bot dazu die Ritterschaft und die Städte auf. Aber diese blieben aus, erst sollte der Zoll abgethan werden. Johann beschwor seinen Vater zu helfen, sonst gehe auch die Uckermark verloren. Es seien im Lande „etwieviel Bösewichter und ungetreue Leute". Garz selbst sei voll Unkraut, und die Andern in der Stadt müsse man behandeln, als seien sie in ein seiden Tuch gewickelt. . . . Der Bischof von Lebus wollte vom Kanzleramt entbunden sein, und schrieb dem Kurfürsten,

> „er höre auf dem einen Ohre schlecht, er sehe nicht gut, sein Arm thue ihm so weh, daß er ihn zu Zeiten nicht heben könne, auch sei ihm Schadung an seinem Leibe widerfahren, das er nicht schreiben wolle — Alles seit Albrecht weggezogen."

Johann mochte noch so dringlich schreiben: „in dem Schachmatt also zu sitzen, möchte einer lieber todt sein", Albrecht kam nicht, sondern erwarb sich lieber als oberster Feldherr in Kriegsgeschäften für das Reich großen Ruhm.

*) Nach einem Aufsatze: „Die ersten Steuerverweigerer unter den Hohenzollern. (Ein lehrreiches Kapitel aus der guten alten Zeit.) Von Eugen Richter (in Nr. 30 und 31, Jahrgang 1869 des Volksfreunds).

Die Sendboten der altmärkischen Städte aber erschienen am 6. Juli auf der Burg Tangermünde und erklärten einmüthig, wenn ein Angriff auf die Altmark erfolge, so wollten sie dem gern steuern und wehren helfen, — aber außerhalb der Altmark Sr. Gnaden zu folgen hätten sie keine Macht und wollten es auch nicht thun; dazu müsse erst ein Landtag angesetzt werden, dort wollten sie sich der Majorität fügen. Als nun späterhin die Mark in Kriege verwickelt wurde, tilgten sie wenigstens die schuldige Landbede, wenn auch erst 1477. Inzwischen hatte sich Stendal mit den Städten Magdeburg, Goslar, Braunschweig, Halle, Halberstadt, Hildesheim, Hannover u. s. w. „zum Widerstande gegen unrechte Gewalt" gegen Straßenräuber und westphälische Fehmgerichte auf zehn Jahr (Juni 1476) und in Gemeinschaft mit diesen Städten am 31. Oktober desselben Jahres mit Lübeck, Hamburg, Bremen, Rostock, Stralsund, Wismar, Lüneburg nicht blos zur Sicherung der Reichsstraßen, sondern auch „zur gegenseitigen Unterstützung", wenn eine Stadt in ihren Privilegien, Freiheiten, Gerechtigkeiten, alten Gewohnheiten und Herkommen verkürzt oder gekränkt oder mit neuen Auflagen und andern Umpflichten und ungewöhnlichen Beschwerungen belastet würde, — eng verbündet. Endlich am 12. März 1478 schlossen die Städte der Altmark mit Ausnahme von Gardelegen zu Osterburg auf fünf Jahre ein Bündniß, worin jede Stadt unter Anderem versprach, in Betreff Landbede oder anderer Hülfe und Steuer, welche die Herrschaft von ihnen verlangen, nichts ohne Zustimmung aller Andern thun oder zusagen zu wollen.

Im Juni 1478 aber kam Kurfürst Albrecht persönlich in die Mark und erlangte für dies und das folgende Jahr ein weit bedeutenderes Aufgebot der altmärkischen Städte, zuletzt von Salzwedel und Stendal zusammen 1000 Mann zu Fuß und 200 zu Pferd, und von den übrigen Städten der Altmark zusammen ebensoviel. Außerdem größere und kleinere Haubitzen. Zum Friedensschluß in Prenzlau (Juni 1479) wurden auch Rathsherren von Stendal und Salzwedel als Zeugen entboten.

Die altmärkischen Städte hegten dazumal große Hoffnungen, von den indirekten Steuern frei zu bleiben. Hatten doch die Bürger von Hildesheim 1485 mit Hülfe verbündeter Städte — neben Magdeburg, Braunschweig u. s. w.

auch Stendal — 1485 in ihrer Fehde wider den Bischof von Hildesheim die Auferlegung der Bierziese rückgängig gemacht.

Nach dem Frieden begannen über die aus den letzten Kriegen erwachsene Schuldenlast neue vergebliche Verhandlungen über die Bierziese. Neue Gerichtsverhandlungen und Verurtheilungen, neue Proteste der altmärkischen Städte gegen die Zuständigkeit des Gerichtshofes unter Berufung auf ihre Privilegien, neue Bündnisse mit andern Städten gegen unrechte Gewalt.

Am 11. März 1486 starb Albrecht Achilles. Sein Sohn, der Kurfürst Johann Cicero nahm die Sache kräftiger in die Hand. Wir haben bereits bei Tangermünde und Salzwedel (Band I. Seite 178) erwähnt, wie er auf dem Landtage vom 2. Februar 1488 die Bierziese auf sieben Jahre beschließen ließ, und wie darüber in den altmärkischen Städten Volksaufstände entstanden, die gewaltsam unterdrückt wurden.

„In Stendal empörten sich die Gilden der Tuchmacher, Schuster, Kürschner, Bäcker, Leineweber und die gemeinen Bürger gegen den Rath und die drei Gewerke, welche auf seiner Seite standen (die Gewandschneider, Krämer und Knochenhauer), rückten ihnen auf das Rathhaus und zwangen sie unter Anwendung von Gewalt zu dem schriftlichen Versprechen, daß die Bierziese nicht erhoben werden sollte. Dabei aber blieb es nicht: mehrere Edelleute, die Gebrüder Gebhard und Nikolaus von Borstel auf Schwarzlosen, ihr Vetter Otto von Borstel auf Schinne, Jakob von Gohre auf Nahrstedt und sein Sohn Hans, gegen welche sich die Wuth der Menge wahrscheinlich deswegen richtete, weil der Adel von der Bierziese freiblieb, und außerdem Nikolaus Knobloch, der vermuthlich kurfürstlicher Zolleinnehmer war, wurden zuerst in der gröblichsten Weise insultirt; darnach wurden sie auf Befehl des Raths, entweder, weil er von dem Volkshaufen dazu gezwungen wurde, wahrscheinlicher aber, weil er sie vor weiteren Mißhandlungen schützen wollte, in's Gefängniß gesetzt: hierauf wurden Nikolaus von Borstel und Hans von Gohre wieder herausgeschleppt und tumultuarisch hingerichtet. Danach zog eine Rotte der verwegensten Aufrührer hinaus nach den Gütern jener Edelleute, wo sie Plünderung und Brandstiftung übten. Gebhard von Borstel und Nikolaus Knobloch wurden erst durch

die Ankunft des Kurfürsten aus dem Gefängniß befreit. Die größten Helden bei dem Tumult waren wieder die Tuchmacher, deren Gilde bei weitem die zahlreichste war"....

So Götze a. a. O. Seite 236. Angesehene Familien, darunter der Stadtschulze, die beiden regierenden Bürgermeister sammt sieben andern Mitgliedern des sitzenden Raths verließen die Stadt. Der Kurfürst kam in der letzten Woche März nach Tangermünde. Hier sammelte er eine stattliche Heeresmacht zur Unterwerfung des Aufstandes in den übrigen mächtigeren Städten. Gegen die Mitte April rückte er in Stendal ein. Drei aus der Gilde der Tuchmacher, Simon Möring, Hermann Falke, Paul Nitte, wurden mit dem Schwerte hingerichtet, Andere wurden unter harten Bedingungen begnadigt. Durch einen Ausgleich vom 22. April 1488 wurde Stendal, ebenso wie einige Tage darauf Osterburg, Salzwedel, Seehausen, Werben, Gardelegen, aller Freiheiten und Privilegien beraubt (siehe Band I. Seite 178).

Wie man außerhalb der Mark über die Vergewaltigung der altmärkischen Städte dachte, ergeben gleichzeitige „chronikalische Aufzeichnungen aus Magdeburg" *). Darin heißt es verhochdeutscht:

„In demselben Jahre (1488) um Paschen (6. April) war der Markgraf von Brandenburg nicht zufrieden mit seinen Städten und wollte von ihnen haben große Ziese, aber sie wollten ihm die nicht geben, sonderlich die von Stendal, da ließ er ihnen alle die Windmühlen abbrennen, als neun, und er wollte davor gezogen haben. Darauf gaben sie sich mit gutem Willen und sind ganz eigen (unterthänig) geworden und wissen noch nicht das Ende, sondern Montags nach Quasimodogeniti (14. April) soll er da sein und die Bürger mußten ihm zwei Flügel (Thorflügel?) ablegen, als er vor die Stadt kam.....

Item in demselben Jahre des Dienstags nach Quasimodogeniti (15. April) kam der Markgraf von Brandenburg vor Stendal. Eine Viertelstunde Weges holten sie ihn ein mit Kreuzen und mit Fahnen und die Bürger fielen vor ihm nieder wohl dreie auf ihre Kniee, daß er gut sein möge. Als sie hierauf vor die Stadt kamen, dann trieb er das Volk vor sich hin, wie Schweine auf den Markt. Er lag umher wohl mit 1900 Wappnern und er las aus dem Volke aus, wen er haben wollte und warf sie in den Thurm und nahm sie gefangen und nahm ihnen alle ihre Privilegien, Büchsen, Waffen und Harnisch, daß sie kaum hatten so viel, da sie

*) Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg, 10. Jahrg. 1875, Seite 337.

mochten damit Brod schneiden. Und sie wurden unterthänig wie Hunde und sind ihrer selber nicht mächtig. Dieser Unwille ist nirgends anders hergekommen, denn von den Obersten als Brasche und Calbe*) und andern Verräthern, die mir unbekannt sind. Ein Jedermann sehe zu, daß es hier nicht auch also hergehe und jage aus die Verräther.

Item in demselben Jahre um Misericordias domini (20. April) ließ der Markgraf von Brandenburg Köpfe abschlagen unverschuldet in seinen Städten, als zu Gardelegen drei Bürgern, zu Salzwedel zwei Bürgern, in Seehausen einem Bürger. Als man dem ersten den Kopf abschlug in Gardelegen, ward der Markgraf von Brandenburg krank, als wenn er sterben wollte. Und man fuhr ihn mit einem kleinen Wagen aus Gardelegen auf ein Dorf bei Stendal. Da lag er wohl zwei oder drei Tage, ehe er nach Tangermünde fuhr. Und das ist alles geschehn um der Ziese willen. Wer dagegen redete, der ward gefangen und geköpft. Item darnach zuletzt ließ er zu Stendal auch vier köpfen! —"

In Stendal verloren nur diejenigen Gewerke ihren Einfluß auf die städtischen Angelegenheiten, die sich an dem Aufstande betheiligt hatten. Die vornehmen „Dreiwerke", die Gewandschneider, die Krämer und die Knochenhauer hatten dies nicht gethan.

Stendal ist die einzige der märkischen Städte, die bereits im fünfzehnten Jahrhundert eine Buchdruckerei in ihren Mauern gesehen hat. Joachim Westfal, der Sohn Albrecht Westfal's, des Aldermanns von der Kaufmanns-Kompagnie, hatte in fernen Gauen die Kunst des Buchdruckens gelernt, wahrscheinlich bei Peter Schöffer in Mainz. Von diesem bezog er seine Typen, als er in Gemeinschaft mit Albert Ravenstein, vermuthlich ebenfalls einem geborenen Stendaler, 1483 die erste Buchdruckerei in Magdeburg gründete. Die Gemeinschaft ward 1486 aufgehoben. Joachim Westfal zog nach seiner Vaterstadt Stendal und errichtete in seines Vaters Hause die erste märkische Druckerei. Die bemerkenswertheste Schrift derselben ist ein Sachsenspiegel mit Glosse, niederdeutsch mit Beigabe des lateinischen Textes vom Jahre 1488. Schon im folgenden Jahre muß die Druckerei wieder eingegangen sein.

Johann Cicero hatte die Freiheit der altmärkischen Städte gebrochen und damit ihren Niedergang eingeleitet. Den schweren Zeiten aber war er

*) Benedikt Calbe hieß einer der flüchtigen regierenden Bürgermeister, Jakob Brasche eines der flüchtigen Mitglieder des sitzenden Rathes.

in keiner Weise gewachsen, die Stelle seines gewaltigen Vaters vermochte er nicht zu ersetzen.

„Bisher gewöhnt von ihm, oft hart genug, Ziel und Weg sich weisen zu lassen, sah er sich plötzlich in einer Fülle von Verwickelungen, die ihn beängstigten; und mit der Wucht der Anforderungen wuchs ihm nicht die Spannkraft, ihnen gerecht zu werden.“ (Droysen a. a. O. Bd. II. Abthlg. 1, Seite 365.)

Brandenburgs Einfluß in Deutschland ging unter ihm verloren. Es fehlte ihm nicht an Geist, er wandte den wiedererwachenden Wissenschaften seine lebhafte Theilnahme zu, aber von Jahr zu Jahr verminderte sich sein fürstliches Selbstgefühl.

„Er ließ die Dinge gehen, wie sie gingen. Früh alternd, schweren Leibes, mit der Resignation, daß sein Haus doch überflügelt sei, war er zufrieden, wenn man ihn und sein Land in Ruhe ließ.“

Er starb am 9. Januar 1499 zu Arneburg. Bald darauf schrieb einer der Räthe vom Reichstag:

„Brandenburg, als ich glaube, hat seit achtzig Jahren nicht kleiner Gerücht im Reiche gehabt.“

Zur Geschichte Stendals von der Reformation bis zur Gegenwart.

Kurfürst Joachim I. hatte beim Tode seines Vaters das fünfzehnte Lebensjahr noch nicht vollendet. Die Stände huldigten ihm und seinem jüngeren Bruder Albrecht, der bald darauf in den geistlichen Stand übertrat.

Im Frühjahr 1502 sah Stendal ein glänzendes Fest in seinen Mauern. Da in Berlin die Pest herrschte, wurde in Stendal die Doppelhochzeit des Kurfürsten und seiner Schwester Anna gefeiert. Joachim I. heirathete am 10. April Elisabet von Dänemark, seine Schwester Anna den Oheim der letzteren, den Prinzen Friedrich von Dänemark, den späteren König Friedrich I. von Dänemark, Schweden und Norwegen. Die Hochzeitsfeier dauerte mehrere Tage. Dann ging der junge Kurfürst nach Tangermünde, wo er die Flitterwochen verlebte.

In seinen ersten Regierungsjahren stand Joachim bei den Städten gut angeschrieben, weil er dem übermüthigen und gewaltthätigen Adel, der unter dem schwachen Regimente seines Vaters sich wieder zu Räuberbanden vereinigt hatte, unbarmherzig das Handwerk legte. Das Stoßgebet der Fuhrleute und Reisenden:

„Vor Köckeritz, vor Lüderitz, vor Krachte und vor Itzenplitz bewahr' uns, lieber Herr Gott!"



Joachim I.

ging dem jungen Markgrafen zu Herzen. Die frechen Junker, die an seine Schlafkammerthür das Drohwort schrieben:

«Jökelken, Jökelken, höde di, wo wi di kriegen, hängen wi di!»

bekamen seine Rache zu fühlen. —

Die Unwissenheit und der Aberglaube jener Zeit zeigte sich erschreckend in jenem großen Berliner Judenprozeß (1510), an dem auch Stendal betheiligt war. Der christliche Kesselflicker Paul Fromm aus Bernau gerieth in Verdacht, aus dem Dorfe Knobloch Hostien gestohlen zu haben. Er bekannte, eine derselben an einen Spandauer Juden verkauft zu haben. Dieser gestand, die Hostie mit Messern durchstochen und in drei Stücke gebrochen und eins davon an Brandenburger Juden, eins aber an Salomon Heller, genannt Marx, nach Stendal gesendet zu haben. Bald dehnte sich die Untersuchung weiter und weiter aus. Durch die Geständnisse der Verhafteten wurden auch die Juden in Werben, Osterburg, Gardelegen, Nauen, Kyritz, Perleberg, Pritzwalk, Lenzen, Wusterhausen betheiligt. Allmählich gestanden „die boshaften, ungetreuen Juden", daß sie in den letzten Jahren zu Berlin, Brandenburg, Werben, Osterburg Christenkinder gekauft und denselben in den Synagogen das Blut abgezapft und den Hals abgeschnitten hätten. Des Blutes unschuldiger Christenkinder bedürften sie als Heilmittel für Krankheiten. . . .

Auf dem neuen Markte zu Berlin wurden am Freitag nach Margarethen vierzig Juden im Beisein der gesammten Hof- und Stadtgeistlichkeit

auf drei Stock hohen, hölzernen Rösten zu Pulver verbrannt. Nur zwei, Jürgen, vormals der große Jakob von Brandenburg geheißen, und Paul, vorher Josef von Seehausen genannt, wurden, weil sie sich schleunigst zum Christenthum bekehrt hatten, einen Tag später geköpft. Alle übrigen Juden wurden aus den Marken verwiesen.

Im vorigen Jahrhundert glaubte Niemand an die Schuld der armen Verbrannten. Pauli in seiner allgemeinen preußischen Staatsgeschichte (Band II. Seite 462) sagt nach ausführlicher Mittheilung der Sache:

„Der Beweis, den man aus ihrem eigenen Bekenntniß herzunehmen pflegt, ist ziemlich unzugänglich, weil mehrentheils solches durch die ausgesuchtesten Martern oder deren Vorstellungen erzwungen wurde. So lange die Juden Menschen und empfindlich bleiben, so lange kann man auch von ihnen das Bekenntniß ungeschehener Sachen herausfoltern. . . .“

Nicht um allgemeine Bildung und Aufklärung zu fördern, sondern nur um des Römischen Rechts wegen, um römische Rechtsgelehrte zu erziehen, stiftete Joachim I. die Universität Frankfurt an der Oder, die niemals zu großer Blüthe gelangte. Auch seine weiteren Reformen mißlangen. Die Einführung des „Kaiserrechts“ durch die Joachimische Konstitution oder Joachimica (1527), — die „Polizeiordnung der Städte“, wodurch die lebenslänglichen, sich selbst ergänzenden, alljährlich wechselnden zwei Rathskollegien von je acht Mitgliedern unter Verbot aller Bürgerversammlungen allgemein in den Städten eingeführt wurden, endlich seine Nachgiebigkeit gegen die Anmaßungen der Edelleute und Prälaten, gegen die Errichtung der „Gutsherrschaften“ zur Unterdrückung der bis dahin freien Bauern als „Unterthanen“, haben vorübergehend dem Adel genützt, sonst aber Land und Leute dauernd geschädigt.

Stendal blieb bei ihm hoch in Gnaden, — noch immer war es die reichste Stadt der Mark, und Geld war beim Kurfürsten allzeit wenig genug vorhanden. Seit 1488 hatte die Stadt bereits dem Kurfürsten Johann Cicero öfters Geld geborgt, bei dem verschwenderischen Joachim I. geschah dies in verstärktem Maße. Der Rath spekulirte nicht schlecht: 1517 erhielt die Stadt, ohne Zweifel zufolge ihrer Bereitwilligkeit, Darlehen zu geben, das obere und niedere Gericht innerhalb der Stadtmauern auf Kündigung zurück.

Die Reformationsbewegung ergriff, wie andere altmärkische Städte, auch Stendal frühzeitig. Hier waren es, wie anderswo, die eingewanderten Handwerksgesellen, welche die neuen Lieder und damit auch die neue Lehre einschleppten. Schon 1530 kam es darüber zu einem blutigen Aufstande. Der eigentliche Anstifter soll ein Bettelmönch Lorenz Kuchenbäcker gewesen sein. Der predigte am St. Annentage, den 26. Juli, in der Kirche der Franziskaner; er forderte die Versammelten mehrmals auf, wie in Magdeburg und anderswo die Luther'schen Lieder zu singen: »Wer't kann, de heve an, — ik kann et nich!» — Da huben die Handwerksgesellen wirklich an; und ebenso geschah es in jeder folgenden Predigt.

Der Rath meldete die Sache nach Berlin. Der Kurfürst war in Augsburg auf dem Reichstage; seine Söhne sendeten vier kurfürstliche Räthe, den Landeshauptmann der Altmark, Busso von Bartensleben, ferner Fritz von Schulenburg, Gerhard von Lüderitz und Jakob von Jeetze, die Sache in Güte beizulegen. Diese kamen nach Stendal und forderten zum Sonntag, den 14. August, Morgens sechs Uhr, alle Bürger vor das Rathhaus. Auf Ermahnung, „sich nach alter kaiserlicher Gewohnheit zu halten und die Gesänge und Martin Luthers Ding abzuschaffen," erklärten die Gilden und gemeinen Bürger nach vorgängiger Besprechung, sich fügen zu wollen. Allein in der folgenden Nacht ließen die Räthe einige Schuhknechte verhaften. Nun rottirten sich am Montag früh die anderen Gesellen zusammen und forderten vergeblich die Freigebung der Verhafteten. Nachmittags begaben sich die kurfürstlichen Räthe nach dem Franziskanerkloster und empfahlen dem Gardian, Lorenz Kuchenbäcker besser zu beaufsichtigen. Der aber fürchtete für seine Person, überstieg die Klostermauer und durchlief mit dem Geschrei, der Landeshauptmann wolle ihn greifen, die Straßen bis zur großen Bruchstraße, wo die Tuchmacher ihr Pantaleonfest feierten.

Inzwischen gelangte die Kunde, der Landeshauptmann habe Kuchenbäcker verfolgt und gestochen, in die Bierhäuser, in denen die Handwerksgesellen blauen Montag hielten. Diese stürzten auf die Straße und zogen in hellen Haufen zum Markt. Der Stadtrath hatte die kurfürstlichen Räthe, die in der Domdechanei tafelten, von der Gefahr in Kenntniß gesetzt und aufgefordert, sich zu ihrer Sicherheit auf's Rathhaus zu begeben. Diese

begegneten auf ihrem Wege dorthin den Gesellen, die von Kuchenbäcker, der mit ihnen zog, und vom Stadthauptmann Matthias Schönwald, genannt Matz Rappe, aufgewiegelt wurden. Vor Steinwürfen und Büchsenschüssen retteten sich die Räthe unter Lebensgefahr glücklich auf's Rathhaus. Die Rotten versuchten einzudringen, schleuderten Steine in die Fenster, schossen mit Büchsen hinein und zertrümmerten die verrammelten Thüren. Die eigentlichen Bürger blieben zu Haus und aßen ihr Abendbrod. Endlich, als auf den Thürmen Sturm geläutet wurde, kam ein Theil von ihnen allmählich bewaffnet zum Rathhause. Mit den belagernden Aufständischen wurde jetzt ein Waffenstillstand bis zum andern Morgen verabredet. Allein während die Bürger vor dem Rathhause Nachtwache hielten, zog ein Volkshaufen nach dem Dom, stürmte die Propstei, die Dechanei und die Kurien der Domherrn, schlug Thüren und Fenster entzwei, raubte und plünderte. Die Geistlichen entflohen. Am andern Morgen endlich sammelten sich die Bürger, die dazumal wie gewöhnlich mit dem Rath in Streit lagen, in größerer Zahl mit Gewehr und Harnisch auf dem Markt. Man verhandelte mit den Aufständischen. Diese erklärten sich bereit, die kurfürstlichen Räthe ihres Weges ziehen zu lassen, wenn sie sechs Artikel unterschrieben und untersiegelten und sich verpflichteten, den Kurfürsten zur Bestätigung derselben zu veranlassen. Zur „Verhütung weiteren Blutvergießens" nahmen die Räthe diesen Vorschlag an. Bewaffnete Bürger geleiteten sie aus dem Üng-linger Thor.

Die kurfürstlichen Räthe werden ihr Versprechen nicht haben halten können. Fast vier Monate später, am 12. Dezember, ritt Joachim II., damals noch Kurprinz, mit tausend Reitern in Stendal ein. Wieder einmal bekam der Scharfrichter Arbeit. Sechs Übelthäter, darunter Matz Rappe, der Stadthauptmann, wurden auf der alten Dorfstraße enthauptet. Andere wurden bis zur Rückkehr des Kurfürsten gefangen gehalten. Dieser untersuchte die Sache und erließ dann vom Schloß Tangermünde aus ein gar ungnädiges Schreiben „an die Gilden, Gewerke und die ganze Gemeinde zu Stendal": sie sollten zum 26. Februar 1531 Bevollmächtigte zum Vergleich über die Strafe nach Berlin senden. Durch Fürsprache des Kurprinzen kam hier ein Vergleich zu Stande, — zum schweren Schaden der Stadt, die

ihr altes Privileg der Zollfreiheit in der Altmark und Priegnitz verlor, den Geistlichen, sowie den kurfürstlichen Räthen und deren Dienern jeglichen Schaden ersetzen — und dem Kurfürsten 10,000 Gulden als Geldbuße zahlen mußte. Die Haupturheber des Aufruhrs wurden des Landes verwiesen; den Tuchmachern wurde für ewige Zeiten der Pantaleonsschmaus untersagt.



Joachim II.

So geschehen 1531. Vier Jahre später kam Kurfürst Joachim I. noch einmal nach Stendal — um dort zu sterben (11. Juli 1535). Seinem Nachfolger huldigte Stendal am 8. Mai 1536. Zwei Jahre später predigte Dr. Justus Jonas, der mit dem Kurfürsten v. Sachsen durch Stendal reiste, in der Marienkirche, und am 30. Oktober 1539 theilte Dr. Conrad Cordatus, ein anderer Freund Luther's, in allen Kirchen Stendals das Abendmahl in beiderlei Gestalt aus, zwei Tage bevor der Kurfürst es in Spandau empfing.

Cordatus wurde von den Kirchenvisitatoren zum Pfarrer und Vizedechanten des Domstifts und Superintendenten der Stendaler Geistlichen ein-

gesetzt. 1476 zu Weißenkirch in Österreich ob der Enns als Sohn hussitisch gesinnter Bauersleute geboren, war er bereits lange Jahre ein gut besoldeter Pfarrer in Ofen, als Luther den Kampf gegen das Papstthum begann. Cordatus schloß sich sofort der neuen Lehre an, mußte darum an drei Viertel Jahr lang im Gefängniß büßen und sein Vaterland verlassen. Er begab sich 1524 zu Luther nach Wittenberg. Auf dessen Empfehlung war er schon in verschiedenen sächsischen Städten, zuletzt in Eisleben, als Pfarrer thätig gewesen, bevor er 1540 in Stendal angestellt wurde. Hier hatte er einen harten Stand mit den Domherren und Vikaren. Man hatte diesen ihre Pfründen und Vikarien bei Einführung der Reformation gelassen; sie blieben aber deren hartnäckige Widersacher und verfolgten den armen Cordatus mit ihrem Haß, namentlich weil er eifrig auf Abschaffung ihrer Pfarrköchinnen drang.

Cordatus starb 1546 einige Wochen nach Luther. Das Domstift ging ein; seine Einkünfte wurden für die Universität Frankfurt an der Oder, später für die Universität Breslau verwendet. In Breslau befindet sich auch das reichhaltige Stiftsarchiv.

In jenen Tagen der letzten Domherren wird nicht blos über deren Lebenswandel Klage geführt — selbst in der Bürgerschaft muß die Sittenverderbniß groß gewesen sein. Daneben herrschte der roheste Aberglaube. Auch das Hexenverbrennen kam in Schwung. Riedel berichtet darüber in seinem Aufsatz über das St. Nikolai-Domstift zu Stendal (Codex diplomaticus Brandenburgensis, Theil I., Band 5):

„Besonders waren der Pfarrer zu St. Jakob und frühere Vikar des Domstiftes Johann Wolter mit dem Bürgermeister Jürgen Möring arge Verfolger der Zauberei, deren Spuren sie überall wahrnahmen, wo sich ein Unglück zutrug. Als Georg Möring die Bürgermeisterstelle übernahm (1563), zeigte er dem gleichgesinnten Pfarrer ein Verzeichniß von Hexen und Zauberern, die es auch in Stendal gebe, so lang, wie der Pfarrer später schriftlich aussagte, daß, wenn er auch sogleich (es war in der Adventszeit) verbrennen zu lassen anfinge, und wöchentlich deren zwei oder drei verbrennen ließe, er doch schwerlich vor Ostern mit dieser Strafvollziehung werde fertig werden. Die traurigen Exekutionen kamen wirklich durch den Amtseifer des Pfarrers und Bürgermeisters guten Theils zur Ausführung. Die Untersuchungen aber gingen immer weiter fort, da man der Opfer des Wahnes nicht genug erhalten konnte. Zuletzt wurde der Pfarrer Johann Wolter selbst der Zauberei angeklagt, eines ver-

dächtigen Händeauflegens überführt und nach einem Erkenntnisse des Brandenburger Schöppenstuhles vom Mittwoch nach Trinitatis 1579 nach 34jähriger Amtsführung seines Pfarramts entsetzt und mit Staupenschlag des Gerichtes verwiesen."

Vermuthlich hatte eines jener unglücklichen Opfer des Aberglaubens sich an dem verfolgungssüchtigen Pfarrer gerächt und ihn auf der Folter als Mitschuldigen bezeichnet.

Seit der Reformationszeit ging es mit Stendal schnell bergab. Das Schicksal der Stadt im dreißigjährigen Kriege hat Götze in seiner urkundlichen Geschichte derselben ausführlich geschildert. Zwar hatte sie keine Beschießung erlitten, war niemals mit Sturm genommen, niemals durch eine Generalplünderung heimgesucht, trotzdem stand der größere Theil der Stadt verlassen, der Wohlstand und die ehemalige Bedeutung waren vernichtet,

„die Zahl der Bevölkerung war auf etwa 1/3 des Bestandes zurückgegangen. Die wüsten Stellen, welche vom 30jährigen Kriege herrühren, sind bis zum heutigen Tage (1873) noch nicht wieder vollständig angebaut und mancher Garten oder Hof, welcher jetzt an der Straßenfront liegt, war einst eine Hausstelle." (Götze, Seite 489.)

Auch nach dem Kriege wurde die Stadt vom Unglück förmlich heimgesucht. Große Feuersbrünste (1666, 1680, 1687) vernichteten zusammen 170 Häuser in den besten Stadtgegenden; die Pest tödtete vom 10. Juni 1682 bis zum Januar 1683 nicht weniger als 1220 Personen.

Die entsetzliche Verödung der Stadt veranlaßte den großen Kurfürsten, Stendal als einen für fremde Kolonisten besonders geeigneten Ort in's Auge zu fassen.

Als Ludwig XIV. von Frankreich das Edikt von Nantes aufhob, das den Reformirten gleiche bürgerliche Rechte mit den Katholiken verbürgt hatte, lud der große Kurfürst seine Glaubensgenossen ein, sich in seinen Landen anzusiedeln. Von den zahlreichen französischen Flüchtlingen, die nach Brandenburg kamen, nahmen die ersten in Berlin und Magdeburg ihren Wohnsitz; Stendal, ihnen in erster Linie empfohlen, ging leer aus.

Da trat die Verfolgung der Waldenser in den savoyischen Hochalpenthälern Luserne, Perouse und St. Martin ein. Auf Ludwig XIV. Betrieb wurde den Waldensern, zu denen sich viele französische Hugenotten geflüchtet hatten, vom Herzoge von Savoyen die Ausübung ihrer Religion bei Todes-

strafe untersagt. Die Waldenser griffen zu den Waffen; im heldenmüthigen Kampfe gegen das französische und savoyische Heer unterlegen, flüchteten sie zu Tausenden über die Alpen. Einer Einladung des Kurfürsten von Brandenburg entschlossen sich mehr als 800 Waldenser Folge zu leisten. Sie wurden direkt für Stendal bestimmt. In der wenige Wochen vor dem Tode des großen Kurfürsten erlassenen Verfügung vom 29. April 1688 heißt es:

„Gleichwie nun die Stadt Stendal fast vor allen andern unsern Kurstädten durch Krieg, Brand und andere Unglücksfälle dergestalt heruntergekommen und desolat worden, daß von der vorigen, sehr nombreusen Bürgerschaft die wenigsten mehr übrig, auch alles, was bisher zur Wiederbringung gedachter Stadt Flor und Wohlstandes vor die Hand genommen worden, und wodurch auch andere Orte wieder aufgekommen, daselbst fast gar nicht anschlagen wollen, — also haben wir unsere landesherrliche Vorsorge dahin gnädigst gerichtet, ob nicht durch diesen casum extraordinarium und gleichsam durch eine neue Kolonie gedachte unsere gute Stadt mit mehreren Einwohnern besetzet, und weil gedachte Waldenser ein ziemliches Vermögen mit sich bringen, Nahrung und Gewerb daselbst zu mehrerer Aufnahme befördert werden könne“ . . .

Am 31. April 1688 kamen auf Wagen 359, am 6. Septbr. 481 Waldenser in Stendal an. In der armen, kaum 3000 Einwohner zählenden Stadt mit ihren meist kleinen elenden Häusern konnten die Ankömmlinge nicht untergebracht werden. Die meisten mußten wieder weiter ziehen, nach Burg, Magdeburg, Spandau u. s. w. In Stendal blieb nur eine Kolonie von 150 zurück. Schon nach zwei Jahren, als die für sie auf landesherrlichen Befehl erbauten Häuser noch nicht einmal vollendet waren, kehrten sie wieder nach ihrer Heimath zurück, gerufen von dem Herzoge, der sich inzwischen von Frankreich losgesagt hatte.

Die für die Waldenser erbauten Häuser wurden in den folgenden Jahren an Pfälzer und Franzosen übergeben, die eine bis 1705 schon zu 238 Seelen angewachsene Kolonie bildeten. Durch diese entstanden eine deutsch-reformirte und eine französisch-reformirte Kirchengemeinde; der ersteren wurde die St. Katharinenkirche, der letzteren die St. Elisabethkirche zur gottesdienstlichen Benutzung übergeben. Erst 1813 erfolgte die Vereinigung beider Gemeinden.

Durch die sechzig bis siebenzig Kolonistenfamilien konnte das so tief heruntergekommene Gemeinwesen sich vom Verfall nicht erholen. 1718 betrug die Zahl der wüsten Stellen noch 458! Handel und Gewerbe lagen darnieder. Aus dem Handwerkerstande aber entsproß Johann Joachim Winckelmann, der berühmte Schustersohn aus Stendal.

In der Bürgerrolle, die ein ehrsamer Rath der Stadt Stendal im Jahre 1723 aufstellen ließ, findet sich unter No. 231 verzeichnet:

„Martin Winckelmann, ein Schuster, 40 Jahre alt, versteht seine Profession, nährt sich von ihr und sonst von nichts, besitzt ein Haus, ist nicht bemittelt, hat nur ein nothdürftiges Auskommen, obwohl er fleißig ist; hat einen Sohn von 5 Jahren, welcher in die Schule geht." (Siehe Götze, Seite 525.)

Der ehrsame Rath konnte nicht ahnen, daß man in seiner Stadt Stendal 136 Jahre später dem armen Schustersohn ein Denkmal setzen würde. Wer hätte es auch dem kleinen unscheinbaren, nachmals zum Gedächtniß Winckelmann's mit einer eisernen Tafel versehenen Hause nahe der Petrikirche ansehen können, daß aus ihm „der Erforscher und beredte Verkünder der Kunst des Alterthums" hervorgehen würde, wie ihn die Aufschrift auf dem Sockel jenes Denkmals nennt.

Johann Joachim Winckelmann wurde am 9. Dezember 1717 geboren. Sein Vater Martin war einer jener kleinen Handwerker, die in mühevoller Arbeit ihr ganzes Leben dahinbrachten, an den Werkeltagen ihrem Berufe oblagen und an den Feiertagen häufig ihren bescheidenen Holzbedarf aus dem Stadtwald zusammenlasen. Über Johann Joachim's erste Lebensjahre wissen wir wenig. Daß er schon in früher Jugend zu lernen angefangen hat, verrieth uns die Bürgerrolle, nicht aber, welche Schule er damals im Alter von fünf Jahren besuchte. Vermuthlich war es eine der sogenannten Küsterschulen, in denen die ersten Elemente gelehrt wurden. Doch läßt sich annehmen, daß der kleine Winckelmann, beseelt von heißem Wissensdrang, die Elementarschule bald mit der Lateinschule vertauschte. An der Spitze derselben stand in der Zeit von 1696 bis 1738 ein würdiger, tüchtiger Schulmann, der Rektor Esaias Wilhelm Tappert, von dem Götze in seiner „Geschichte des Gymnasiums zu Stendal" sagt:

„Eine wahrhaft kindliche Frömmigkeit und Gottergebenheit, welche überall ungesucht hervortritt, eine seltene Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit, eine rührende

> Anspruchslosigkeit und Genügsamkeit sind die hervorstechenden Eigenschaften seines Charakters; sie erhielten ihm bis in's späte Greisenalter hinein die Freudigkeit zu seinem mühseligen Berufe, welcher ihm nicht blos durch die kümmerlichen Lebensverhältnisse, sondern auch durch bösen Willen und Unverstand oft über Gebühr erschwert wurde."

Im Schulhause, dem Chor der Bettelmönchskirche (siehe oben Seite 209), saßen die Schüler auf kaltem Steinpflaster. Hier lehrte Tappert und lernte sein begabtester Schüler Winckelmann. Der Schustersohn muß ein gar eifriges, strebsames Kind gewesen sein, wurde er doch von dem Rektor mit manchen Auszeichnungen bedacht. So finden wir seinen Namen in dem Programm eines feierlichen Schulaktus vom 31. Oktober 1732. Es handelt „Von dem wunderbaren Rath Gottes, wie solcher an den Salzburgischen Emigranten herrlich ausgeführet 2c."

Wenige Wochen zuvor waren tausende von Salzburgern durch Stendal gezogen. Sie waren, wie überall in protestantischen Landen, mit Sang und Klang und „ungemein liebreich" aufgenommen. In Stendal sonderte man diejenigen, die keine eigenen Wagen und Pferde hatten, von denen ab, die solche mit sich führten. Erstere mußten sofort nach Stettin abgehen, um zur See weiter befördert zu werden; dies waren zusammen 1348. Die andern reisten mit Wagen und Pferden über Tangermünde nach Berlin.

Es ist leicht erklärlich, daß der Durchzug der Salzburger, das merkwürdigste Ereigniß, dessen Augenzeuge Jedermann gewesen war, in zwei großen Schulfeierlichkeiten behandelt wurde.

Der Aktus vom 31. Oktober 1732 zerfiel in 14 Theile, an denen 28 Schüler sich betheiligten. Unter No. VI. lesen wir:

> „Chr. W. Kläden Stend. und Joh. Joach. Winckelmann Stend. disputiren von dem Ebenbilde Gottes, dessen in der vorigen Rede gedacht worden, ob es dem Menschen anerschaffen, oder als eine übernatürliche Gabe hinzugethan worden, und wird das erstere behauptet."

Man darf es nicht beklagen, daß der Inhalt dieser Disputation nicht erhalten ist. Was konnte der vierzehnjährige Lateinschüler Winckelmann wohl über jene theologische Streitfrage vorbringen? Gewiß nichts, was wir als sein eigenes Geistesprodukt hätten ansehen können.

In demselben Jahre hatte der Rektor Tappert das Unglück, das Augenlicht zu verlieren. Er behielt sein Amt, mußte aber Jemanden in seiner Umgebung haben, der ihm auf der Straße als Führer und zu Hause als Vorleser und Sekretair diente. Er wählte sich dazu seinen begabtesten und fleißigsten Schüler, Winckelmann. Dieser rechtfertigte vollkommen das Vertrauen, das sein würdiger Lehrer in ihn gesetzt hatte. Er erhielt nun in des Rektors Hause Wohnung und Unterhalt; auch wurde ihm von seinem Wohlthäter manche andere Begünstigung zu Theil. Mit der Beaufsichtigung der Lehrerbibliothek betraut, durfte er diese und die Bibliothek des Rektors zu seiner eigenen gründlichen Ausbildung in ergiebigster Weise benutzen. Aus dem Buche: „Neu eröffneter adliger Ritterplatz" schöpfte er die erste Kenntniß berühmter Werke der Malerei und der Bildhauerkunst. Für den armen Gymnasiasten war es ferner von der größten Wichtigkeit, daß Tapppert ihn für die Jahre 1734 und 1735 zum „Präfekten" des Singechors machte. Dieser Chor (chorus symphoniacus)

> „bestand aus den älteren Schülern unter Leitung des Cantors. Er sang theils beim öffentlichen Gottesdienste in der Marienkirche, theils herumziehend vor den Häusern, und zwar nur lateinische Lieder. Außerdem aber hielt er größere Umgänge, namentlich zum Martini- und zum Gregorienfeste, wobei die sämmtlichen Schulkollegen mit vor den Thüren herumziehen mußten."

An der Spitze des Chors zog der zukünftige große Alterthumsforscher alle Mittwoch und Sonnabend vor die sogenannten „Chorhäuser", deren Bewohner den Sängern Gaben zugesagt hatten. Der Antheil des Präfektus betrug ein Viertel bis ein Fünftel der Einnahme.

Mit einem Empfehlungsschreiben Tappert's verließ er 1735 Stendal und wendete sich nach Berlin, um hier ein Jahr lang das Kölnische Gymnasium zu besuchen. Als Schüler dieser Anstalt hörte er, daß in Hamburg die Bibliothek des gelehrten Fabricius zum Verkauf komme. Winckelmann wanderte nach Hamburg und erstand hier einige der besten Ausgaben alter Klassiker. Schon im Jahre 1736 verließ er Berlin und kehrte in die Altmark zurück, um das Gymnasium zu Salzwedel zu besuchen. Laut Schulbuch wurde er hier als neunzehnjähriger Jüngling am 15. Novbr. 1736 durch den damaligen Rektor Scholle inskribirt. Nach zwei Jahren verließ er Salzwedel, um in Halle Theologie zu studiren.

Nach vollendeten Studien nahm er 1742 die kärglich besoldete Stelle als Konrektor an der Schule zu Seehausen an. Einmal hatte er, wie Pohlmann in seiner „Geschichte der Stadt Salzwedel“ erzählt, Hoffnung, von Seehausen als Konrektor nach Salzwedel zu kommen. Er reiste dorthin, sich vorzustellen.

„Da er aber im Wirthshause zufällig hörte, daß ein anderer Mitbewerber gerade eine Probevorlesung hielt, so reisete er, wahrscheinlich aus beleidigtem Ehrgefühl, unverzüglich wieder ab, ohne weiter Jemand gesehen zu haben.“

Fünf Jahre blieb er in Seehausen. Den mittelalterlichen Kunstdenkmälern der Altmark schenkte er, so viel man weiß, keine besondere Aufmerksamkeit. Dahingegen interessirten ihn die Hünengräber der Feldmark Bretsch. Die Grabkammer des größten derselben hat er bloßgelegt, ohne dem Bau des Ganzen zu schaden. (Danneil im 6. Altmärk. Jahresbericht 1843, Seite 97.)

Winckelmann verließ endlich 1747 die Altmark und wurde zunächst Sekretair des gelehrten und kunstsinnigen Grafen von Bünau auf Nöthenitz. Die Nähe des mit reichen Kunstschätzen angefüllten Dresden entschädigte ihn einigermaßen für die kärgliche Besoldung — er bekam 80 Thaler jährlich. In Dresden unterhielt er einen sein Streben nach der reinen Erkenntniß des Schönen ungemein fördernden Verkehr. Im Umgang mit angesehenen Kunstkennern, vor Allem mit dem besonders durch Göthe bekannt gewordenen Maler Oeser ging ihm, der durch ein liebevolles Studium der griechischen Literatur trefflich vorgebildet war, das Verständniß der Antike auf. Darum litt es ihn auch nicht im kalten Norden, unwiderstehlich wurde er nach der Stadt hingezogen, wo die Marmorsäulen unter freiem Himmel stehen: Rom war das Ziel seiner Sehnsucht. Nur unter der Bedingung eines Glaubenswechsels boten sich ihm die Mittel dar, künftig seinen Neigungen leben zu dürfen. Freilich mochte ihm das Opfer nicht schwer geworden sein; war er doch in das Wesen der Antike so tief eingedrungen, daß, wie Göthe meint, ein „heidnischer Sinn aus seinen Handlungen und Schriften hervorleuchtet.“ Winckelmann trat also im Jahre 1754 zum Katholizismus über und nahm dann seinen Aufenthaltsort in Dresden. Hier schrieb er seine „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst“ nieder und lenkte dadurch die Aufmerksamkeit des Kurfürsten von Sachsen und seines allmächtigen Ministers, des Grafen Brühl,

auf sich. Auf des Letzteren Veranlassung erhielt er für zwei Jahre ein Gehalt von 200 Thalern zu einer Reise nach Rom. Sein heißester Wunsch war erfüllt, er sollte Rom sehen. Gegen Ende des Jahres 1755 kam er hier an. Für ihn wurde die ewige Stadt in der That „der Ort, in dem sich das ganze Alterthum in eins zusammenzieht". Er hatte das Glück, der Freund des berühmten Malers Raphael Mengs zu werden, der ihn in die Welt der römischen Kunstschätze einführte.



Johann Joachim Winckelmann.

Für seine äußere Wohlfahrt wurde ihm noch wichtiger die Bekanntschaft mit dem ebenso begüterten als kunstliebenden Kardinal Albani. Dieser römische Prälat ernannte Winckelmann zum Bibliothekar und Aufseher seiner Kunstsammlungen. Der drückenden Nahrungssorgen ledig, konnte der große Archäolog seine unsterblichen Werke schaffen. Von nun ab unterbrach er seinen Aufenthalt in Rom nur durch einige Reisen nach Neapel, Herkulanum und Pompeji und nach Florenz. Im Jahre 1764 erschien das Werk, das seinen Ruhm begründete: „Die Geschichte der Kunst des Alterthums".

So lebte und wirkte er heiter und ruhig in Rom, beglückt von zahlreichen Zeichen der Anerkennung und Werthschätzung, die ihm von allen Seiten entgegengetragen wurden. Da erfaßte ihn die Sehnsucht nach dem Vaterlande. Im April 1768 ging er nach Deutschland, doch kam er nur bis Regensburg. Er war so sehr Römer geworden, daß der trübe nordische Himmel ihn zur Umkehr trieb. Nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in Wien trat er die Rückreise nach Italien an. Sein Weg

führte ihn über Triest. Hier starb er am 8. Juni 1768, getroffen vom Mordstahl eines Räubers, des hinterlistigen Italieners Arcangeli.

Seine Vaterstadt Stendal setzte ihm am 18. Oktober 1859 ein Denkmal. — Nach Göthe's Urtheil hatte die Natur in Winckelmann „das gelegt, was den Mann macht und ziert". Was er auf dem Gebiet der Archäologie geleistet hat, wie er der Wiederentdecker der unvergänglichen Werke hellenischer Kunst gewesen, wird unvergessen bleiben.

Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hatte Stendal eine Seelenzahl von 2900 bis 3000, in das neunzehnte Jahrhundert ging es mit 4444 Civil- und 786 Militair-Einwohnern.

Nach der Schlacht bei Jena kam Blücher mit seinen Truppenabtheilungen am 25. Oktober 1806 durch Stendal; schon am 26. Oktober rückte Marschall Soult ein. Im neuen Königreich Westfalen wurde die Stadt Hauptort eines Kantons und Sitz eines Friedensgerichtes und eines Civiltribunals. Das neue Regiment brachte mancherlei Wohlthaten: die allgemeine Gewerbefreiheit wurde eingeführt und die Wahrzeichen der „guten, alten Zeit", der hölzerne Galgen auf dem Marktplatz und der steinerne vor dem Ünglinger Thor wurden weggeräumt. Aber die aufgedrungene Fremdherrschaft blieb verhaßt, und viele gute Patrioten betheiligten sich an geheimen Verbindungen zur Abwälzung des Joches.

Das zeigte sich, als der frühere Hauptmann von Katte in der Nacht vom 1. zum 2. April 1809 mit 250 Bewaffneten, meist Reiterei, bei Werben über die Elbe ging und auf Stendal marschirte, um einen Volksaufstand zu erregen und die Festung Magdeburg zu überrumpeln. In Stendal wurde er sehnsüchtig erwartet; der alte Stadtmusikus Henning war bestellt, die Schaar mit Musik in die Stadt zu führen. Endlich in der Morgendämmerung des 3. April kam die Truppe an, sprengte das Viehthor und zog nun, voran mit klingendem Spiel das städtische Musikkorps, durch die Straßen auf den Markt. Die westfälischen Kassen wurden geleert, die Offiziere frühstückten im Gasthof zum Schwarzen Adler, die Leute wurden von den Bürgern verpflegt. Um Mittag zog die Schaar, um fünfzig Mann aus Stendal verstärkt, weiter nach Wolmirstedt und bemächtigte sich hier noch an demselben Abend der reichgespickten Postkasse.

Katte wartete sehnsüchtig auf günstige Nachricht aus Magdeburg, wo Eugen von Hirschfeld die Unternehmung leitete. Da kam eine traurige Kunde: Rittmeister Baron von Gayl hatte Alles verrathen, Hirschfeld war entkommen, andere Verschworene verhaftet und Truppen bereits unterwegs gegen Katte's Schaar. Es blieb nichts übrig, als wieder über die Elbe zu gehen und zu entfliehen. Katte und Hirschfeld entkamen nach Böhmen zum Herzog von Braunschweig. Von denen, die sich dem Korps angeschlossen hatten und bei Auflösung desselben auf dem linken Ufer der Elbe zurückgeblieben waren, wurden mehrere ergriffen und standrechtlich erschossen. So in Magdeburg der Tuchmacher Rieck, einst ein stattlicher Regimentstambour beim Tschammerschen Regiment, der Dammsetzer Futsch, der frühere Unteroffizier Burgow, der Handarbeiter Schmidt, sämmtlich aus Stendal. Nach Stendal zurücktransportirt wurde Joseph Manns, ein junger Maurergeselle, um am 14. April auf dem Schützenwalle vor dem Viehthor, durch welches Katte seinen Einzug gehalten hatte, öffentlich erschossen zu werden. Joseph Manns starb wie ein Held. Akazien umgeben sein Grab, ein eisernes Kreuz steht darauf mit der Inschrift:

Joseph Manns aus Stendal.
Begeistrungsvoll dem Vaterlande treu
Fiel er durch das Geschoß der fremden Tyrannei.
† den 14. April 1809.
Gewidmet von Vaterlandsfreunden den 3. August 1835.

Mehrere Stendaler Bürger wurden als angebliche Theilnehmer des Unternehmens verhaftet und nach Magdeburg abgeführt, darunter der Stadtmusikus Henning, der im Gefängniß starb. Andere Bewohner von Stendal, Gardelegen und Wolmirstedt wurden nach Kassel geschleppt, unter ihnen der Assessor Lindenberg und der Justizkommissar Zarnack*) aus Stendal. Diese blieben in Kassel im Kerker, bis sie 1813 von den einrückenden Preußen befreit wurden.

Die Vollstreckung des Standrechts an Joseph Manns hatte nicht abschreckend gewirkt. Als drei Wochen später, am 8. Mai, Schill mit seinen

*) Justizkommissar Zarnack, in Gardelegen gebürtig, war ein Bruder meiner Seite 23 dieses Bandes erwähnten Großmutter.

Husaren in die Stadt einzog, wurde er mit Jubel empfangen; bei seinem Abzuge schlossen sich ihm 48 Stendaler an.

Die ersten preußischen Soldaten, die Stendal im Jahre 1813 sah, waren 25 Lützower, die am Nachmittag des 21. April auf wenige Stunden einrückten. Vor dem Waffenstillstand lagen kurze Zeit zwei Schwadronen des Lützow'schen Freikorps, unter ihnen Theodor Körner, in der Stadt. Dann kam wieder französische Besatzung mit schweren Durchmärschen bis zum 9. September, wo der letzte Franzose die Stadt verließ.

Seit Beendigung der Freiheitskriege nahm die Stadt anfänglich langsam, nachher schneller einen unerwarteten Aufschwung. Einen sehr günstigen Einfluß auf ihre Entwickelung übte jedenfalls das Gymnasium, welches just wie das zu Salzwedel (siehe Band I., Seite 205) sich seit Anfang des Jahrhunderts durch einen ausgezeichneten Direktor aus tiefstem Verfall zu einer hohen Stufe emporgehoben hat. Christoph Friedrich Ferdinand Haacke (geboren 26. Januar 1781 zu Friedeberg in der Neumark, gestorben 27. Juni 1855) fand, als er im Oktober 1808 das Rektorat der Stendaler lateinischen Schule mit 350 Thalern Jahreseinkommen bei freier Wohnung antrat, nur 33 Schüler vor, die meist den unteren Klassen angehörten; wenige saßen in Sekunda, Prima stand leer. Die Schülerzahl war bis Michaelis 1813 auf 67, darunter 5 Primaner, angewachsen. Die Primaner verließen jedoch sämmtlich die Schule, um sich den Kämpfern für das Vaterland einzureihen, so daß die Schule das Jahr 1814 wieder ohne Prima beginnen mußte.

„Am 30. September 1854 legte Haacke das Direktorat nieder und nahm in feierlicher Schulversammlung von Lehrern und Schülern mit großer Bewegung Abschied. Wenn je ein Schulmann, so konnte er mit Befriedigung auf sein Werk zurückschauen. Aus einer kleinen, nicht mit Unrecht in geringer Achtung stehenden Schule von 4 Lehrern und 33 Schülern war unter seiner Leitung ein großes Gymnasium von 9 ordentlichen Lehrern und 232 Schülern geworden; die Tüchtigkeit dessen, was die Anstalt leistete, war nicht blos durch zahlreiche dankbare Zöglinge und das allgemeine Urtheil, sondern auch wiederholt durch anerkennende Schreiben der Behörden bestätigt worden. Die Gesammtsumme der Schüler, welche seine Hand in das Album eingeschrieben hat, beträgt 1713, die Zahl derer, welche er mit dem Zeugniß der Reife entlassen hat, 268." *)

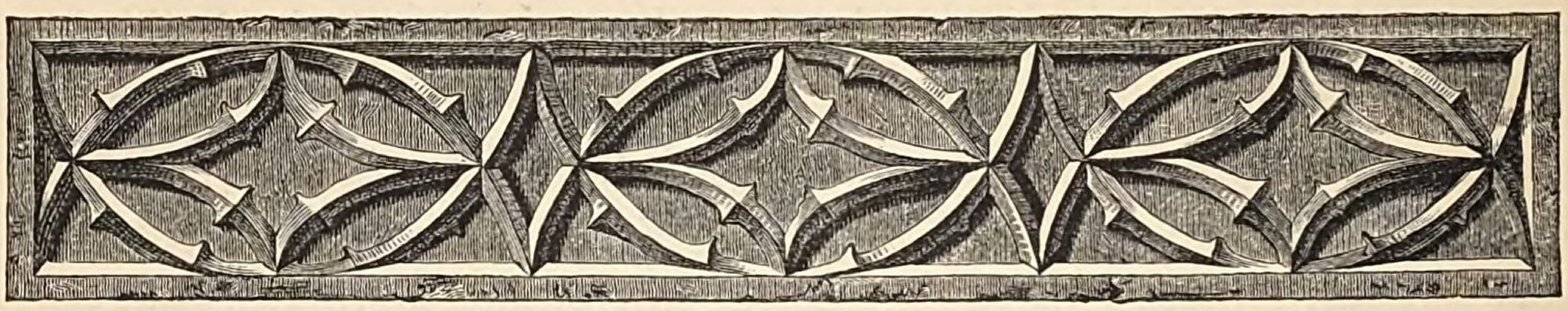
*) Siehe Ludwig Götze's umfangreiche „Geschichte des Gymnasiums zu Stendal von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart" (1865, Seite 264).

Der bedeutende wirthschaftliche Aufschwung der Stadt datirt erst seit der Anlage neuer Verkehrsstraßen. Als der Verfasser von 1840 bis 1843 das Stendaler Gymnasium besuchte, besaß Stendal noch nicht einmal eine Chaussee; auch auf den Hauptstraßen der Stadt wuchs zwischen dem Steinpflaster hindurch langes Gras. So öde und menschenleer wie Stendal war keine andere altmärkische Stadt. Erst 1844 wurde die erste Stendal berührende Chaussee von Magdeburg nach Wittenberge gebaut. Jetzt ist Stendal ein Eisenbahn-Knotenpunkt; auf seinem Bahnhofe laufen die Geleise für Eisenbahnzüge nach fünf Richtungen hin.

„Der alte Flor der Stadt ist zernichtet, und nie wird sich ihre Blüthe wieder entfalten",

meinte Steinhart 1800, als Stendal wenig über viertausend Bewohner hatte (a. a. O. Band I., Seite 171). Seine Voraussage ging glücklicherweise nicht in Erfüllung: von 4637 im Jahre 1843 wuchs die Einwohnerzahl bis 1850 auf 6964, bis 1860 auf 7516, bis 1871 auf 9938 und bis 1880 auf 14,402, und wird bis zum Ende des Jahrhunderts, menschlicher Voraussicht nach, die Ziffer 25,000 überstiegen haben.

Möge die alte stolze Hauptstadt der Altmark durch Handel, Gewerbe und Industrie noch fernerweit, wie im letzten Vierteljahrhundert, wachsen und gedeihen; möge sie aber in Zukunft auch dahin trachten, ein Mittelpunkt für Förderung idealer Bestrebungen in der Altmark zu werden!



Aus der Marienkirche zu Stendal.

Seehausen und die Wische.

Der Hansjochenwinkel ist für die vorchristliche und vorgeschichtliche Zeit jedenfalls das interessanteste Stück vom platten Lande der Altmark; für denjenigen Forscher aber, der ergründen möchte, wie die erste Besiedelung eines Stückes deutschen Grund und Bodens sich vollzogen hat, bietet die Wische ein kostbares Untersuchungsobjekt. Wir wissen herzlich wenig davon, auf welche Weise die Entwässerung der Sümpfe in der altmärkischen Elbniederung und die Eindeichung des Landes an Biese, Uchte, Aland und Elbe durch niederländische Kolonisten erfolgt ist; wir vermuthen, daß sie zum Theil nicht direkt aus „Holland, Seeland, Flandern" kamen, vielmehr holländische Pioniere waren, die bereits im Bremer Erzbisthum an der Weser fruchtbares Land durch Eindeichung dem Wasser abgewonnen und bebaut hatten und nun, von einem tapfern Markgrafen durch Vermittelung der Geistlichkeit unter glänzenden Bedingungen berufen, weiter gen Osten wanderten, um das Entwässerungs- und Besiedelungsgeschäft in noch vortheilhafterer Weise fortzusetzen.

Ist uns aus Urkunden jener Zeit auch wenig überliefert, — wenn irgendwo, muß man hier in der altmärkischen Wische aus der gegenwärtigen Beschaffenheit des Landes und der Ortschaften Rückschlüsse auf jene Zeit machen können, wo die fremden Kolonisten die Hauptarbeit vollendet hatten und in ihren gegen das Wasser geschützten Höfen in voller Freiheit und Unabhängigkeit die Landwirthschaft betrieben. Die Melioration betraf eine

kleine, durch den breiten Elbstrom nach einer Seite abgeschlossene, vom großen Verkehr abgelegene Landschaft. Sie konnte nur nach strengem Plan durch die unter Führung von Unternehmern herzugewanderten Arbeiterkolonnen nicht allmählich, sondern ziemlich gleichzeitig ausgeführt werden. Neben der Eindeichung der Elbe und ihrer Zuflüsse war ein ganzes System von Entwässerungsgräben auf dem nutzbar zu machenden Grund und Boden herzustellen. Man wählte hier die genossenschaftliche Ansiedelung auf Einzelhöfen im Gegensatz zu Dorfschaften. Jeder Theilhaber erhielt sogleich ein größeres Gebiet ausgesondert, das für Hofstätte, Acker, Wiesen und Wald hinreichte. Gerade die Eigenart des Wischer Einzelhofes macht es wahrscheinlich, daß die Landvertheilung in den Ortschaften der eigentlichen Wische zum großen Theile heute noch dieselbe ist, wie sie vor 740 Jahren von den Niederländern vorgenommen wurde.

Ist dies aber der Fall, sollte man dann nicht weitere Aufschlüsse bekommen, wenn man den einzelnen Hof mit Hofstelle und vorhandenen Gebäuden, mit Acker, Wiese und Wald, mit Wasserabflüssen und Zugangswegen als Einheit betrachtet und, von der Gegenwart ausgehend, möglichst weit zurück aus seiner Vergangenheit sein Schicksal und seine Erlebnisse in denjenigen Dingen ermittelt, in denen seit der Kolonisation eine gewisse Gemeinsamkeit naturgemäß aufrecht erhalten werden mußte? Unter diesen Dingen steht voran die Deichlast und ihre Vertheilung. Gedeicht wird in der Wische noch heute hofweise; jeder Hof hat bestimmte Abschnitte des Deiches, nach Deichruthen gemessen, in Stand zu halten, und die Deichordnungen heben hervor, daß die alten Gewohnheiten und Deichrechte konservirt werden sollten.

Eine Sonderstellung nahm die Wische noch bis in das vorige Jahrhundert in Betreff der Rechtspflege ein. Jährlich einmal vom Montag nach Michaelis bis Galli (Anfang Oktober bis zum 16. desselben) wurde in Werben ein Botding gehalten und durch die Kirchenglocken eingeläutet; dazu mußten aus einer Menge Ortschaften der Wische alle angesessenen Personen unter Führung des Schulzen (Richters) bei schwerer Strafe erscheinen. Unter Vorsitz des Hof- und Landrichters wurden die von den Schulzen pflichtmäßig eingebrachten Rügen und dann die Zivilklagen,

wie Schuldforderungen, Grenzstreitigkeiten und dergl., abgeurtelt. Alle seit Ankündigung des Botdings (Mariä Geburt, 8. Septbr.) vorgefallenen Rechtshändel und Delikte gelangten nicht an die ordentlichen Gerichte, sondern an das Botding. Vier Wochen darauf war in Werben Lodding. Hier wurden die auf dem Botding ergangenen Urtheile vollstreckt. In Seehausen aber bestand fast ebenso lange ein alljährlich im Frühjahre abgehaltener Lodding; ob diesem ursprünglich ein Botding vorangegangen sei, ist nicht mit Sicherheit festgestellt. Auf dem Seehauser Lodding hatten sich nach dem Geläute mit der großen Glocke die Richter oder Schulzen und die Eingesessenen aus einem andern Bezirk der Wische und aus einigen angrenzenden Dörfern einzufinden. Auf dem Botding wie auf den beiden Loddingen ward nach alter deutscher Sitte nach Fragen und Antworten das Gericht gehegt. Sodann wurden nacheinander die einzelnen Schulzen aufgerufen und befragt, was bei ihnen geschehen sei. Nach rechtsgeschichtlichen Ermittelungen haben die Friesen und Niederländer überall, wo sie einwanderten, das Botding, das gebotene Gericht, mitgebracht. Aber auch das Lodding (Liothing), das ächte und ungebotene Ding, ist wenigstens in friesischen Rechtsquellen nachgewiesen. Wahrscheinlich ist das Botding ursprünglich die vom Landesherrn abzuhaltende jährliche Landesversammlung der eine Sonderstellung einnehmenden niederländischen Kolonisten gewesen. Auch eine Beziehung des Botding zur Deichpflicht erhellt aus einer Urkunde von 1209. Die Deichpflichtigen betrachteten das Sondergericht bis zum 16. Jahrhundert als das Privilegium, nur einmal jährlich vor Gericht zu erscheinen und ihre Rechtsstreitigkeiten in abgekürztem Verfahren erledigt zu sehen.

Noch in anderer Beziehung nahmen die Wischer Bauern eine rechtliche Sonderstellung bis auf die neuere Zeit ein. Die niederländischen Einwanderer hatten, als sie der Einladung des Kurfürsten folgten, sich auch in Betreff der Steuer- und Kriegsdienstpflicht Vorrechte ausgemacht, — die Freigüter oder Freisassengüter genossen zum Theil noch lange Jahrhunderte die gleiche Steuerfreiheit wie die Rittergüter, ihre Besitzer hatten Militairdienste zu Pferde gleich den Rittern zu leisten und nach Aufhebung des Lehnsverhältnisses Lehnspferdegelder zu zahlen; ihnen gehörten auch „die Gerichte binnen Zauns.“

Aber weiter, — die Niederländer brachten die Kunst, Steine zu backen und zu Ziegeln zu brennen und damit zu bauen, nach der Mark (siehe oben, Seite 204). Zunächst im Lande Jerichow, dann auch in der Wische erhoben sich schmucke romanische Kirchen, die, abweichend von den älteren Feldsteinkirchen der Altmark, entweder ausschließlich aus Backsteinen errichtet oder wenigstens, wie in Crevese und Calberwisch (siehe oben Seite 145 und 190), mit verschiedenfarbigen Ziegeln verziert wurden. Von den bei der Ansiedelung erbauten Wohnhäusern ist freilich nichts mehr vorhanden; jedenfalls war in der Wische das altsächsische Wohnhaus unbekannt, Hofstätten und Wohnhäuser hatten gleich denen im Süden der Altmark thüringische Bauweise.

Meine Hoffnung auf eine reiche Ausbeute geschichtlicher Entdeckungen ward arg getäuscht, als ich vor einigen Jahren, mit Auszügen aus allerhand Druckschriften gut ausgerüstet, zu meinem Freunde Ferdinand Müller, dem Besitzer zweier Freisassenhöfe zu Falkenberg in der Wische, wanderte, um einige Tage der Muße auf die Geschichte von Wischerhöfen zu verwenden. Ich hatte die Schwierigkeiten unterschätzt. Gar wenig weiß man noch von der Vergangenheit der Höfe und Ortschaften auf den Rittergütern und Freisassengütern und den Bauernhöfen zu erzählen. Wo die Wische anfängt und endet, was Geest, was Höhe, was Kehr-vör-de-Wisch bedeute, ist heutzutage dort schwer zu ergründen. Das mußte ich begreifen, als ich nach den mir in Abdrücken von 1750, 1753, 1800 und 1867 vorliegenden Verzeichnissen *) die botding- und loddingpflichtigen Höfe in ihrem heutigen Bestande feststellen wollte.

*) 1) Oelrichs: De Botding et Lodding Judiciis Germaniae inprimis Marchiae Brandenburgensis antiquissimis (juristische Doktordissertation, Frankfurt a./O. 1750). Anhang Seite 11 und 13. — 2) Bekmann, a. a. O., Band II., 1753. Theil 5, Buch 1, Kapitel 1, Seite 66 bis 74. — 3) Steinhart, a. a. O., 1800, Band I., Seite 47 bis 52. — 4) Kühns' Geschichte der Gerichtsverfassung und des Prozesses in der Mark Brandenburg u. s. w., Band II., 1867, Seite 81. — Oelrichs, zu dessen vorzüglicher Arbeit auch Kühns wenig Neues hinzufügt, hat die Verzeichnisse nach den ihm aus Akten gewordenen Mittheilungen zuerst veröffentlicht; die Anderen bringen nicht ganz fehlerfreie Abschriften von Oelrichs. Beide Verzeichnisse führen nur die Richter auf, vermuthlich in der Reihenfolge, wie sie aufgerufen wurden.

Das Verzeichniß der „Botdingspflichtigen aus dem Distrikt Werben" lautet: Aus der Landreuterei Arneburg: Richter aus dem Schwartzenholz, Richter von Kökelitz, von Germerslage, von Beverlacke, von dem Theen, von Oberberge, von Niederberge, von Röbel, von Klinte, von Obergiesenschlage, von Niedergiesenschlage, von Beerendorf, von Ober- und Nieder-Rengerschlage, von Muntenack, von Paris, vom Vorwerk zum Kloster Heiligen Grabe, aus der Stadt Werben, von Arrenberg, von der Schencken Hof zu Einfelde, von Andreas Goldbecken Hof zu Röbel. — Aus der Landreuterei See-

Viele in den aus dem 17. Jahrhundert stammenden Verzeichnissen nach alten Namen oder nach den jeweiligen Besitzern bezeichneten Freisassenhöfe ließen sich gar nicht bestimmen. Außerdem enthalten die Verzeichnisse einzelne Ortschaften von „der Höhe", die niemals zur Wische gerechnet waren, wie die westlich von Seehausen belegenen Dörfer Groß-Garz, Klein-Garz, Jeggel (Jergel), Lindenberg.

Altmärkische Deichordnungen und Deichvorschriften kennen wir seit 1436. Am St. Mathiastage, Sonnabends den 25. Februar, einigten sich Mannen und Städte der Altmark und alle, «die to den Dyken gehoren und in der Drenke sitten», in Gegenwart des Markgrafen Johann und seiner Räthe über die Deichschauen „bei solchen Wetten, Bußen und Peinen, als vor Alters darauf gesetzet und Gewohnheit gewesen ist." Darnach soll die Schau aller Deiche von den Heimreitern, Schaurichtern, Mannen und Städten alle Jahr unverzögert gehalten werden. Dazu sollen die Mannschaft zwei und die Städte zwei schicken. Die Schauen sollen sich anheben des ersten Montags nach St. Walburgentag auf dem Deich von Altenzaun bis Werben, dann des nächsten Dienstags von Werben bis zu

hausen: Richter von Ober- und Nieder-Wendemark, von Neukirchen, von Lichterfelde, von dem Pfuhlhof daselbst, von dem Redernhof daselbst, von Dobbrun, von Packebusch, von der Barsewischen Hof, von Liedekummer, von der Calberwisch, von des heiligen Geistes Hof zu Stendal in der Calberwisch, von des Probstes zu Crevese Hof in der Calberwische, von Königsmark, von Wolterschlage, von Rethusen, von Blankensee, von Ferchlipp, von der Wultschen Hof zu Wendenmark, von Wasmerschlage, von Dobbrunen Hof zu Ferchlipp, von Hans Albrechts Hof zu Lichterfeld, von der Königsmarken zu Lichterfelde, von Andreas Goldbecken Hof daselbst, von Jochim Steinbrechers Hof daselbst, von der Rethfelden Hof daselbst, von der Pletzen Hof daselbst, vom Speck-Hof daselbst, von Amelungs Hof, von Barteld Holländers Hof zu Ferchlipp, von der Rüntorfen Hof daselbst, von der Bismark zu Crevese Hof zu Dobbrun, von der Rohren Hof zu Dobbrun, von der Horst.

II. Das „Verzeichniß der Botdingspflichtigen aus dem Distrikt zu Seehausen" lautet: Richter aus Seehausen, Richter von dem Boyster, von Spikers Hof, von Schulenburgs Hof, von Otto Ganses Hof, von Möllendorfs Hof zum Boyster, von Ostorf, von Heinrich Wilden Hof, von Biesewege Hof, von Ungenaden Hof zu Ostorf, von Holzhausen, von Schöneberge, von des Capitels Hof zu Arendsee, von Wultzken Hof zu Herzfelde, von Scharpelo, von Vielbom, von Vossen Hof, von der Alvensleben Hof, von Jacob Barssen Hof, von des Probstes Hof zum Vielbom, von St. Pancratii Hof zum Vielbom, von der Jagowen Hof zum Vielbom, von dem Els-Hof, von der Jagowen von Lutken Elsholz Hof zum Vielbom, von Rethfelden Hof zum Vielbom, Richter aus dem Rothpfule, Richter von Griepers Hof, von der Jagowen zu Krügen Hof, von der Welle von Krügen Hof, von Holthausen, von der Natewische, von Barsekens Hof, vom Potberge, von dem Pachtlande, von Viefhufen, von Mentzendorfs Hof, von Großen-Gartze, von Lutken-Gartze, von Oldendorf, von Jergel, von Lindenberge, vom Hof zum Gründel, von Goldenstorf, von dem Felde Gasedow, von Kestorf, von Gottberge und in dem Busch und Alande, von der Bersse Hof zu der Hufe, von Jagels Hof zu Wegenitz, von Losenrade und Steinfelde.



J. F. Richter's X. A. in Hamburg.

Einzelhof in der Wische.

„zum Boyster", hierauf nächsten Donnerstag vom hohen Weingarten zu Tangermünde bis zu Hemerten. Eine zweite Schau soll am Montag nach Jakobi beginnen, aber nur die ersten beiden Deiche umfassen. Die dritte Schau für die ersten beiden Deiche soll vom Montag nach St. Gallen beginnen. Für den dritten Deich von Tangermünde nach Hemerten soll die zweite und letzte Schau den Donnerstag nach Michaelis sein.

Eine vollständigere Deichordnung wurde zu Tangermünde 1476 erlassen. Darin wurde auch das alte Deichrecht anerkannt, ein Gut, das zu „quade" Deiche hat, auf den Deich zu stecken, auf daß es Jemand für die Deichlast übernehme. Wer die Deiche bis zur dritten Schau nicht gemacht hat, die zu machen die „bei ihren Eiden auf den Deichen in einer gehegten Schauing reitenden Heimreiter" geboten haben, der muß Bürgen stellen gegen die Gefahr; stellt er keine Bürgen, so soll man ihm all sein Gut, das er in der Schau hat, austhun und den Deich machen lassen.

Wenige Jahre nach dieser Deichordnung, 1491, wird ein großer Deichbruch bei Käcklitz unweit Altenzaun gemeldet. Es mochte sich nun herausstellen, daß die von Alters her bestandenen Gewohnheiten zur Erhaltung der Deiche nicht zureichten. — Joachim I. verordnete 1506 eine an ihn zu entrichtende Strafe (Bruchgeld) von zehn Schilling für jede Deichruthe gegen denjenigen, „wer seinen Deich mit Jakobi, wie von den Heimreitern auf Walburgen erkannt wird, nicht ins Lob geführt hat," desgleichen, „so er auf Galli sein Werk nicht gemacht hat," was ihm bei der zweiten Schau aufgegeben ist.

Große Elbdeichbrüche, die in der Wische bedeutenden Schaden anrichteten, werden weiter gemeldet 1565 bei Losenrade, 1566 bei Werben, 1567 beim Seehauser Kamps, 1570 bei Neuenkirchen, 1572 bei Boyster, 1598 bei Hemerten. Bei letzterem Durchbruch soll ein Fisch in der Stendaler Marienkirche gefangen sein, an den noch heute dort ein Abbild erinnert. Schlimmer noch als im sechszehnten, wurden im siebenzehnten Jahrhundert die Deiche vernachlässigt. Erst die revidirte Deichordnung von 1695 schuf Wandel. Sie beschäftigt sich im Wesentlichen nur mit der Oberschau von Altenzaun bis Werben und der Unterschau von Werben bis Boyster. Genaue Deichrollen führen Hof für Hof nach Ruthe, Fuß und Zoll auf,

was jeder zu leisten hat. Eine durchgängige gleichförmige Elbdeichruthe von 14 Werkschuhen, den Fuß zu 12 Zoll, wurde eingeführt. Nach heutigem Maß beträgt sie 13 Fuß 7 Zoll rheinisch. Die dreifachen Schauen in den Wochen nach Walburgen, Jakobi und Gallen wurden aufrecht erhalten. Zu jeder Schau mußten sich aus den verschiedenen Ortschaften die Richter und Heimreiter einfinden, hoch zu Roß, aber auf „lauter Wallachen oder frommen und nicht ungetreuen Hengsten", um nach gehöriger Vereidigung und Hegung unter Führung des Deichschauers (Deichhauptmanns) und unter Mitwirkung von Deputirten der Deichstädte Werben und Seehausen die Schau abzuhalten. Zur Oberschau hatten sich 16 Richter und 6 Heimreiter, zur Unterschau 4 Richter und 11 Heimreiter einzustellen.

Gesondert von der „großen Elbschau" ist das „Deichwesen bei Hemerten" und die „Steinfeld'sche Elbschau". Von Tangermünde bis Hemerten haben seit alter Zeit bis heute mit zu deichen die manche Meilen davon entfernt, östlich und südöstlich von Seehausen in der Wische belegenen Ortschaften Falkenberg, Ferchlipp, Blankensee, Rethhusen, Wolterslage, Wasmerslage, Königsmark und Meseberg. Bei der Ober- und Unterschau der ihnen näher liegenden Deiche sind sie nicht betheiligt. Die Feldmarken dieser Ortschaften und Seehausen sollen von einem Durchbruch der Elbe bei Hemerten am stärksten betroffen werden. Auch in diesem Deichverband war der Deich, zu dessen Erhaltung jetzt Geldbeiträge gezahlt werden, auf die einzelnen Höfe ruthenweise vertheilt. Der früher von der Schustergilde zu Seehausen besessene sogenannte Schusterhof zu Falkenberg z. B. hatte nach älteren Hofbriefen „neun Ruthen Deichs bei Hemerten" im Stande zu halten. Die Deichschau lag nach einer Angabe von 1650 von Alters her dem später Bülow'schen, jetzt Vester'schen Gut in Falkenberg ob. „Je näher der Elbbruch an Tangermünde ist, je höher hat man Wasser in dieser Gegend zu erwarten," sagt Bekmann (1752). Als man nach dem Durchbruch in Hemerten 1598 in den Straßen und Kirchen von Stendal Fische fing, mußte man in den Straßen von Seehausen zu Kahn fahren. Von Hemerten über Arneburg nach Altenzaun sind die linken Ufer der Elbe so hoch, daß hier kein Deichschutz nöthig ist. Die „Steinfeld'sche Elbschau", die unter Leitung des Seehauser Magistrats

jährlich dreimal abgehalten wurde, betraf Deiche von Groß-Boyster bis Scharpelohe, die wohl erheblich später errichtet sind, als die andern.

Auch Deichschauen für den Aland unterhalb Seehausen, für die Biese und deren Zuflüsse, die Uchte und die große Wässerung, den Schöppgraben, die Beverlake und andere künstliche Wasserläufe, die von Osten nach Westen die Wässer aus der Wische in die Biese führen, wurden im Laufe der Zeiten eingeführt. Die an der Biese oder in deren Nähe östlich der Eisenbahn belegenen Dörfer Behrendt und Dobbrun haben nicht mehr zur Elbe zu deichen, ebenso wenig wie Calberwisch und Uchtenhagen, die bei Hochwasser mit der Uchte und deren Zuflüssen aus Kositte und Balsam zu kämpfen haben.

Die große Deichschau wird noch jetzt in wenig veränderter Weise abgehalten; die Unterschau wird aber Mittelschau genannt. Die Richter und Heimreiter müssen sich pünktlich einstellen. Die Heimreiter waren zu der Großväter Zeiten vom großen Deichschau-Schmause ausgeschlossen, — sie mußten hungrig „heimreiten" — daher der Name, meinte der Volksmund, der keine andere Erklärung kannte. *) Jetzt wird für die Oberschau auf Kosten einer besonderen Deichschau-Defrayementskasse (Freihaltungskasse) in Werben, für die Mittelschau (frühere Unterschau) auf Kosten der Stadt Seehausen im Kamps, dem städtischen Vorwerke, der Schmaus abgehalten. An Stelle der „Steinfeld'schen Elbschau" ist jetzt die Unterschau getreten, sie reicht von Groß-Beuster (früher Boyster) bis zum Forsthaus Garbe (siehe Seite 184). Der Deichschmaus findet auf Kosten der drei Rittergüter Eickerhöfe, Eickhof und Gottberg in Wahrenberg statt. Die Heimreiter schmausen überall mit, aber nicht aus eigenem Rechte, sondern auf besondere Einladung des dazu befugten Deichhauptmanns.

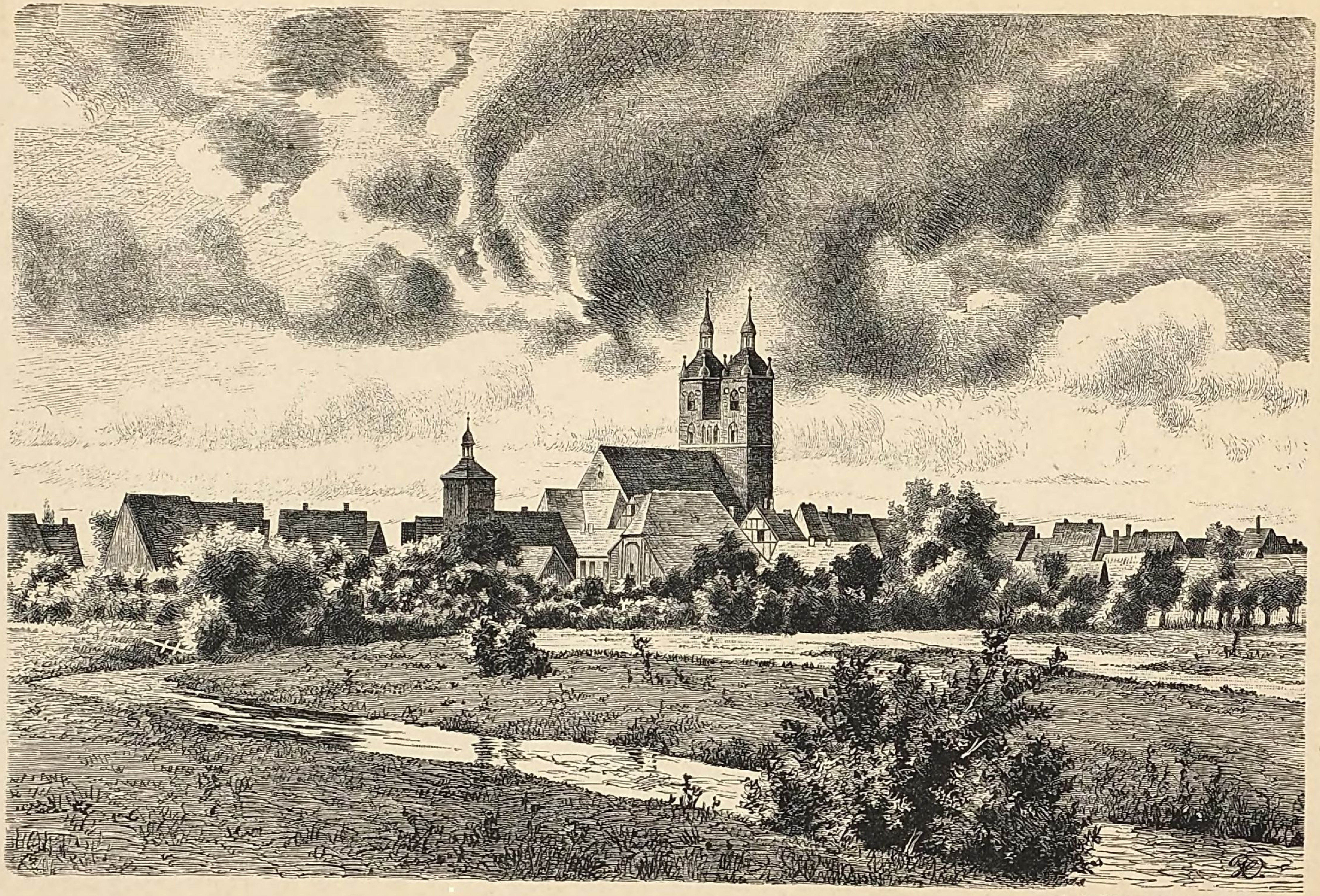
Bei einer Vergleichung der Botdings- und Loddingsverzeichnisse mit denen der Deichpflichtigen der alten Elbdeiche, einschließlich des von Tanger-

*) Grimm's Wörterbuch belehrt uns, daß das alte „Heim" den umzäunten Platz bedeute, der die Wohnung und einige Morgen Landes umfaßt, also Hausstätte oder Hofstätte. Heimbürger, Heimburger, Heimerich ist im Westen vor Alters vielfach der Schultheiß oder ein unter ihm stehender Stellvertreter oder Dorfgeschworener. Nach Haltaus (Glossarium Germanicum 1758) „Heimrath Geschworene des Deichgerichts im Kleveschen", also unfern der holländischen Grenze. Vgl. Maurer, Geschichte der Dorfverfassung (1866. Band II., Seite 26). „Als Vorsteher einer Heimschaft nannte man die Dorfvorsteher . . . Heimrath, zumal in den Niederlanden."

münde nach Hemerten, ergibt sich, daß im Großen und Ganzen dem Werbener Botding alle deichpflichtigen Höfe und Ortschaften südlich des Tauben Alands, sowie außerdem Dobbrun und Calberwisch, und nördlich vom Tauben Aland Wendemark, Lichterfelde und Neuenkirchen unterworfen waren. Ausgenommen ist allein Meseberg, was keine Einzelhöfe hat, „halb zur Höhe und halb zur Wische gehört" und erst in späterer Zeit zur Deichpflicht herangezogen sein mag. Die anderen, südlich des Tauben Alands belegenen Nachbarorte mit Feldmarksverfassung sind nicht botdingspflichtig. Darnach wäre es möglich, daß die holländische Genossenschaft zur Entwässerung der Wische sich auf jene Botdingspflichtigen beschränkt hat und daß die nur zum Seehauser Lodding verpflichteten Ortschaften, soweit sie die Einzelhofverfassung haben und zwischen Elbe und Aland liegen, wie Herzfelde, Schönberg, Klein-Holzhausen, Geest-Gottberg, von anderen, vielleicht später hinzugewanderten holländischen Kolonisten kultivirt sind. Dann wäre ein Zusammenhang zwischen dem Botding und dem großen Deichbau wieder hergestellt.

Die Höfe und Ortschaften, die lediglich auf dem dem Wasser abgerungenen Neuland gegründet sind, empfingen ihre Namen sicherlich von den Holländern. Durch die Ortsnamen Giesenslage, Rengerslage, Wolterslage, Germerslage (früher Gebrechtslage), Wasmerslage erfahren wir, daß zu dem Gründerkonsortium ein Gieso (Gieselher), ein Renger (Reinart?), ein Wolter (Walter), ein Gebrecht (Gerhard? Gebhard?), ein Wasmer (?) gehört haben. Dies scheinen lauter Vornamen zu sein; eigentliche Familiennamen gab es damals wohl bei den Holländern noch nicht. Andere Namen sind zweifellos auf frühere Wohnorte der Kolonisten entweder in Holland oder im Erzbisthum Bremen zurückzuführen. Im vormaligen Gebiete des letzteren trifft man z. B. mehrere Male Osterholz, Seehausen, Neuenkirchen, Holthausen, Klinte, Theen (vlämisch für Weide salix), ferner Aland, Liedenkummer, Neuenfelde, Specken (Speckhof), Falkenberg u. s. w. Direkt aus Holland stammen Geere (Gehrhof), Kameryk (Hof Kemerik bei Werben), Retveld, Schallun (Hof in Falkenberg).

Auf eine der niederländischen folgende, zweite Einwanderung weisen nach Adler und Götze Kirchenbauten in Osterburg und in Seehausen hin.



J. F. Richter's X. A. in Hamburg.

Seehausen.

Seehausen ist ohne Zweifel eine Gründung der Holländer vom Jahre 1151. Die Stadt lag niemals an einem See. Sie bekam ihren Namen vermuthlich vom Dorfe Seehausen im Stedinger Lande unweit Bremen auf dem linken Weserufer. Hier hatten die 1142 vom Erzbischof Adalbert unter Mitwirkung des Markgrafen Albrecht herbeigerufenen Holländer auf dem ihnen zur Kolonisation übergebenen Gebiete zwischen den Flüssen Ochtum und Hunte ihre erste Kirche gebaut. In dem neuen Seehausen in der Altmark bauten sie auf dem höchsten Punkte der Altstadt aus Backstein eine dem heiligen Jakobus geweihte Kirche, deren letzte Reste erst vor sechszig Jahren abgebrochen sind. Bald aber erfolgte eine Einwanderung sächsischer Ansiedler. Diese kamen nach Seehausen und erbauten um 1170 bis 1180 aus Granitquadern die stattliche Kirche St. Petri und Pauli, und um sie herum ihre Wohnhäuser, durchaus getrennt von der Ansiedelung der Niederländer. Die ältere Ansiedelung ging ein, die gesonderten Wohnplätze der Niederländer wurden allmählich verlassen; die alte Jakobskirche, die eine dreischiffige romanische Basilika gewesen sein muß, *) stand bald in freiem Felde, rings umgeben von Ackerland.

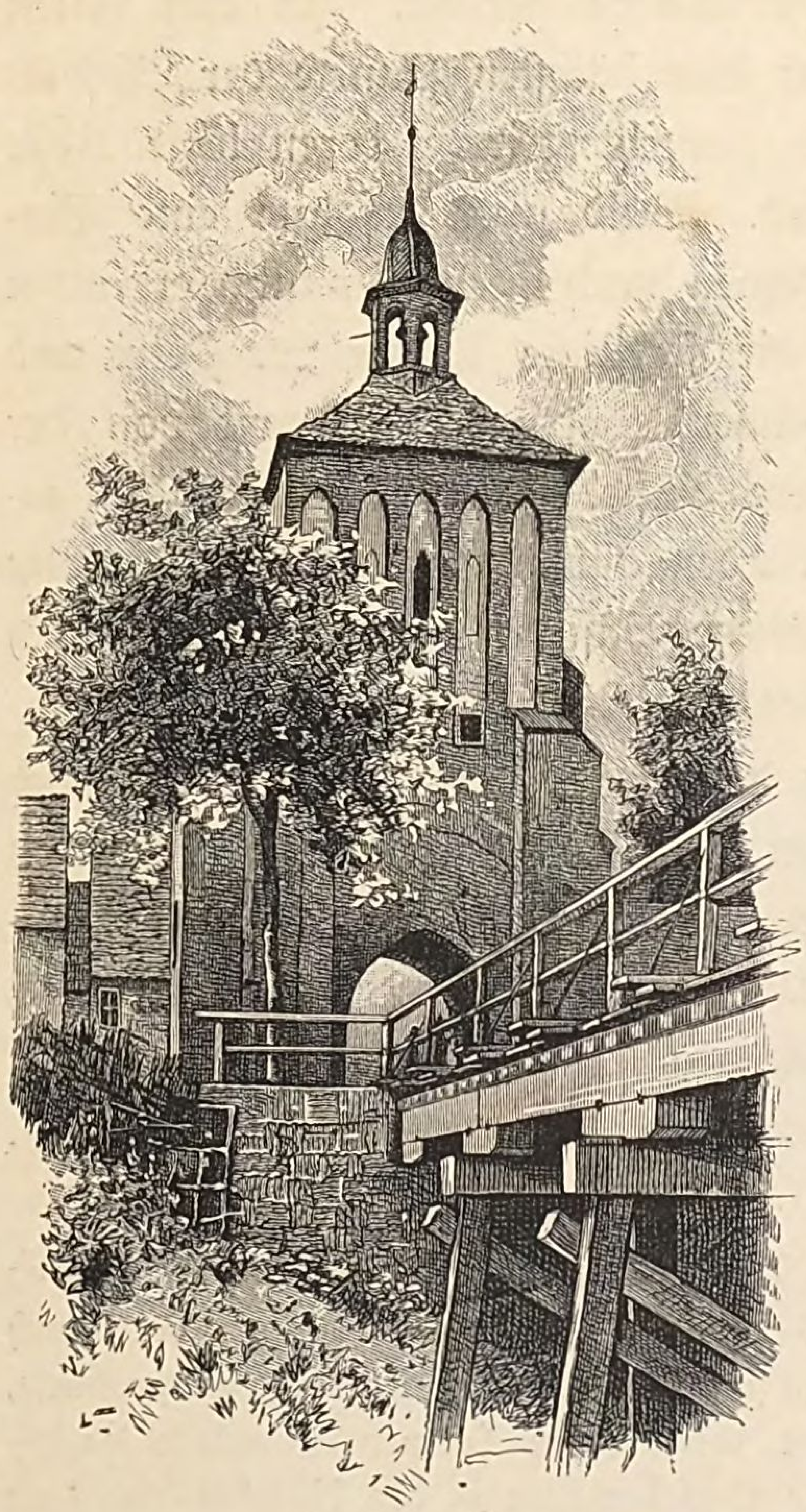
Wohl schon in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts wird sich die Vereinigung der beiden Ansiedelungen und damit der beiden Pfarreien vollzogen haben; die Petrikirche wurde Pfarrkirche. Schon damals — Adler nimmt an zwischen 1220 und 1230 — erhielt „der in Granit hergestellte Stiftungsbau durch die Hinzufügung einer stattlichen, auf zwei Thürme berechneten backsteinernen Westfront eine wesentliche Erweiterung". Diese Facade, fährt Adler fort,

> „entspricht in der Plananlage wie in den Kunstformen den gleichzeitigen und eng verwandten Westfronten von Jerichow und Stendal, übertrifft dieselben aber durch den seltenen Schmuck eines reich gegliederten Hauptportals. Dieses kraftvoll profilirte, aber dabei in ebenso reichen, wie eleganten romanischen Formen entwickelte Hauptportal ist das glänzendste Beispiel derartiger Portalanlagen in den Marken und darf ein um so größeres Interesse beanspruchen, als es, wie die Darstellung zeigt, aus der

*) Siehe die Auseinandersetzungen in Ludwig Götze: Kirchengeschichte der Stadt Seehausen in der Altmark und des Collegiatstiftes St. Nicolai zu Beuster bis zur Reformationszeit, Seite 1 bis 34 des Programms des Progymnasiums 1865. Außerdem Adler, a. a. O. Seite 81 u. ff., und Riedel, Codex dipl. Brand., Band VI., Seite 339 ff.

höchst sinnreichen und wirkungsvollen, gemeinschaftlichen Verwendung von Backstein- und Sandstein-Material hergestellt worden ist."

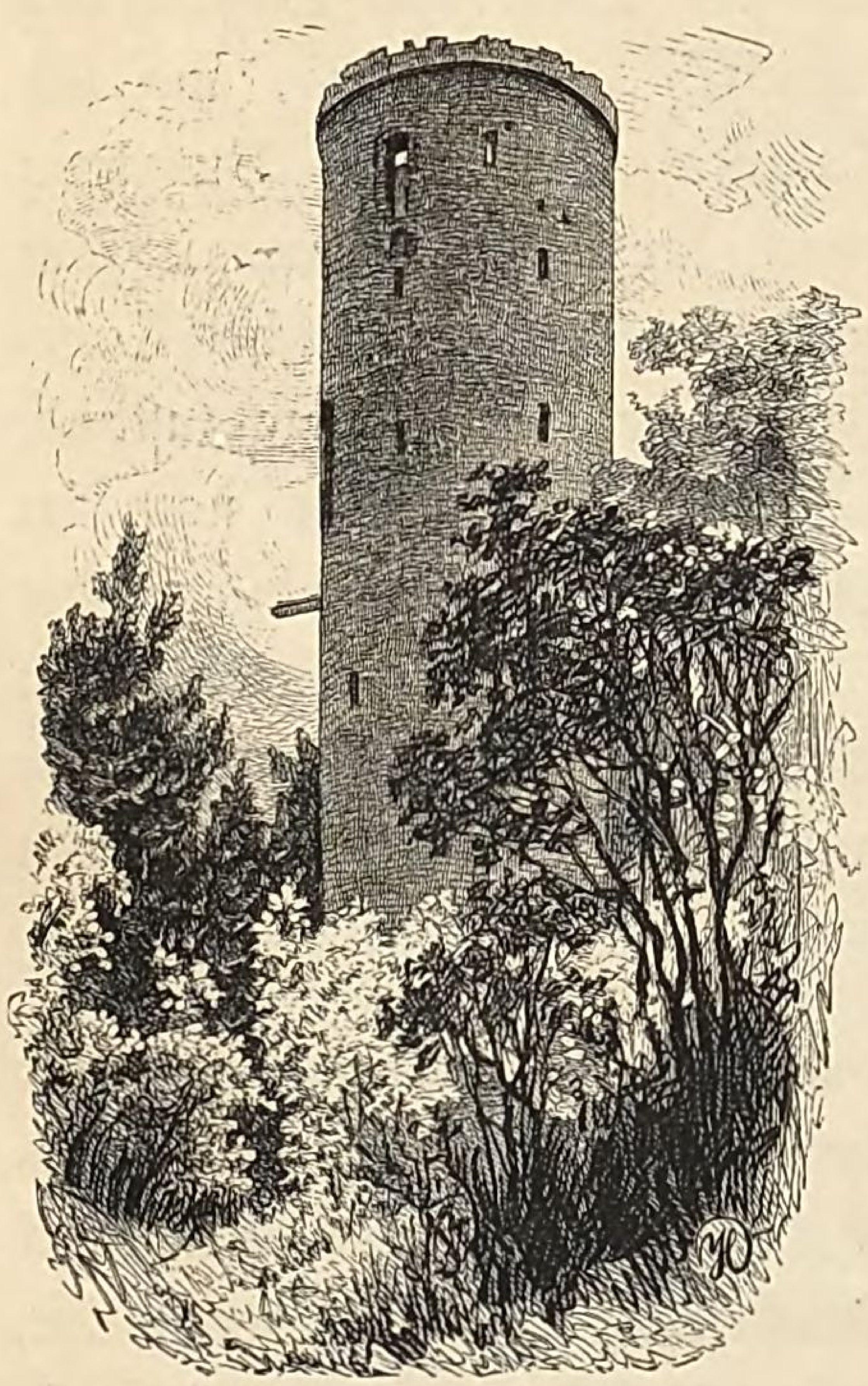
Der raschen, glänzenden Entwickelung der Stadt Seehausen entsprechend, wurde im fünfzehnten Jahrhundert das Langhaus zu einer dreischiffigen gothischen Hallenkirche erweitert, sodann erfolgte Umbau und Vergrößerung des Chors und Erhöhung der Thürme; letztere waren mit hohen, schlanken, achteckigen und von je vier Thürmchen flankirten Zeltdächern geziert. — Die stattliche Kirche verlor, nachdem die südliche Thurmspitze 1563 durch einen Orkan heruntergeworfen und nur nothdürftig erneuert war, 1676 beide Thürme; am 30. August traf sie ein zündender Blitzstrahl, sie brannten nebst dem Kirchendache nieder. Niedrige „welsche" Hauben verunzieren seitdem den Bau.



Das Beusterthor.

Seit 1255 besaß Seehausen ein Dominikanerkloster mit einer schönen, dreischiffigen, gothischen Kirche. Im dreißigjährigen Kriege wurde sie durch schwedische Reiter, welche die Balken zur Feuerung aus dem Dach sägten, zur Ruine, deren letzten Reste vor siebzig Jahren abgetragen sind. Zur Zeit der Reformation war das Kloster, welches eine Terminarie zu Salzwedel besaß, schon in Auflösung begriffen. Die letzten drei Mönche schlossen 1539 mit der Stadt einen Vertrag, wonach sie und der einzige Laienbruder lebenslänglich Wohnung außerhalb des Klosters und Verpflegung, einschließlich eines Trankpfennigs und Brodhellers, haben sollten.

Seehausen gelangte im Mittelalter wohl hauptsächlich durch den Kornhandel schnell zu großer Bedeutung. Ganz vom Aland eingeschlossen, war es durch hohe Wälle und Mauern befestigt. Von den Mauer- und Thorthürmen ist wenig erhalten; das Beusterthor, ein einfacher, tüchtiger Bau aus dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, seit 1720 mit einem kleinen Thurm geziert, ist der einzige erhebliche Rest der mittelalterlichen Befestigungsanlage. Von den alten Warten zum Schutz der städtischen Feldmark ist die Blumenwarte und Försterwohnung ein beliebter Endpunkt für Sonntagsausflüge geworden. Der Fangelthurm, ein Auslug gegen die Stegreifritter, ist eine Ruine, die in ihren unteren Räumen von den Seehauser Kaufleuten zur Aufbewahrung von Pulver benutzt wird.



Der Fangelthurm.

Von dem Reichthum der Stadt zeugen die einstmaligen großen Besitzungen des Kalands (siehe Band I., Seite 174.) Schon 1345 erwarb er den Hof Eikbom in Königsmarck und 1346 eine Hufe in Klein-Holzhausen vom Hofe Blockland, der noch lange Kalandshof genannt wurde. Der Vikar des Bischofs zu Verden bewilligte aber auch 1358 einen vierzigtägigen Ablaß für diejenigen reuigen Seelen, welche die Kalandsbrüderschaft durch Schenkungen bereichern oder selbst als Mitglieder eintreten, oder bei der Feier der von ihnen zu haltenden Messen und Vigilien zugegen sein würden. In einer Verordnung des Bischofs von 1450 wird die Zahl der „Kalandsherrn" auf vierzig beschränkt und den Kalandspriestern die persönliche Anwesenheit bei dem Leichenbegängniß eines Bruders oder einer Schwester bei Verlust der Theilnahme an der Festmahlzeit geboten. Gewisse Unordnungen wurden mit Kirchenbann und fünfzig rheinischen Gulden

Strafe, zahlbar an den bischöflichen Fiskus, bedroht. Aus dem Kirchenbann muß man sich damals nicht viel gemacht haben. Die frühere Bedeutung des Kalands beweist noch heute die Kalandsstraße südlich der Pfarrkirche; an dieser Straße lag einst das Kalandshaus unmittelbar neben dem Kirchhof und dem Probsteigarten. Der Kaland wurde 1548 aufgehoben, seine Besitzungen gingen zum Theil an den Berliner Dom über, zum Theil wurden sie der Stadt verkauft.

Außer dem Vorwerk Kalandshof oder Blockland, einem Einzelhofe von Klein-Holzhausen, besaß die Stadt seit alter Zeit zwei außerhalb belegene Höfe, zunächst den Burgkrug, früher genannt „Die Burg am Aland" oder der Retvelden-Hof, inmitten der Feldmark von Geest-Gottberg, und den Kammerhof (Kämmereihof) oder Kamps an der Elbe. Die Einschiffung des Weizens für die Seehauser Kaufleute geschah am Kamps, wo sich dieserhalb große Speicher befanden. Der Kalandshof und der Burgkrug wurden in Erbpacht gegeben und gingen dadurch der Stadt verloren. Auf dem Burgkrug sind alle Gebäude 1871 niedergenommen, ein einfaches Tagelöhnerhaus am Aland erhebt jetzt den Brückzoll, der dem Kruge zustand. Das Vorwerk Kamps mit 40 Hektaren Acker- und Wiesenland ist noch im Besitze der Stadt. Bis zur Erbauung der Chaussee von Magdeburg über Dolle und Stendal nach Wittenberge ging der ganze Güterverkehr von und nach Seehausen über Kamps. Die Speicher der Kaufleute sind nunmehr abgetragen, die Einladestelle ist aufgehoben und durch eine bequemere am Perditzenberg ersetzt.

Im dreißigjährigen Krieg hat die Stadt mehrfache Plünderungen durch Kaiserliche und Schweden erfahren; die Nähe von Werben mit seinem befestigten Lager war ihr besonders verderblich. In einem alten Aktenstück auf dem Rathhause befindet sich noch eine Darstellung der Kriegsereignisse, die für den älteren Bekmann am 12. August 1709 von einem fünfundachtzigjährigen Greise, dem Magister Hieronymus Ungnade zu Frankfurt a. O., aufgenommen und zum Theil in Bekmann'schen Schriften veröffentlicht ist. Darin werden die ersten Kriegserlebnisse der Stadt wörtlich folgendermaßen geschildert:

„Anno 1621 hat die Stadt die erste Trübseligkeit des Krieges empfunden, als bischöfliche Völker von Magdeburg und bald darauf die Dänischen angekommen. Anno 1626 am Martini-Abend ist die kaiserliche Armee hier zu stehen kommen, die Soldaten, so in der Stadt gelegen, sind meist Welschen gewesen und haben übel Haus gehalten, unter Anderm haben sie auf dem sogenannten neuen Schaden vier Rathspersonen, worunter referentis Frauen Großvater, Christoph Quierling mitgewesen, im harten Winter eingesperrt, sie erst mit starkem Einhitzen und Entziehung des Getränks, nachmals aber mit großer Kälte, nachdem sie Thüren und Fenster aufgemacht, gequälet, um von ihnen oder der Stadt Geld zu erpressen. Damals ist auch die Rathsstube aufgebrochen und viele Schriften und Documenta von den Soldaten auf dem Kirchhof herumverstreut worden. Diese Völker haben hieselbst gelegen, bis daß sie zur Belagerung der Stadt Magdeburg abmarschiret. Sobald aber die Stadt eingenommen gewesen, sind wieder vier Compagnien kaiserliche Reuter hieselbst zu liegen gekommen, welche aber bald darauf um Pfingsten von 1000 finnischen Reutern aus der schwedischen Armee mehrentheils niedergemachet worden. Denn als indessen die schwedische Armee an die Elbe gerücket und das Wasser sehr klein gewesen, so hätte Einer, welcher Trüden (?) geheißen, ihnen bei Appendorf den Weg durch die Elbe ausgesteckt, da die 1000 Reuter durchgeritten und obgemeldete vier Compagnien überfallen, des andern Morgens sich aber alsofort retiriret. Darauf hat König Gustavus Adolfus eine Schiffbrücke bei Werben und das Lager in der Einlage an der Elbe geschlagen. Und weil die kaiserliche Armee von der anderen Seite der Stadt auch angerücket und mit Stücken in die Stadt hineingespielet, so ist unversehens eine Partei von etwa 50 kaiserlichen Reutern recht gegen die Ernte hereingekommen, alsofort die Kirche erbrochen, die Pferde in dem Chor vor den Altar gestellet, die Sakristei und Kasten in der Kirche aufgebrochen, geplündert, die starke Leute in der Stadt gezwungen, ihnen den Raub nach der Armee zu tragen, und sobald sie dieses verrichtet, sich wieder fortgemachet. Worüber denn der König einen großen Verdruß spüren lassen, daß eine Stadt sich recht vor dem Lager von so wenig feindlichen Reutern plündern lasse, und ist darauf denen Schweden gleichfalls der Wille gelassen worden, und obzwar damals die Bürger die Thore zugemacht, sind sie doch mit Gewalt eingedrungen und drei ganzer Wochen Alles geplündert."

Nach dieser Darstellung hätte es den frommen König Gustav Adolf verdrossen, daß sich die reiche lutherische Stadt bereits früher von Andern hatte plündern lassen, bevor er seinen Reuterbanden gestattete, in voller Sicherheit aus nächster Nachbarschaft „drei ganze Wochen" auf diese Arbeit zu verwenden. *)

*) Sonderbarer Weise steht Gustav Adolf noch heute in Seehausen in dem gänzlich unverdienten Ruf, ein Wohlthäter der Stadt gewesen zu sein, indem er einen Steindamm, den alten „Schwedendamm", von Seehausen nach Werben angelegt habe. Man beklagt, daß in späteren Zeiten des Niedergangs der

Der Aufsatz schildert ferner, wie später General Banier's (Banner's) Völker eine vierzehntägige Plünderung vollführten (1635) und dann einmal wieder eines Sonntags eine Partie Sachsen hereinkam, plünderte und „übelhandelte mit Schlagen und Peinigen." Die Bürger, soweit sie nicht längst entwichen waren, flüchteten in's Feld; viele brachten die Nacht in der „sogenannten Öhrde" an der Klein-Holzhausen'schen Landwehr zu. Dann heißt es weiter:

„Anno 1637 sind die Bürger andern Sinnes geworden und haben angefangen sich gegen die Parteien zu wehren. Als aber Anno 1638 der Kaiserliche General Gallas in Holstein gezogen, auf Martini aber wieder zurückgekommen und Perleberg geplündert, hat auch diese Stadt herhalten müssen und hat damals ein Herzog von Florenz sechs Wochen lang hier im Quartier gelegen. Damals ist eine erschrecklich theure Zeit geworden, der Scheffel Mehl hat 2½ Thlr. gegolten, die Soldaten sind vor Hunger gestorben, gestalt Autor dieser Erzählung selbst mit angesehen, daß sich die Soldaten mit dem Degen einen Hund getheilet, auch umgefallener Pferde Fleisch gefressen und dahero denn auch die Armee nicht subsistiren können, sondern nach 6 Wochen, sehr ruinniret, weil so Viele Hungers gestorben, wieder aufgebrochen. Auf den Dörfern zwischen hier und Werben ist kein lebendiger Mensch gewesen."

Auch in der Wische haben die Brandenburgischen Obristen mit ihren Truppen genau ebenso schlimm, wie die Feinde gehaust. Auf dem später Bülow'schen, jetzt Vester'schen Rittergute in Falkenberg fand ich in einer sorgfältig geführten Wirthschaftsrechnung auf dem Deckel von der Hand des Rechnungsführers notirt:

„11. Octob. 1641 14 Hüner und 3 Hanen haben die Brandenburgischen Reuter alle getödtet und gefressen."

Damm zur Ersparung der Unterhaltungskosten und zur Ausnutzung der in der Wische so seltenen Feldsteine bis auf die kurze Strecke von Seehausen bis Neuhof aufgenommen sei. Im Jahre 1680 wußte man von jener vermeintlichen Gutthat Gustav Adolfs noch nichts. In einem „unterthänigen Bericht, in was für einem Zustande die Stadt vor diesem gewesen und leider anjetzo sich befinde und wie sie etzlichermaßen wieder aufzubringen" vom 6. Febr. 1680 ist gesagt, daß die Dämme und Brücken dieser Stadt „durch Überführung der großen Kanonen nach dem Werben'schen Lager und Überschwemmungen der Elbe überaus sehr verderbet und fast gänzlich grundlos geworden", und an einer andern Stelle ist angeführt, daß „die Steindämme, so mit unsäglichen Unkosten aufgeführet worden", durch die vielfältigen Durchbrüche der Elbe und Ergießungen des Alandstromes „gänzlich ruiniret, also daß alle Leute diese Stadt wegen der bösen Wege vermeiden und die commercia gänzlich ins Stocken gerieten", sowie daß die blutarme Stadt zur Reparatur der Elbdeiche und Steindämme habe über 20,000 Gulden aufnehmen müssen!

Seehausen hatte 1567 420 Bürger, 1608 370, 1653 nur noch 124. Im Jahre 1718 gab es noch 104 wüste Stellen. Während des Krieges litt die Stadt auch noch durch die Pest, durch Feuersbrünste und Wassersnoth. Wie die andern altmärkischen Städte, hat sie sich erst ganz langsam erholt. Allmählich ist sie wieder recht wohlhabend geworden. Die Einwohnerzahl betrug 1730 1044, 1750 1340, 1800 1829, 1816 2253, 1830 2717, 1855 3625, 1861 3949, 1867 4274, 1871 3992, 1880 4064.

«De Seehuser dat sind Ebenthür», heißt es in dem alten Städtespruch. Wodurch sie sich vor Zeiten den Ruf der Abenteuerlust zugezogen haben, weiß heute Niemand. Jedenfalls haben sie in neuerer Zeit den Ruf gemeinnütziger Thätigkeit und Opferwilligkeit vor den Bewohnern mancher andern Stadt voraus. Dessen giebt Zeugniß die Gründung des Seehauser Gymnasiums. Als vor etlichen zwanzig Jahren der Plan eines städtischen Gymnasiums auftauchte, gab der Kaufmann J. C. Schultze, damals Mitglied des Abgeordnetenhauses (Deutsche Fortschrittspartei) zur Errichtung des Schulgebäudes ein Geschenk von 30,000 Mark. Und als derselbe am 3. Juni 1871 starb, hatte er seinen Kindern im Testamente die Verpflichtung auferlegt, der Stadt nochmals 30,000 Mark zu einem gemeinnützigen Zweck auszuzahlen. Es wurde daraus eine J. C. Schultze'sche Stipendienstiftung zum Besten unbemittelter Schüler. Gegenwärtig baut sich die Stadt, die sich auch einen Schillerhain angelegt hat, ein künstlerisch schönes, neues Rathhaus. Steinhart rühmt anno 1800 an Seehausen, daß „der gesellschaftliche Ton ein weit ungezwungener sei, wie in andern kleinen Provinzialstädten". In geselliger Beziehung hat Seehausen seinen alten Ruf bewahrt. Wie in den niederrheinischen Kasinos führt man in Seehausen in geschlossener Gesellschaft, im „Herrenhause" in eigener Kellerei vortreffliche Weine zu wohlfeilen Preisen. Mögen sich allzeit fröhliche, sorgenfreie Zecher zahlreich aus der Stadt und Umgebung dazu einfinden!

Die Stadt Seehausen ist stolz darauf, an ihrer Stadtschule 4½ Jahr lang Johann Joachim Winckelmann als Konrektor besessen zu haben. Stolzer aber kann das benachbarte Falkenberg sein als der Geburtsort eines der hervorragendsten Helden der Freiheitskriege.

Bülow von Dennewitz ist daselbst auf dem jetzt Vester'schen Gute am 16. Februar 1755 geboren. Das Kirchenbuch und alte, noch vorhandene Gutsakten geben wenig Aufschluß über die Geschichte jenes Helden, um so mehr aber über seine Eltern, Groß- und Urgroßeltern.

Das Gut war länger als ein Jahrhundert, von 1688 bis 1795 im Besitz der Familie von Bülow. Vom Kloster Amelungsborn war es im vierzehnten Jahrhundert mit Schönberg an die Familie von Schönberg gelangt. Als diese um 1540 ausstarb, gelang es denen von der Schulenburg, von dem ihnen gewogenen Joachim II. die Belehnung zu erhalten. Im dreißigjährigen Kriege stark verschuldet, ging es in die Verwaltung einer Gläubigerin, der Herzogin Sibylla von Braunschweig-Lüneburg über, von deren Erben der Präsident Paul Joachim von Bülow seit 1673 einzelne Antheile erwarb. Dessen Kinder wurden 1688 mit Schönberg und Falkenberg belehnt. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts war der Kanzler Wilhelm Dietrich von Bülow Besitzer beider Güter. Dieser starb zu Berlin am 18. September 1737 und wurde im Erbbegräbniß zu Schönberg feierlich in der Nacht bei Fackelschein beigesetzt.

Sein einziger Sohn Friedrich, 1698 geboren, ward 1726 kurbrandenburgischer Gesandter in Stockholm. Hier überschritt er in den damaligen Verwickelungen über Schleswig-Holstein seine Instruktionen und wurde sofort zurückberufen. Friedrich Wilhelm I. erließ an ihn die stärksten Verweise und Bedrohungen: „in Eisen und Banden" solle er „geschmiedet werden" — er wurde aber später wieder zu Gnaden angenommen. Als Geheimrath in Berlin gerieth er das zweite Mal in Ungnade. Er war verdächtig, um Friedrichs des Großen Fluchtpläne gewußt zu haben, und wurde gleichzeitig mit seiner Schwester, erster Hofdame der Königin, nach Lithauen verwiesen, — zwei Stunden nach der Entdeckung mußten sie die Reise in die Verbannung antreten.

Von Lithauen, wo er übrigens Präsident des Hofgerichts war, kehrte er 1735 nach Berlin zurück und wurde Geheimer Staatsminister. Als solcher starb er acht Monate nach seinem Vater am 18. Mai 1738 auf einem ostpreußischen Gute. Er hinterließ seine Wittwe, eine Tochter des Generalfeldmarschalls von Arnim, mit vier unmündigen Söhnen in keiner glänzenden Vermögenslage. Den Kindern wurden der Feldmarschall Schwerin und Mylius, der bekannte Herausgeber der Brandenburgischen Edikte, zu Vormündern bestellt. Der älteste Sohn, Friedrich Ulrich Arwegh, 1726 in Stockholm geboren, ist der Vater des Generals Bülow von Dennewitz.

Der Biograph des Letzteren, Varnhagen von Ense,*) erzählt von dem Vater seines Helden, derselbe sei mit zwei Brüdern früh in den vaterländischen Kriegsdienst getreten, habe als Lieutenant in dem Regiment des Feldmarschalls Grafen von Schwerin den ersten schlesischen Krieg rühmlich mitgemacht, nach dem Frieden aber seinen Abschied genommen und sich auf das Erbgut Falkenberg zurückgezogen, das ihm nebst dem Gute Schönberg durch den Tod seines Vaters zugefallen war. Hier habe er nach freier Wahl die Tochter eines Superintendenten geheirathet, mit ihr in „vergnüglicher Ehe" gelebt, eifrig beschäftigt mit französischer Poesie, mit Musik und Philosophie „in stiller Zurückgezogenheit bei ansehnlichem Wohlstand ein thätig-behagliches frohes Leben geführt" und die Pflege und Erziehung der in den ersten zehn Jahren seiner Ehe geborenen fünf Söhne mit einsichtigem Freisinn geleitet.

In Wirklichkeit floß das Leben der Eltern des Generals keineswegs so ruhig und glatt dahin. Die beiden Güter Schönberg und Falkenberg mußten in ungetrennter Gemeinschaft der Erben im Interesse der Nachlaßgläubiger lange Jahre verwaltet werden, da es nicht gelingen wollte, das größere derselben, Schönberg, freihändig zu veräußern. Im Januar 1752 auf 74,146 Thaler geschätzt, wurde es in der Subhastation am 16. Juli 1755 dem Hauptmann von Lüderitz für 51,200 Thaler zugeschlagen. Erst

*) Vergl. A. Varnhagen von Ense: Leben des Generals Grafen Bülow von Dennewitz. Berlin 1853. Varnhagen kann niemals in der Wische gewesen sein; er denkt sich Falkenberg wie ein beliebiges uckermärkisches Rittergutsdorf.

nachher konnte der älteste der Gebrüder das übrig gebliebene Gut Falkenberg als alleiniges Eigenthum übernehmen.

In die Schwierigkeiten der Eheschließung gewährt das Kirchenbuch von Falkenberg einigen Einblick. Die Mutter des Generals, die „Superintendententochter", von der sich nach Varnhagen „seltsamerweise bei den Nachkommen nur der Name Sophie und die Erinnerung verständiger und wohlwollender Fürsorge erhalten hat", verwandelt sich darnach in eine altmärkische Kantortochter Sophie Schultze, und die Eheschließung konnte erst fast sieben Jahre nach der Geburt des Generals, der der dritte von fünf Brüdern war, vollzogen werden. Über die beiden ältesten — Karl Ulrich, geboren 1750, und August Christian, geboren 1752 — ist im Kirchenbuch von Falkenberg nichts zu entdecken; dagegen finden wir darin folgende, die Geschichte der Familie aufklärende Eintragungen:

„Am 16. Februar 1755 ist Sophie Schultzen, aus Beetzendorf gebürtig, von einem jungen Sohn, davon der hiesige älteste Herr Baron von Bülow Vater ist, entbunden, welcher an eben dem Tage getauft und Friedrich Wilhelm benamet worden. Weil das Kind die Nothtaufe empfangen, so sind keine Gevattern erbeten, sondern der Vater hat es zur Taufe gehalten."

„1761 den 27. Dezember ist der hiesige Herr Baron Friedrich Ulrich Arwedt von Bülow mit Mad. Anna Dorothea Sophia Schultzen, des Herrn Schultzes Kantoris in Diestorf eheleibliche Tochter kopuliret worden."

„1763 am 22. Mai ist des hiesigen Herrn Barons Friedrich Ulrich Arwech von Bülow's Frau Gemahlin von einem jungen Sohn entbunden, welcher den 27 ej. getauft und Adam Heinrich Dieterich benamet worden."

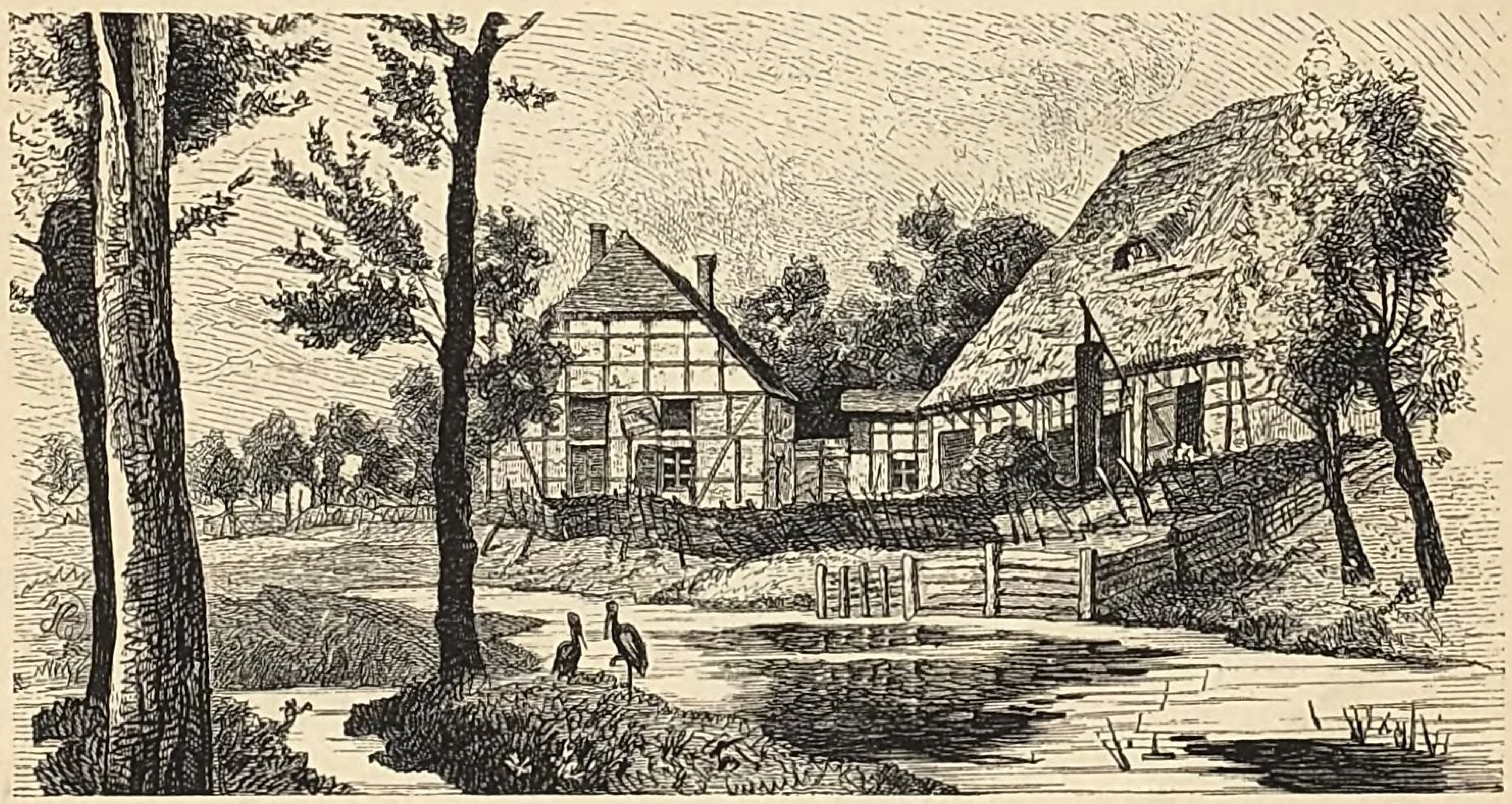
„1769 den 24. Oktober des Morgens um 4 Uhr ist des hiesigen Herrn Barons Friedrich Ulrich Harwech von Bülow seine Gemahlin Anna Dorothea Maria, geb. Schultzen von einem jungen Sohn entbunden worden, welcher den 26ten getauft und Georg Wilhelm Ludwig benannt ward."

„1791 9 November ist Herr Friedrich Ulrich Arwech Freiherr von Bülow am Schlage gestorben und den 17 ej. in der Stille beerdigt. Alt 65 Jahr."

Als Friedrich Wilhelm von Bülow die Nothtaufe erhielt, war sein Vater noch nicht Eigenthümer von Falkenberg, er war noch „der älteste Herr Baron". Wegen des fehlenden Konsenses hatte er, so lange er Offizier war, die altmärkische Kantorstochter nicht heirathen können. Bei der Eheschließung Ende 1761 war er „der hiesige Herr Baron", also Rittergutsbesitzer von Falkenberg. Das kleine, einstöckige Gutshaus ist vielleicht

in jener Zeit, als Schönberg verkauft wurde, zum Wohnhaus eingerichtet worden. Die mündliche Ueberlieferung will wissen, der General sei, während das Wohnhaus umgebaut wurde, im Tagelöhnerhause geboren.

Über die Erziehung der ältesten drei Brüder, also auch des Generals, giebt uns das Todtenregister des Falkenberger Kirchenbuchs eine Belehrung:



Bülow'scher Gutshof in Falkenberg.

„Am 21. April 1769 Morgens 6 Uhr ist Herr Joh. Seiler, Candidatus ministerii und bisheriger in die vier Jahr gewesener Lehrer der drei ältesten Söhne des Herrn Barons von Bülow an der Wassersucht im Herrn entschlafen. Er ist den 12. Dezbr. 1729 zu Markleuthen im Baireuthischen geboren unweit Wunsiedel. Sein Vater, welcher viele Jahre in Kaiserlichen Kriegsdiensten gestanden, hat geheißen Matthias Seiler und seine Mutter Catharina Abelmesserin. Er ist in der Stille auf sein Verlangen am 24. April des Abends auf der Bülowschen Grabstelle unter einem daselbst befindlichen alten Leichensteine beerdigt worden."

Dieser alte Kandidat, der den späteren General von dessen zehnten bis vierzehnten Lebensjahr unterrichtet, war wohl jener Hofmeister, den Varnhagen als vorzüglichen Lateiner rühmt. Die Söhne kamen früh von Hause. Der Vater, der französische Gedichte machte und die Kniegeige spielte, warf sich seit 1773 auf die Swedenborg'sche Philosophie und versank in Geisteskrankheit. Die Mutter scheint ihren Mann nur kurze Zeit überlebt zu haben. Denn bei Verhandlungen über die Veräußerung und Theilung des Nach-

lasses geschieht ihrer keine Erwähnung. Am 22. Juni 1793 verkauften die fünf Gebrüder von Bülow das Gut Falkenberg an Herrn von Stülpnagel für 35,000 Thaler Gold und 42,300 Thaler Kourant. Die Einwilligung Friedrich Wilhelm von Bülow's, Majors und Gouverneurs des Prinzen Louis Ferdinand, ist vom 6. Mai 1795 im Kantonirungsquartier Teklenburg datirt.



Bülow von Dennewitz.

Mit dem Verkauf Falkenbergs hörten Friedrich Wilhelm's Beziehungen zur Altmark auf. Der Sieger von Großbeeren und Dennewitz, der große Kriegsheld, der glänzende Feldherr, — zugleich ausgezeichnet durch Fürsorge für seine Soldaten, war im bürgerlichen Leben ein menschenfreundlicher, aufgeklärter, feingebildeter Mann von hoher musikalischer Begabung. Er starb am 25. Februar 1816. Von seinen Brüdern war der bedeutendste der in Falkenberg 1763 geborene Adam Heinrich Dietrich, der abenteuerliche Militärschriftsteller, der 1806 als Staatsgefangener nach Kolberg und von dort nach Riga gebracht wurde und dann verschollen ist.

Das Bülow'sche Gut Falkenberg ist fast ein halbes Jahrhundert bei den Stülpnagels geblieben. Dann kam es auf kurze Zeit an den Grafen Alvensleben-Weteritz, der es dismembrirte. Die späteren Besitzer des übrig gebliebenen Stammguts, ein bürgerlicher Bülow und Vester, haben bisher

Bülow's von Dennewitz Geburtshaus fast unverändert gelassen. Falkenberg hat außerdem noch ein zweites Rittergut, zu Bülow's Zeiten der Familie von Rossow gehörend.

Zur Untersuchung der Wischer Kolonisationsverhältnisse sind die an beiden Seiten des Tauben Alands belegenen Ortschaften Falkenberg und Schönberg, Ferchlipp, Lichterfelde und Wendemark insofern besonders geeignet, als bei ihnen die Hufenvertheilung durch das in Schlangenwindungen fließende Wasser eine feste Gestalt annahm, überdies der Taube Aland die uralte Grenze der Bisthümer Verden und Halberstadt bildete und deshalb auch für politische Eintheilungen maßgebend wurde. Große Schwierigkeit bereitet indeß in diesen Ortschaften die verschiedene Rangordnung der Einzelhöfe, — das bunte Durcheinander von Rittergütern, Freihöfen und Bauerhöfen, lauter Besitzungen, die heute gleiches Recht genießen, also schwieriger zu unterscheiden sind, wie in der altpreußischen Zeit vor 1806. Dazumal klagte F. W. A. Bratring in der Vorrede zu seiner statistisch-topographischen Beschreibung der gesammten Mark Brandenburg (1804) über die Noth, die ihm die Beschreibung eines einzelnen Dorfes wie Wendemark mache. Dieses Pfarrdorf bestehe aus vier Theilen: Ober- und Nieder-Wendemark, zum Seehausen'schen Kreise gehörig, würden durch die sonderbaren Windungen und Schlangengänge des Alands von Paris- und Vorwerk Wendemark, die zum Arneburg'schen Kreise gehören, getrennt; jede der vier Abtheilungen habe ihren besondern Schulzen. Er führt hierauf die vier Abtheilungen mit ihren Bestandtheilen einzeln auf. Darnach besteht 1) Ober-Wendemark aus dem Rittergute Neu-Goldbeck (ehedem Seehof), aus einem adligen Lehnhofe und einem großen Bauerhofe. 2) Zu Nieder-Wendemark gehören: Kirche, Pfarre und Schule, der aus zwei früheren Rittergütern derer von Wulsch, einem Ackerhofe und drei Büdnerstellen bestehende Engel'sche Freihof; fünf große Bauerhöfe, eine Windmühle nebst einer halben Hufe Ritteracker und ein kleines Jagow'sches Afterlehen. 3) Paris-Wendemark enthält ein Rittergut nebst Zubehör, einen Freihof und einen Bauerhof. 4) Vorwerk Wendemark umfaßt zwei Freihöfe, von denen der eine Einhof genannt wird, und zwei große Bauerhöfe.

Wenig einfacher ist die Vertheilung in Falkenberg. Hier liegen, wie

in den meisten Wischedörfern, fast alle Gehöfte an einem und demselben geraden Wege, am meisten westlich befinden sich der große Biesehof (450 Morgen) und der kleine Biesehof, zwei Freigüter, mit deren ersterem ein Freihof Elsebusch vereinigt ist. Nördlich vom Aland, vermuthlich erst in Folge eines Ausbaues, liegen die Freigüter Groß-Schallun (700 Morgen) und Klein-Schallun mit dem „Kalentimp“ (400 Morgen). Am Wege folgen vier nicht besonders benannte große Höfe und zwei Freigüter, die Schindelhöfe. Die meisten der bis dahin aufgeführten Güter haben sogenannte Esse; dies sind Ländereien nördlich vom Wege, eingeschlossen von den Krümmungen des Tauben Alands. Nicht blos an letzterem belegene Ortschaften haben Esse, sondern auch die Stadt Seehausen am Aland und Neuenkirchen an der Aue. Man meint heute, wie nach Steinhart zu Anfang des Jahrhunderts, die Benennung von der krummen Figur eines lateinischen S herleiten zu müssen; allein in Westfalen und vermuthlich auch in holländischen Distrikten ist Esch oder Ess im Gegensatz zum Kamp das nicht eingezäunte Feld, auf welchem die Genossen nach der Ernte ihr Vieh weiden dürfen.*) Die Esse von Falkenberg liegen etwa sechs Fuß höher, als die Wieseneinlage, durch die der Taube Aland fließt (das Alandriet), und haben fruchtbaren Boden. Ebenso hoch liegt und noch kräftigeren, besseren Boden hat der an die Esse anschließende „Kaletimp“; an diesen aber grenzt die am höchsten belegene „Worth“; so heißt hier die Bodenerhöhung, auf welcher Kirche, Pfarre, Schule und Krug nebst Zubehör stehen. Auch „Blockland“ — vermuthlich ein zunächst unvertheilt gebliebenes Stück Land — und Weinhufe — Stiftung zur Beschaffung des Abendmahlweins — schließen an die Worth an. Östlich folgen sodann das erste und das zweite Rittergut.

*) Vergleiche Grimm's Wörterbuch unter Esch die dort angegebenen Stellen aus Weisthümern, alten Wörterbüchern, Justus Möser's Osnabrückische Geschichte u. s. w. In Grimm ist besonders hervorgehoben, daß der Ausdruck im östlichen Niederdeutschland — Hannover, Holstein, Mecklenburg, den Marken, Pommern — zu fehlen scheine. Maurer, Einleitung zur Geschichte der Mark-, Hof-, Dorf- und Stadtverfassung, stellt Esch gleich Flur, Gewanne, Gemarkung; Dreifelder-Eintheilung: Sommer-Esch, Winter-Esch, leere Esch (Seite 74 und 75). In Maurer's Geschichte der Markenverfassung (1856) heißt es Seite 48: „Unter einer Esche (in Westfalen) verstand man ein aus der Mark ausgeschiedenes Ackerfeld, welches Mehreren zugehört hat und unter diese vertheilt war, aber nicht mit Aufwürfen oder Zäunen durchschnitten werden durfte, indem allen Genossen des Esches das Recht zustand, nach der Ernte ihr Vieh hineintreiben zu dürfen.“

Bei der Vertheilung der Gemeindelasten wird in Falkenberg nach Hufen gerechnet. Die einfachen Höfe scheinen 1³/₄ Hufen enthalten zu haben, das eine Rittergut aber 5, das andere 7 Hufen; die Hufe betrug 160 bis 170 Magdeburgische Morgen. Die Esse sind, soweit die gegenwärtigen Bewohner wissen, niemals der Stoppelweide oder sonst gemeinschaftlicher Nutzung unterworfen gewesen.

In den letzten Jahrhunderten sind für die Wische eine große Menge Rittersitze, mehr als in anderen Theilen der Altmark, nachgewiesen. Die Holländer brachten keine Edelleute mit, — die Kolonisten brauchten keine Ritter zu ihrem Schutze. Woher nun aber schon vom 14. Jahrhundert an die vielen Edelhöfe?

Man wird zweierlei Erklärungen dafür finden: Gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ward die Uckermark durch die askanischen Markgrafen in heißen Kämpfen erobert; aus der Wische zogen sicherlich zahlreiche Kolonisten nach der Uckermark und dem Lande Stargard; zählt man doch in ersterer einige vierzig Ortschaften mit den Namen altmärkischer Städte und Dörfer. Wie überall in der Welt bei Kolonisationen, ward die neue Bewegung von den Pionieren der älteren Kolonie lebhaft unterstützt; viele Kolonisten verließen die von ihnen besiedelten Ortschaften, verkauften ihre Besitzungen mit Vortheil und machten einem weniger abenteuerlichen Geschlechte Platz. Es läßt sich annehmen, daß der rings um die Wische auf den Dörfern angesessene Adel eifrig nachrückte und zahlreiche Höfe erwarb.

Aber ferner trat bald nach der Besiedelung der Wische gewiß mancher Holländersohn in die markgräfliche Mannschaft; gab es doch in den folgenden Jahrzehnten Kriege und Kreuzzüge genug. Wenn wir auch nicht die Meinung theilen, daß die Kolonisations-Unternehmer, die sich als Gründergewinn mit der Freihufe das Richter- oder Schultheißenamt zu erblichem und veräußerlichem Recht übertragen ließen, überall zu Edelherren geworden sind, so werden wir doch in den märkischen Edelleuten, die, in der Wische oder deren nächster Nähe angesessen, ihren Namen von neubegründeten Wischerorten entlehnten, Sprößlinge jener Gründer der Wische vermuthen müssen, die aus Holland noch keine Familiennamen mitgebracht hatten. Dazu rechnen wir die von Giesenslage; der bereits 1204 nachgewiesene

Johann von Giesenslage wird ein Abkömmling oder Anverwandter jenes Giso sein, nach dem Giesenslage benannt wurde. Eine Familie von Rengerslage taucht urkundlich 1271 auf und hatte bis 1677 Besitzungen in Rengerslage. Auch Edelleute von Germerslage (bis 1702), von Retfeld, mit Besitzungen in Herzfeld und Lichterfelde bis 1640, von Osterholz von 1376 bis 1600, von Kruge (Crüden) von 1236 bis 1556, Paris von 1316 bis 1500, Valye, vermuthlich Valke (nicht von Valye), rittermäßige Mannen von Arneburg, von 1226 bis 1323, wird man als Nachkommen der Holländer zu betrachten haben. Noch zweifelloser dürfte dies bei der Familie von Kannenberg sein, die von 1320 bis 1662 im Besitz von Kannenberg war und wahrscheinlich zur selben Sippe gehörte, wie die gleichzeitig in der Wische auftretende Familie „aus dem Pfuhl", von Pfuhl. Ritter Giso von Schönberg ferner wird bereits 1271 genannt; im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert saß dessen Familie in Rengerslage, auf Speckhof, in Falkenberg, Schönberg, Lichterfelde, um noch vor 1600 zu erlöschen. Von altmärkischen Holländern aus Königsmark stammen auch vermuthlich die von Königsmark, da Henricus de Kongesmark schon 1225 in einer die Stadt Werben betreffenden Urkunde vorkommt. Die Familie verließ frühzeitig die Altmark.

In nächster Nähe auf dem Höhenrande, der die Wische in einem Halbkreise umzieht, hausten zum Schutz der den Einfällen der Wenden am meisten ausgesetzten Gegend von früher eine große Anzahl ritterlicher Geschlechter. Nach dem Kranz der nahe gelegenen Ortschaften Schwarzholz, Krusemark, Möllendorf, Rohrbeck (von Rohr), Hindenburg, Uchtenhagen, Calberwisch, Düsedau, Meseberg, Barsewisch (wüst) nannten sich Familien, die zeitweilig große Besitzungen in der Wische gehabt haben, aber wohl nicht von den Holländern stammten. Reich begütert darin waren ferner die altmärkischen Familien von Rossau (Dorf und Burg an der Biese), von Wultzke oder Wulsch (aus Hohenwulsch), von Pieverling (aus Peulingen), von Rintorf (aus Rindtorf), und andere mehr.

Unter der entsetzlichen Fehdezeit, in der ein bedeutender Theil der altmärkischen Dörfer durch wiederholtes Ausbrennen und Auspochen zu Grunde gegangen ist, hat die eigentliche Wische verhältnißmäßig wenig gelitten —

sie war für Raubzüge der magdeburgischen oder mecklenburgischen Ritterschaft zu schwer zugänglich, auch lohnte sich das Auspochen von Einzelhöfen nicht der Mühe und Gefahr. Veranlassung dazu hätten die Wische-Junker sonst auch wohl gegeben; denn ihre Thaten fehlen in den bekannten Klagschriften zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts nicht. So werden in einer Klagschrift von 1420 Heinrich von Königsmark und Claus Wultzk beschuldigt, 1413, also zur Zeit, als schon die schöne Else auf der Kaiserburg in Tangermünde Hof hielt, auf der Fähre zu Altenzaun zwei Pferde gestohlen und in ihre Höfe zu Wasmerslage und Wendemark gebracht zu haben.

Wie wir bereits erwähnten, wurde die Wische im dreißigjährigen Kriege arg verwüstet und ganz verödet. Sie hat sich schneller als die Städte erholt. Von Land und Leuten weiß schon Steinhart (1800) nicht genug Rühmens zu machen. In den alten Zeiten, erzählt er, sei die Wische mehr für Viehzucht als für Ackerbau tauglich gewesen. Dazumal hätten Lübecker und Hamburger Viehhändler ganze Feldmarken gepachtet und als Fettweide für ihre Ochsen benutzt. Der Acker sei ein schwerer Klei, der nur bei günstiger Witterung und fast nie anders als mit 6 bis 8 Pferden — in der Brache wohl gar mit Vorspann von 12 Pferden gepflügt werden könne. In etlichen Orten hatten, wie Bekmann (1753) berichtet,

„weil das Erdreich allhier sehr lattich und zwar im Sommer sehr hart, aber bei Thau- und Regenwetter sehr weich und tief wird, so daß man fast nicht aus einem Hofe zum andern kommen kann, die Einwohner sich von Jugend auf gewöhnet, auf Stelzen wohl zwei bis drei Fuß hoch zu gehen, welche sie unter den Füßen zuschnüren, sich auch derer so fertig zu gebrauchen und darauf ohne Stock zu gehen wissen, als andere auf den Füßen auf plattem Lande."

Steinhart, der die Hufen zu fünf Wispel Aussaat und zu 120 Magdeburger Morgen rechnet, stellt eine Vergleichung der Magdeburger Börde mit der Wische an und preist als die Vorzüge der letzteren das bisher noch vorhandene nothdürftige Holz, die Viehzucht und den Obstgewinn, der schon eine bedeutende Einnahme gewähre, da die Berliner kämen und das Obst zu sehr ansehnlichen Preisen aufkauften. Er entwickelt dagegen, daß für viele Früchte der Boden zu schwer sei, auch die sonst so nützliche Stallfütterung wegen der großen Menge Spannvieh, das gehalten werden müßte, nicht anwendbar sei. Er klagt über den Mangel an Menschenhänden,

rühmt dagegen an den Bewohnern der Wische, als einer fruchtbaren Gegend, ihre körperlichen und geistigen Vorzüge, vor Allem einen höheren Grad von Freiheit und Selbstvertrauen.

Die Wische mag seitdem durch die allmähliche Ausdehnung des Ackerbaues, durch die bessere Regulirung der Wasserläufe und den sichereren Schutz vor Überschwemmungen sich wirthschaftlich sehr verändert haben. Vergeblich sucht man im Winter nach jenen Stelzenläufern; die Leute, die in ihrer Jugend auf Stelzen zur Schule und Kirche gingen, sterben bald aus. Die Landwirthschaft hat die Schwierigkeiten des Bodens zu überwinden gelernt; freilich treten bei der schnellen und steten Verbesserung der Verkehrsmittel die Nachtheile der Einzelhofverfassung um so greller hervor. Schon Steinhart wies darauf hin, daß diese Verfassung gemeinnützige Anstalten, wie Straßenbau, Holzanpflanzungen und dergl., wenig begünstige, auch den Schulunterricht durch die weiten, im Winter schlechten Wege erschwere.*) Der größte Nachtheil aber ist der Arbeitermangel. Wo ringsum Einzelhöfe sind, ist in gegenwärtiger Zeit ein tüchtiger, zuverlässiger landwirthschaftlicher Arbeiter schwer zu fesseln. Es fehlt demselben in solcher Gegend jede Gelegenheit, sich von Ersparnissen ein Eigenthum, ein Häuschen mit Garten und Ackerland zu erwerben; überdies ist das Leben auf dem Einzelhof für den Dienstboten und Arbeiter einförmiger und weniger vergnüglich, wie in größeren Dörfern.

Die Gutsbesitzer der Wische haben in neuester Zeit ein an sich naheliegendes und doch den früheren Anschauungen gar sehr widersprechendes Mittel entdeckt, sich für die durch Maschinen nicht ausführbaren Arbeiten in der bedrängtesten Jahreszeit tüchtige und billige Arbeitskräfte zu verschaffen. Der wandernde Handwerksbursch, der ohne Arbeit umherzieht und allmählich zum Tagedieb und Strolch herunterkommt, hat sich bei Beginn der Ernte für viele Höfe der Wische, auf denen er sonst einen Zehrpfennig

*) Steinhart, der ungenannte Verfasser des zweibändigen Buches: „Uber die Altmark" zeigt große Einsicht in Beurtheilung volkswirthschaftlicher Fragen. Nach seinem Verzeichniß der Pfarren und Prediger war Heinrich Christoph Steinhart aus Vienau gebürtig, damals (1800) 36 Jahr alt und seit acht Jahren Prediger in Dobbrun bei Seehausen.

erbettelte, in eine begehrte, ja umworbene Arbeitskraft verwandelt. Man fragt ihn nicht nach Arbeits- oder Wanderbuch. Scheel angesehen von den Dienstboten und Hofarbeitern, stellt er sich willig und eifrig in Reihe und Glied, greift fest zu und harrt aus, als wäre er bei der gesunden Landarbeit groß geworden. Die treffliche, reichliche Kost läßt ihn bald den Mangel des gewohnten Branntweins vergessen, kein Wirthshausschild verlockt ihn zum blauen Montag. Der harten Arbeit in freier Luft folgt ein fester, gesunder Schlaf auf reinlicher Streu. Vom verdienten Lohn wird zunächst das Nothwendigste für die Fortsetzung des Wanderlebens — ein Paar derber Stiefel angeschafft.

„Und Sie sind mit den Leuten zufrieden?“ — fragte ich meinen Gastfreund.

„Zufrieden? — die Kerle sind bei uns ausgezeichnet, — ehrlich und treu und fleißig, wie man es nur verlangen kann. Als ich vor einigen Jahren den ersten Handwerksburschen auf meinem Hofe einstellte, hat mancher Nachbar gelacht. Jetzt holen sich alle Besitzer rundum Arbeiter frisch von den Herbergen in Seehausen fort. Ohne Handwerksburschen bald kein Wischer Hof.“

Nun, in den Niederlanden werden um Johanni, wo Dienstbotenwechsel ist, die Mägde in vier- und sechsspännigen, blumengeschmückten Wagen festlich eingeholt! Dazu singt man in den „Brabantischen Kämpen“ ein Lied zum Preise der Fahrt nach Ostland zur „besseren Stätte“. Der vlämische Forscher Willems erklärt es in vollem Ernst für zweifellos, daß dieses Lied „aus den Zeiten überliefert ist, als Tausende Vläminger und Brabanter nach Ostland, d. i. nach dem Norden von Deutschland auswanderten und dort Niederlassungen für den Ackerbau gründeten.“ Das Lied lautet:

1. Naer Oostland willen wy ryden,
naer Oostland willen wy meê,
al over die groene heiden,
frisch over die heiden,
daer isser een betere steê.

2. Als wy binnen Oostland komen
al onder dat hooge huis,
daer worden wy binnen gelaten,
frisch over die heiden,
zy heeten ons willekom zyn.

3. Ja, willekom moeten wy wezen,
zeer willekom moeten wy zyn.
daer zullen wi avond en morgen
frisch over die heiden,
nog drinken den koelen wyn.

4. Wy drinken den wyn er uit schalen
en't bier ook zoo veel ons belieft;
daer is het zoo vrolyk te leven,
frisch over die heiden,
daer woont er myn zoete lief. *)

Mag Willems' kühne Deutung auch irrig sein, — sie beweist wenigstens, daß in der alten Heimat der Niederländer, welche sich vor 730 Jahren durch harte Arbeit die fruchtbare Wische eroberten, sich die Sehnsucht nach dem schönen Osten bis auf unsere Tage lebendig erhalten hat. Für die Bewohner der übervölkerten, von der wilden See bedrohten und geschädigten Landstriche im Westen blieb das Ostland das gelobte Land der Zukunft, — das Ostland, in dem es genug Wein zu trinken giebt, in dem es fröhlich zu leben ist, und in dem das süße Herzliebchen wohnt.

Auch derjenige unserer Leser, der dort kein süßes Lieb zu wohnen hat, darf nimmermehr bei dem Ostland der Altmark, bei der Wische, vorbeifahren, wenn er die Altmark kennen lernen will. Er findet daselbst eigenartige Zustände, fruchtbaren Boden, einen tüchtigen, selbstbewußten Menschenschlag und eine prächtige Landschaft. Freilich wandert man leider nicht mehr, wie zu Steinhart's Zeit, die Landstraße entlang „fast beständig im Schatten der schönsten Eichen", — aber von den malerischen „Eichenrähmen", von jenen mit Bäumen und Gebüsch bewachsenen Grabenwällen zwischen den Feldern und Wiesen der Höfe sind noch gar viele vorhanden, und die aus dichtem Gebüsch hervorlugenden stattlichen Gehöfte präsentiren sich dem Wanderer so einladend, daß auch er ausrufen möchte:

Hier muß es fröhlich zu leben sein, hier laßt uns bleiben!

*) Hoffmann von Fallersleben bringt das Lied nach Willems mit dessen Einleitung unter No. 105 der Niederländischen Volkslieder — 2. Ausgabe 1856. — (1. Nach Ostland wollen wir reiten, nach Ostland wollen wir mit, wohl über die grüne Heide . . da giebt es eine bessere Stätte. 2. Als wir binnen Ostland kamen wohl unter das hohe Haus, da wurden wir eingelassen . . sie hießen uns willkommen sein. 3. Ja willkommen, sehr willkommen mußten wir sein, da sollten wir Abends und Morgens genug trinken den kühlen Wein. 4. Wir trinken den Wein da aus Schalen und Bier auch, so viel uns beliebt, da ist es so fröhlich zu leben . . da wohnt mein süßes Lieb.) Hoffmann will übrigens von Willems' Deutung nichts wissen.

Nachwort.

Unsere Wanderung ist zu Ende. Wer uns aufmerksam folgte, wird uns zustimmen: Die Altmark ist ein merkwürdiges Ländchen, gar mannigfaltig und abwechslungsvoll mit reicher Vergangenheit, mit schönen alten Städten, absonderlichen Landschaften und tüchtigen Bewohnern. Von letzteren, von ihren Sitten und Bräuchen, von ihren Liedern und Sprüchen, hätten wir gern mehr gebracht. Allein wir verweilten zu lange bei Begebenheiten alter Zeiten, und doch haben wir manchen Ort, von dem sich Seltsames berichten läßt, nicht einmal erwähnt. Die Fülle des Stoffs erschwerte die Auswahl. Wir sind zufrieden, wenn wir die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die Altmark lenkten und wenn wir in manchem Landsmann Lust und Liebe zur Geschichte seiner Heimat und zu deren geschichtlichen und vorgeschichtlichen Denkmälern hervorriefen oder förderten.

Im harten Kampfe um's Dasein werden durch Vergleichung gegenwärtiger Zustände mit denen früherer Jahrhunderte die Kräfte zur Arbeit gestählt, der Geist ermuthigt und gefestigt und die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft geweckt und wach erhalten.

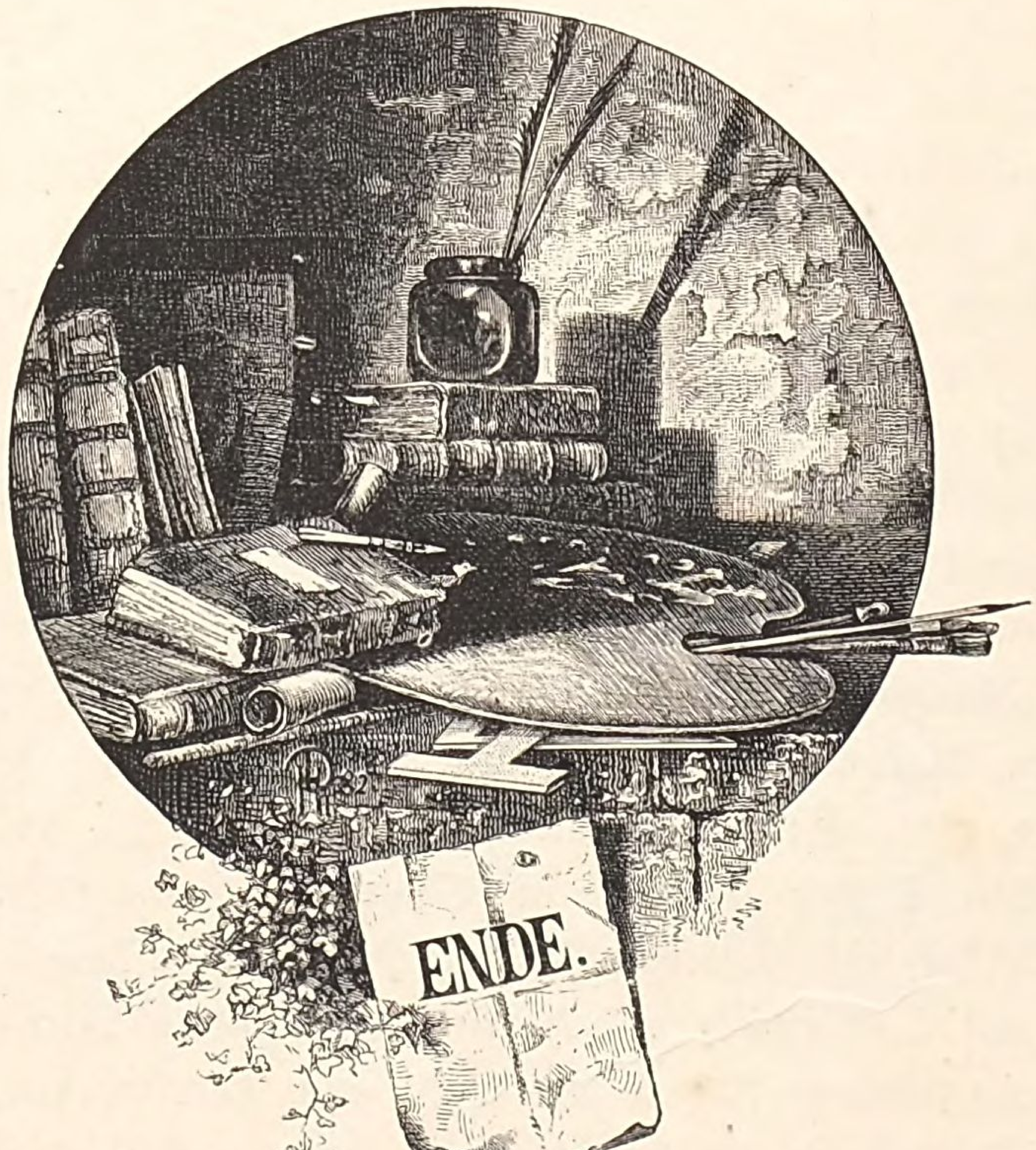
Wir können von den Lesern nicht scheiden, ohne nicht allen denjenigen unsern herzlichen Dank auszusprechen, die uns in unserer Arbeit, namentlich bei Benutzung von Bibliotheken und Archiven oder bei Aufsuchung anderer Quellen, freundlich unterstützt haben. In besonders hohem Grade gebührt unser Dank dem Herrn Major Freiherrn von dem Knesebeck auf Tylsen, dessen wohlwollenden Rathes wir uns von Anfang an zu erfreuen hatten. Ferner den Herren Bürgermeister Zechlin und Gymnasiallehrer Gaedke zu Salzwedel, Herrn Diakonus Adolf Parisius zu Gardelegen, dem Magistrat zu Tangermünde, den Herren Brauereibesitzer Neumann und Lehrer Behne daselbst, Herrn Pastor Krause in Osterwohl, den Herren Gutsbesitzer Ferdinand Müller und Rittergutsbesitzer Vester in Falkenberg, Herrn Major von Jagow auf Calberwisch und Herrn Rathmann A. Schultze in Seehausen.

Mit Genugthuung dürfen wir wohl auch hervorheben, daß die streng aktenmäßige Darstellung der Lebens- und Leidensgeschichte der unglücklichen

Grete Minden zu einer wirklichen Ehrenrettung derselben geworden ist. Wie die Zeitungen berichteten, sind zwar am Sonnabend nach Marien 1882 (9. Septbr.), wie alljährlich seit 1619, Nachmittags von 4 bis 5 Uhr alle Glocken der Stadt Tangermünde geläutet worden zur Erinnerung an jene Schreckensstunden, in der die furchtbare Feuersbrunst begann.

„Aber als am Sonntag, den 10. September die 264. Gedächtnißpredigt gehalten wurde, verkündete der Oberprediger Lampe den versammelten Andächtigen, daß nach den neuesten zuverlässigen Ermittelungen Grete Minden an der furchtbaren Feuersbrunst vom 13. September 1619 unschuldig sei und schuldlos den Feuertod erlitten habe."

Möge künftig allzeit in Stadt und Land Recht und Gerechtigkeit herrschen. Mögen auch fürder die Kinder der halbverschollenen Landschaft, aus der der Brandenburgisch-Preußische Staat erwuchs, ohne Wanken und Schwanken fest zu Kaiser und Reich stehn und die heiße Liebe zum deutschen Vaterlande verbinden mit dem vollberechtigten Stolz auf die theure altmärkische Heimat!



Bayerische
Staatsbibliothek
München

20.4.65